

# DER HAND WERKES

„Das Ende der anrückenden Zeit ist ganz nahe. Vor dem Ende der Welt werden auf dem ganzen Erdkreis außerordentliche und ungewöhnliche Zeichen in der Natur sichtbar und greifbar werden. Unter den Zeichen, die das Ende der Welt ankündigen werden, wird eines der am deutlichsten erkennbaren Zeichen darin bestehen, daß der jüdische Staat in 25 Jahren wieder entstehen wird. Luzifer wird in zehn Jahren aus der

# GE SELLE

Hölle fahren, damit er die ganze Welt peinige, die ganze Menschheit quäle, die Christen in Versuchung bringe, ihre Standhaftigkeit ins Wanken bringe und ihre Treue zerstöre. Er wird die auf der ganzen Welt umherirrenden bösen Geister zu einer Gruppe zusammenfassen, damit er mit vereinter Kraft seine teuflischen Pläne verwirklichen, unter den

**1** Seelen ein schreckliches Verderben anrichten und die ganze Welt dem Untergang weihen könne. Er wird als Geißel Gottes die ganze Menschheit und die ganze Welt durchpeitschen. Der Kommunismus wird sich auf der ganzen Welt ausbreiten, man wird ihn nicht abschaffen können,

und er wird bis zum Ende der Tage bleiben. Die Bezeichnung ‚Kommunismus‘ kann sich zwar ändern, aber der kommunistische Geist wird sich bis zum Ende der Zeiten auswirken.

Die Ausbreitung des Kommunismus ist ein weiteres Zeichen des rasch herannahenden Weltendes. Unter dem Deckmantel des idealen Kommunismus werden sich all diejenigen Menschen sammeln, die die Kirche von der Erdoberfläche wegfegen und die ganze Welt für ihre Zwecke in ein Chaos stürzen möchten. Die Regenten der Länder sollen dafür sorgen, daß die Reichen mit mitleidenden Herzen den Armen geben, denn in baldige wird sowieso alles zugrundegehen.“

# DER VIERTE SEHER VON FATIMA

Dr. Julius Tischler

**DER HANDWERKSGESELLE –  
DER VIERTE SEHER  
VON FATIMA**

Der Titel des vorliegenden Buches ist außergewöhnlich, und nicht wenige Leser werden zwischen den Begriffen „Handwerksgeselle“ und „vierter Seher von Fatima“ keinen Zusammenhang entdecken können.

Wir wollen deshalb an dieser Stelle den Sinn kurz erläutern. Der eigentliche Titel heißt: „Der Handwerksgeselle“.

Die Auswahl gerade dieser Überschrift hat zwei Ursachen:

1. Erlernte der Autor in seiner Jugendzeit das Schreinerhandwerk und diente damit jahrelang eben als „Geselle“ seinem Meister.
2. Nannte die Muttergottes selbst in ihrer Botschaft vom 13. Mai 1923 (II. Teil der Botschaft von Fatima) den Seher: „... du armer Handwerksgeselle!“

Die nähere Bezeichnung des „Handwerksgesellen“ als den „vierten Seher von Fatima“ bildet den Untertitel.

Nun werden viele fragen: „Wieso? In Fatima waren doch nur drei Kinder Zeugen der Muttergotteserscheinungen!“

Das dachten wir bisher alle.

Die Welt muß aber jetzt mit Verblüffung erfahren, daß nicht drei, sondern tatsächlich vier Kinder bei den Marienerscheinungen in Fatima zugegen waren.

Das ist erstaunlich und läßt den überraschten Leser erneut um nähere Erklärung bitten. Wir wollen deshalb auch hier die Hintergründe kurz aufhellen.

Für die Mitteilung des I. Teils der Botschaft von Fatima waren drei portugiesische Hirtenkinder bestimmt. Sie haben ihre Aufgabe auch getreu erfüllt.

Sechs Jahre ließ Gott der Menschheit Zeit, die Bitten der Muttergottes zu erfüllen.

# DER HANDWERKSGESELLE

DER VIERTE SEHER VON FATIMA

Wahre Erzählung

I. Band

Das rufende Wort: „... Komm und folge mir nach!“ (Mt 19,21).

VON

DR. JULIUS TISCHLER

Aus dem ungarischen Urtext übersetzt



MIRIAM-VERLAG

Josef Künzli · D-7893 Jestetten



1988.3826

(B 3866)

1. Auflage 1.-50. Tausend

© 1972 by Miriam-Verlag, Josef Künzli, D-7803 Jestetten

Alle Rechte der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung und auch der auszugsweisen Wiedergabe vorbehalten.

Weltrechte und Lizenzvergaben bei Miriam-Verlag

Herstellung: Schwarzwälder Bote KG, Zweigdruckerei Singen (Hohentwiel)

Printed in West-Germany

ISBN 3-87449-036-X

## ERKLÄRUNG

Durch das Dekret Papst Paul VI. vom 15. 11. 1966 wurden can. 1399/5 und can. 2219/1 des kirchlichen Rechtsbuches außer Kraft gesetzt. Danach ist es nicht mehr verboten, ohne Imprimatur, d. h. ohne kirchliche Druckerlaubnis, Schriften über neue Erscheinungen, Offenbarungen, Prophezeiungen, Wunder usw. zu veröffentlichen.

Der Verfasser erklärt gemäß den Vorschriften der Kirche, niedergelegt im Dekret Papst Urban VIII., daß er den in diesem Buch berichteten Ereignissen rein geschichtliche und menschliche Glaubwürdigkeit beimißt, ohne der Entscheidung der Kirche vorzugreifen.



**DIESES WERK BESTEHT AUS VIER TEILEN**

**I. und II. Band: Das rufende Wort**

**III. Band: Die Befolgung des rufenden Wortes**

**IV. Band: Die Erfüllung des Versprechens**

## LEITENDE GEDANKEN

1. „... Nicht ihr habt Mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt und euch dazu bestellt, daß ihr hingehet und Frucht bringt, bleibende Frucht. Dann wird der Vater euch alles geben, worum ihr Ihn in Meinem Namen bittet. Das ist Mein Gebot: Liebet einander!...“ (Jo 15,16–17).
2. „Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt, und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geiste geboren ist...“ (Jo 3,8).

## VORWORT

### *Ein Hinweis des Herausgebers*

Dieses Buch, verehrter Leser, das Sie jetzt in Händen halten, ist ein außergewöhnliches Buch. Außergewöhnlich deshalb, weil es mit seinem Inhalt einzigartig auf der ganzen Welt dasteht. Es beinhaltet das Leben des Autors, welcher hiermit als Schriftsteller kein Belletrist, sondern ein Werkzeug des gerechten Gottes ist. Denn wie kaum ein Mensch zuvor wurde er schon in frühester Jugend von Gott außerordentlicher Schauungen gewürdigt, die nun in diesem Werk bekanntgegeben werden.

Gleich tobender Stürme und einsamster Seelennächte sind die Kämpfe, das Weh und die Verlassenheit des damals jungen und noch zarten Kindes. So war es von der Vorsehung auserwählt, den Menschen eine gewaltige Botschaft Gottes zu bringen.

Die Aufgabe des jetzt gereiften Mannes, einem römisch-katholischen Priester und Doktor der Kirchenrechte, besteht darin, der Welt den zweiten Teil der Fatima-Botschaft bekanntzugeben und die Menschheit auf die große Weltkatastrophe und die „Zweite Ankunft“ von Jesus Christus vorzubereiten.

Das ist der Kern und Höhepunkt zumindest des ersten Bandes, den Sie, verehrter Leser, jetzt vor sich haben. Die weiteren drei Bände sind in Bearbeitung und werden der Reihe nach in Abständen von jeweils einigen Monaten erscheinen.

Aus bestimmten Gründen schreibt der Verfasser pseudonym. Er arbeitet zur Zeit in Klausur an den weiteren Bänden. Fragen, die den Inhalt des Werkes betreffen, die Sie, verehrter Leser, vielleicht beantwortet haben möchten, sind zunächst bis nach Erscheinen aller vier Bände zurückzustellen.

Der Seher ist gebürtiger Ungar, dessen Vorfahren vor 200 Jahren aus Deutschland ausgewandert sind. Seit der geglückten Flucht während des ungarischen Aufstandes im Jahre 1956 lebt er in Westeuropa.

In einer Reihe von Gesprächen hatte ich hinreichend Gelegenheit, den Verfasser unseres Buches kennenzulernen, seine Persönlichkeit zu studieren und mich von der Lauterkeit seines Charakters zu überzeugen. Ich habe

dabei einen vorzüglichen Eindruck von ihm gewonnen. Bei ihm gilt nur ein Ja oder Nein, auf Kompromisse, Abschwächungen und Unklarheiten geht er nicht ein. Das gilt besonders in Glaubensfragen. Seine entschiedene Haltung hat ihm in Ungarn jahrelange Kerkerhaft eingebracht. Er gehört mit Kardinal Fürstprimas Josef Mindszenty zu den ersten, die in Ungarn um des Glaubens willen vom kommunistischen Regime eingekerkert wurden. Noch vor seiner Verhaftung gab er Mindszenty, seinem dann zuständigen Erzbischof, Einblick in die Botschaftstexte und fragte, ob er die Schriftstücke wegen ihrer Gefährlichkeit vernichten solle. Dieser erklärte: „Auf keinen Fall! Es sind hervorragende Dokumente für die Zukunft der Kirche. Versuchen Sie unter allen Umständen, diese Offenbarungen in den wichtigsten Weltsprachen veröffentlichen zu lassen.“

Dies soll nun geschehen.

Als der Seher nach seiner Flucht aus Ungarn das Buch in seiner ungarischen Muttersprache vollendet hatte, bemühte er sich lange Zeit, einen vertrauenswürdigen Übersetzer zu finden. Das war aber keineswegs so einfach. Angst, Schrecken und Furcht vor Verfolgung saßen ihm noch in den Gliedern, denn die Auswirkungen jahrelanger Kerkerhaft ließen sich nicht so einfach abschütteln. Leider besaß der Verfasser im Westen keine Freunde, denen er sein hochbrisantes Werk hätte anvertrauen können.

Die Übersetzung wurde dann von einer Person ausgeführt, die leider kein Schriftsteller ist. Wir haben aber dafür die Gewähr, daß sie durch präzise Übersetzung ein klares, unverfälschtes Bild des Urtextes wiedergibt. Da sich der Verfasser oft einer lebendigen Ausdrucksweise bediente, war die Übersetzung an vielen Stellen schwierig. Wir wollten aber die originelle Eigenart der Persönlichkeit des Sehers vollauf gelten lassen und den Charakter des Buches nicht durch Änderungen und stilistische Verbesserungen schwächen. Dies war auch der ausdrückliche Wunsch des Autors.

Es ist eben ein ganz außergewöhnliches Buch, und zwar in verschiedener Hinsicht. Es finden sich im Text auf nicht wenigen Seiten Schilderungen, die im Vergleich zu den wesentlichen Botschaften und Prophezeiungen belanglos und überflüssig erscheinen. Doch der Seher fand sie der Mitteilung wert. Er verfügt über ein außerordentlich scharfes Gedächtnis. So erklärt sich die oft unglaublich genaue Schilderung von Erlebnissen. Manche werden ihre Fortsetzung oder Bedeutung in den folgenden Bänden finden. Selbst Nebensätze sind oft beachtenswert und können eine tiefere Deutung offenlassen. Wenn sich der Seher durchweg einer einfachen und oft urwüchsigen Sprache bedient und auf einen eleganten Stil keinen Wert legt, so geht es ihm einzig und allein um eine wahrheitsgetreue Schilderung des von ihm Erlebten und Geschauten.

Nun, nach vielen Jahren des Empfanges der Botschaften von „oben“ und seiner Schauungen über die Zukunft der Menschheit, findet der Seher keine innere Ruhe mehr und drängt mit Nachdruck auf die baldige Veröffentlichung seines Werkes. Viele Zeichen und ein Blick auf die Weltlage weisen ganz eindeutig darauf hin, daß die Zeit für sein Buch jetzt gekommen ist. Ein längeres Zögern wäre nicht mehr zu verantworten.

So wie sein Leben ungeheuren Sturmfluten gleicht, und er sich nur mit Gottes Kraft behaupten kann, so kommt jetzt Gott durch Seine grenzenlose Barmherzigkeit und mahnt mit diesem Werk noch einmal die Menschen, hinweisend auf Seine göttliche Gerechtigkeit. Er wird mit der dröhnenden Donnersprache reden durch Gewalten und Katastrophen, die die abgestumpfte Menschheit dann mit Bestimmtheit aufrütteln und verändern wird. Tausende und Abertausende werden erkennen, daß das Leben auf dieser Erde einem baldigen Ende entgegengeht, und daß der Herr über Leben und Tod dem willkürlichen Treiben der unmenschlichen und satanischen Mächte nicht länger zusehen kann.

Noch wenige Jahre gibt Gott den Menschen Zeit zur Besinnung. Werden die Menschen wohl in sich gehen und sich auf die „Zweite Ankunft Christi“ vorbereiten? Die kommenden Jahre werden es zeigen.

Josef Künzli  
Herausgeber und Verleger

## EINLEITUNG

Mein Werk ist eine wahre Erzählung. Mein eigenes Leben erzähle ich darin ganz aufrichtig. Das zu tun, ist meine Gewissenspflicht, denn ich habe dieser Welt etwas zu sagen. Dazu erhielt ich schon lange strengen Befehl, aber ich konnte ihn erst jetzt ausführen, weil mich daran bisher immer gehindert haben: unglückliche Umstände sowie menschliche Bosheit, maßloser Neid, unvorstellbare Dummheit und finstere Rache.

Meine Lebensgeschichte ist sehr ernst und dabei noch viel trauriger. Ich war ein Waisenkind. Drei Monate alt war ich, als mein Vater, und dreizehn Jahre alt, als meine Mutter starb. Gottlos war mein Vormund. Leider war er der jüngere Bruder meiner Mutter und mein Onkel.

Schon als kleines Kind beobachtete und erlebte ich viele interessante Dinge; denn ich schaute in die Zukunft hinein. Diese meine Beobachtungen möchte ich erzählen, denn viele davon interessieren jetzt die ganze Welt. Seit mehr als fünfzig Jahren beobachte ich diese Erscheinungen ohne Parteilichkeit, neutral und objektiv. Diese außerordentlichen Tatsachen zwingen mich zum Schreiben. Nicht die von anderen gehörten Sachen, sondern meine eigenen Erlebnisse schreibe ich nieder. Erklärungen füge ich nicht hinzu. Möge der Leser urteilen, aber nicht übereilt, sondern gewissenhaft und überlegt.

Weil diese Erzählung sehr ernst ist, möchte ich deshalb schon jetzt erwähnen: Wer ernsthafte Sachen nicht ruhig lesen kann, der soll dieses Buch nicht in die Hand nehmen. Ich habe dieses Buch nicht für Weichlinge geschrieben. Was ich geschrieben habe, das habe ich überlegt geschrieben, und ich weiß, daß ich einst darüber vor dem Herrgott Rechenschaft werde ablegen müssen. So gedacht, habe ich nichts zu verschweigen.

In meinem Werk konzentriert sich die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft auf eines: auf die große Weltkatastrophe und auf die Zweite Ankunft des HERRN. Die Vergangenheit hat ihre großen Ausgangspunkte erhalten; die Gegenwart versucht sie zu entwirren und einzustellen; die Zukunft aber wird es beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Ich meine, es wird nicht überflüssig sein, zu erwähnen, daß, was ich jetzt sagen werde, so wirken wird, wie der aus heiterem Himmel niederstürzende Blitz: Im portugiesischen Fatima waren nicht drei, sondern vier Kin-

der zugegen, als ihnen am 13. Mai 1917 die Selige Jungfrau erschien. Von den dort anwesenden Kindern waren zwei Knaben und zwei Mädchen. Nach dem Lebensalter war die 10jährige Lucia de Jesus Dos Santos die älteste; das zweite Kind war ein des Lesens und Schreibens kundiger Bub von 9 Jahren, von dem die Welt bisher nichts wußte; das dritte Kind war der beinahe 9jährige Francisco Marto; und das vierte Kind war die 7jährige Jacinta Marto. Francisco Marto und Jacinta Marto sind schon gestorben. Lucia de Jesus Dos Santos und der bislang unbekannte Bub leben noch und stehen im Dienste der Kirche. Von dem unbekanntem Knaben wußten die portugiesischen Kinder nichts. Der unbekannt Knabe war bei den Erscheinungen in Fatima überall dabei, sah und hörte alles. Außer der Seligen Jungfrau wußte niemand von seiner Anwesenheit. Der unbekannt Knabe sah immer die portugiesischen Kinder, aber die portugiesischen Kinder sahen den unbekanntem Knaben nicht. Das mußte so geschehen und warum, das werden wir später sehen. Daß der bisher unbekannt Báb dort war in Fatima, das ist sicher. Es ist aber die große Frage: War er dort anwesend im Leibe oder nur mit der Seele? Das weiß allein der Herrgott, ich aber nicht. Das steht aber fest, daß er während den Erscheinungen weder reden noch etwas tun durfte, sondern es nur seine Pflicht war, still alles gut zu beobachten und gut zu merken.

Der zweite Knabe bin ich, und mein Auftrag ist der wichtigste. Ich bekam einen Auftrag zur Bewältigung von großen Aufgaben. Eben das will ich erzählen. Die Erscheinung der Seligen Jungfrau in Fatima ist der Kern meiner Erzählung, ihr Mittelpunkt und ein Faktum, das mein ganzes Leben durchzieht. Aber wollen wir nicht vorgreifen, sondern alles ruhig zu Ende lesen, und dann werden wir sehen, welche schauderhafte Tragödie mich gerade wegen der Erscheinung der Seligen Jungfrau in Fatima getroffen hat. Wir werden auch sehen, wie die Tragödie gelöst wird.

Die Erscheinung der Seligen Jungfrau in Fatima ist kein Märchen, sondern die ernsthafteste Wirklichkeit. Ich war zugegen und kann dies durch meine Lebensgeschichte beweisen. Das klingt zwar unglücklich, aber was ist bei Gott unmöglich?

Die Menschen ahnten bis jetzt nicht, daß die Fatima-Mitteilung der Seligen Jungfrau aus zwei Teilen besteht.

Die ersten Mitteilungen machte die Selige Jungfrau vom 13. Mai bis 13. Oktober 1917. Diese ersten Mitteilungen kennt die ganze Welt. Dieser Teil ist präventiv, d. h. zuvorkommend, beschirmend und mahnend. Ihre sechs aufeinander folgenden Erscheinungen bezeugte die Selige Jungfrau durch Wunder. Die Erscheinungszeit war lang, sie dauerte ein halbes Jahr. Also konnten sich die Menschen darüber Gedanken machen. Die ersten Veröf-

fentlichungen wurden bedingt abgefaßt. Die Zeit des Vorbehalts währte sechs Jahre, also zwölfmal länger als die Zeitspanne der ersten Mitteilungen war. Bei den ersten Mitteilungen waren vier Kinder anwesend: die drei ortsansässigen und ich aus einer Entfernung von nahezu dreitausend Kilometern.

Ihre zweiten Mitteilungen, die ebenfalls zu Fatima gehören, übermittelte die Selige Jungfrau weit von Fatima entfernt, in meiner Heimat am 13. Mai 1923, aber nur mir allein. Diese Mitteilung ist schon definitiv, mit anderen Worten: ein Beschluß, also endgültig. Die zweite Mitteilung ist kurz, eindeutig, entschieden und ohne Wunder, aber um so gefährlicher. Für diesen Teil braucht man keine Zeugen mehr, denn die eintretenden Ereignisse werden zeugen. Von diesen Mitteilungen hat die Welt noch nichts gehört.

Den ersten Teil der Fatima-Mitteilungen habe ich – wie ich schon sagte – mitangesehen und mitangehört, aber nur deshalb, damit ich den zweiten Teil um so sicherer begreifen, mit unerschütterlicher Kraft und trotz aller Hindernisse weitergeben kann. Aber mit welchen Verwicklungen und Gefahren das verbunden war, werden wir später sehen. Eins aber kann ich schon im voraus sagen: Der Böse Geist regte sich überall gegen mich und trachtete danach, all das Gute, das die zweiten Mitteilungen mit sich hätten bringen können, zu verhindern.

Mein Werk hat diesen Zweck: Ich möchte die ganze Welt, besonders aber die katholische Kirche auf jene große Gefahr aufmerksam machen, die der ganzen Menschheit, vor allen Dingen aber der katholischen Kirche droht, und der sie nicht entrinnen wird.

Ich möchte helfen, zu retten, was vor der großen Weltkatastrophe auf dieser Erde überhaupt noch zu retten ist. Ich bin mir meiner Unwürdigkeit zwar bewußt, aber Gott kann Sich auch Seiner belanglosen Geschöpfe bedienen, um Seine großen Ziele zu erreichen. Das gibt mir Kraft und Mut, mein Werk vor die Öffentlichkeit zu bringen.

In meinem Werk gibt es nichts, das unverständlich wäre. Ich bemühe mich, alles so einfach zu beschreiben, daß es ein jeder ohne Anstrengung begreifen kann.

Ich werde in meinem Werk nur die Wahrheit erzählen. In meiner Lebensgeschichte werde ich meine mächtigen Gegner nur insofern erwähnen, als es unbedingt notwendig ist. Ich betone aber: Ich will niemandem schaden, jedoch die Wahrheit muß ich sagen.

In meiner Lebensgeschichte kann man die Beobachtung machen, wie ich hin und her verschlagen wurde, aber Gott mich doch in die rechten Geleise zurückführte, aus denen ich geschleudert wurde. Noch mehr: Gott hat mir wunderbar geholfen, damit meine Gegner mich nicht vernichten konn-

ten. Trotz der vielen Schwierigkeiten werden wir sehen, wie ich mein Lebensziel erreichte. Das alles ist der Beweis dafür, daß Gott auch auf krummen Zeilen gerade schreiben kann.

In meiner Lebensgeschichte kommen mehrmals außerordentliche Dinge vor, die wirklich geschehen sind. Dessen ungeachtet, ist niemand angehalten, das zu glauben, was ich erzähle. Keineswegs! Ein jeder denke darüber, wie und was er will. Ich beschreibe die trockenen Begebenheiten, und jeder möge daraus die Lehren ziehen. Bei meiner Riesenarbeit klang in meinem Ohr der Ausspruch des hl. Justin: „Ein jeder, der die Wahrheit sagen kann und sie doch nicht sagt, wird von Gott verurteilt werden.“ Also deswegen erzähle ich die Wahrheit.

Ich muß aber fest betonen, daß ich der katholischen Kirche keinen Schaden zufügen will, ganz im Gegenteil: In allem möchte ich ihr helfen. Auch das Weltpriestertum und die Mönchsorden will ich nicht schädigen. Davor möge mich Gott bewahren!

Ich habe nicht die Absicht, einen Erdteil oder ein Land in ein falsches Licht zu rücken.

Niemanden möchte ich in seiner politischen Anschauung beleidigen. Besonders die Parteien nicht. Durchaus nicht!

Durch mein Werk möchte ich mir keinen Ruhm erwerben. Allein Gott gebührt der Ruhm!

Ich schätze die Vorgesetzten, bin kein Revolutionär, aber trotz alledem muß ich die Wahrheit sagen. Ich wiederhole: Alle Achtung den Vorgesetzten, aber die Wahrheit ist ein größerer Gebieter, und darum muß ich ihr folgen.

Aber man kann fragen: Was ist eigentlich die Wahrheit? Im engeren Sinn ist Wahrheit „die Übereinstimmung von Geist und Sache“ (Veritas est adaequatio intellectus et rei). Mit anderen Worten könnte ich das wie folgt ausdrücken: Die Wahrheit zu schreiben, bedeutet, alles nach dem Gewissen so niederzuschreiben, wie es wirklich geschehen ist. Ich versuche es, so zu tun, obwohl ich weiß, daß das für einen Menschen ohne Macht gefährlich ist.

Im Leben sehen wir leider oft, daß die reine Wahrheit verfälscht ist, und daß es so viele Wahrheiten gibt als persönliche Interessen. Wer Macht hat, hat Recht. Wer keine Macht hat, hat kein Recht. Außerdem merken wir, daß derjenige, der mächtige Gönner hat, im Leben auch dann vorwärtskommt, wenn er unfähig ist. Derjenige aber ohne Gönner auch dann zurückbleibt, wenn er fähig ist und etwas kann. Oft aber ist es widerlich, anzusehen, wie der Mächtigere mit dem Ohnmächtigen nach Gutdünken spielt.

Ein gerechter Mensch zu sein, heißt, einen steten Kampf gegen die Bosheit zu führen und immer bereit sein zur Niederlage. Sage die Wahrheit, und man schlägt dir den Schädel ein! Die Aufrichtigkeit, die Offenheit und Gerechtigkeit sind nicht überall ein gutes Empfehlungsschreiben. Das weiß ich wohl. Aber ich kümmere mich nicht darum! Ich will bloß meine Pflicht vor Gott tun, und das übrige interessiert mich überhaupt nicht.

Ich liebe die Gerechtigkeit und arbeite für das Reich Gottes uneigennützig. Ich bin kein Streber nach Rang. Ich habe das Schmeicheln nicht gelernt und werde es auch nicht lernen. Dabei nehme ich kein Blatt vor den Mund.

Daß ich der Sohn eines Maurers bin, und daß ich so arbeiten mußte wie die übrigen gewöhnlichen Menschen, deswegen schäme ich mich überhaupt nicht. Obwohl ich arm war, interessierte ich mich immer für das Schöne und Gute. Ich hätte gerne viel lernen wollen, um dadurch den anderen armen Menschen helfen zu können. Was aber aus diesem meinem Wunsch wurde, werden wir später sehen.

Weil ich der Sohn eines Arbeiters bin, mich aber überdies auf jene Trennungswand hinaufarbeitete, die zwischen Herren und Arbeitern, zwischen Reichen und Armen, zwischen Gelehrten und Ungelehrten besteht, kann ich nach beiden Seiten blicken und möchte als neutraler Beobachter nicht die Stimme des Rufenden in der Wüste sein, sondern wie ein Mahner dieser Welt, die sich unüberlegt in ihren eigenen Untergang stürzt. Ich will auf beiden Seiten nur Gutes. Deshalb möchte ich bitten, meine Worte zu beherzigen, solange es nicht zu spät ist, denn mit meinem Werk möchte ich auch den Frieden fördern, den göttlichen Frieden verbreiten auf der ganzen Erde.

Ich erzähle große Dinge und möchte sie nicht in die Länge ziehen, jedoch große Begebenheiten kann man nicht kurz vortragen. Man muß sämtliche Umstände sehen, aus denen sich meine Lebensgeschichte zusammenhängend herausbildete. Es gibt darin vieles zu bewundern, und der Mensch kann nur staunen, wenn er der Wahrheit gegenüber nicht unempfindlich ist. Auf Schritt und Tritt kann man in meinem Leben beobachten, wie sehr ein armer, verwaister Knabe kämpfen muß, wenn er sein Ziel erreichen will, und wenn er dabei nicht duldet, daß ihm gewissenlose Leute den Kopf zertreten. Das ist sehr schwer.

Wirkliche Begebenheiten erzähle ich, damit die ganze Welt sehen kann, wie die Wahrheit verfälscht und bis zur Unkenntlichkeit verdreht wird. Daraus wird auch ersichtlich, wie man einen absolut gesunden Menschen aus persönlichem Interesse als einen Halbnarren verleumden kann; man hatte dabei auch das unverletzliche, heilige Vertrauen verletzt, aber nur deshalb, weil die Ränkeschmiede glaubten, der arme, verwaiste Knabe



könne sich nicht verteidigen gegen Verleumder, die über eine große Macht verfügen. Das war jedoch ein Irrtum, denn aus der Erzählung wird ersichtlich: Der Mensch denkt, aber Gott lenkt. Solche Ungerechtigkeit hätte nicht vorkommen dürfen, denn auch ein armer, verwaister Knabe ist ein Mensch. Auch ihn schützen die Menschenrechte, ja, sie erlauben sogar, daß er seine Lebensgeschichte erzähle und sich gegen die Verleumdungen verteidige. So wird Gelegenheit dazu gegeben werden, daß die gerechte Öffentlichkeit über ihn zu Gericht sitze und nicht die beschränkte Kurzsichtigkeit einiger weniger. Hierbei aber sollten wir uns merken: Über jemanden übereilt zu urteilen, ist leicht, aber sein Recht zu verteidigen, ist schwer.

Aus meiner Erzählung geht auch hervor, daß die großen Schuldigen sich in unangenehmen Situationen im Hintergrund ducken und sich mit einer Menge von Paragraphen decken; aber die in die Sünden hineingezwängten kleinen Leute stehen entblößt vor jedermann da, und sie schützt nur das menschliche Mitleid und die edelgesinnte Nächstenliebe vor einer Menge unverdienter Schmach.

An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, daß wir, die im 20. Jahrhundert leben und schon sehr viel gelernt haben, trotzdem erkennen müssen, daß es zwischen Himmel und Erde noch vieles gibt, was wir nicht begreifen, aber dessen Existenz wir dennoch nicht leugnen können. Wie viele Dinge kann das menschliche Gehirn begreifen oder zumindest erraten, aber das ist kein volles Wissen und beruhigt nicht. Genauso können gewöhnliche Menschen die außergewöhnlichen nicht verstehen, und das kommt daher, weil die kleinen Geister gerne das verurteilen, was sie nicht verstehen, und weil die großen Geister mit Vorliebe über das hinwegsehen, was sie nicht verstehen wollen. Deshalb ist das Verhalten beider ungerecht und schädlich.

Die brennend ernstesten Zeiten aber erfordern, daß diejenigen, die noch Lust und Mut haben, zu retten, was noch zu retten ist, von denjenigen nicht behindert werden, die bei den Rettungsarbeiten nicht mithelfen wollen. Dabei wäre es noch ratsam, unsere Augen gehörig zu öffnen, denn es geht um unser Leben und um unsere Zukunft.

Ich meine, daß ich recht habe, wenn ich sage: Derjenige, der die zukünftigen Gefahren drohend nähern sieht, ist seinem Gewissen verpflichtet, die Nichtsahnenden darauf aufmerksam zu machen. Die Gemahnten dagegen sollen die Mahnungen nicht lächerlich machen, höhnisch verspotten und besonders nicht böswillig kritisieren. Denn diejenigen, die mit den zukünftigen Gefahren Spott treiben, nennt man sehr schnell herzlose, unbesonnene und leichtsinnige Menschen. Diese Attribute aber bedeuten für niemanden eine schöne Zier.

Ich achte zwar die Meinungen der Menschen, aber ich kann mich dennoch nicht nach ihnen richten, denn ich muß darauf achten, was der Herrgott sagt. Er allein ist maßgebend. Die Meinungen der Menschen jagen sich gegenseitig wie die Wolken am Himmel und sind überdies auch widerspruchsvoll. Deshalb kann ich mein Werk nicht von der Meinung einzelner Menschen abhängig machen, sondern ich muß mein Ziel klar vor Augen haben.

Ich möchte mit meinem Werk niemandem einen Schrecken einjagen oder absichtlich in Schrecken versetzen; nur auf unsere gefährvolle Zukunft möchte ich aufmerksam machen. Ich möchte nicht vom Ende der Welt reden. Eine solche Absicht habe ich überhaupt nicht. Bloß davon möchte ich schreiben, wie diese Menschheit und ihre Kultur zugrunde gehen wird. Dabei möchte ich auch auf die Zweite Ankunft Christi hinweisen, denn diese Zeiten sind schon nahe, und es wird nur zu unserem Vorteil gereichen, wenn wir auf diese Zeiten gerüstet warten.

So können wir alle erfahren, wie viele Lügner, Betrüger, Ehrlose es auf dieser Welt gibt und vor allem, wie viele Verlogene hin und her glitschen und jenen Wohlstand ruinieren, jene Genügsamkeit und jenen Frieden, den der Schöpfer der Menschheit erteilt hat. Wir merken aber auch, daß diese göttlichen Gaben vom Bösen Geist und seinen Helfershelfern in Unglück, Unfrieden und Feindseligkeiten verzerrt wurden, und sie dadurch den Weg des Antichrists vorbereitet haben. Es kann nicht Schaden, an dieser Stelle zu erwähnen, daß der Antichrist schon lebt, aber auch sein Gegner. Deshalb müssen wir uns auf die welterschütternden großen Ereignisse vorbereiten, denn wer vorbereitet ist, der kann nicht erschrecken.

In meiner Erzählung werde ich meiner Vergangenheit meine Zukunft gegenüberstellen; daraus können wir dann sehen, daß ich nichts Unmögliches erzähle, geschweige denn, daß ich lüge. So etwas hätte keinen Sinn. Überhaupt nicht! Ich möchte mich nicht schöner färben, als ich bin. Die natürliche Farbe ist echt und anziehend. Die aufgetragenen Farben bedecken immer etwas Unangenehmes und Beschämendes. Ich aber habe nichts zu verbergen. Eben das zeugt von meiner Wahrhaftigkeit, daß ich offen erzähle, was mit mir einst geschehen ist. Alles menschliche Leben hat nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten. Die Schattenseiten sind immer unangenehm, aber deswegen sollen sich diejenigen schämen, die die anderen in Schande und Sünde getrieben haben. Diejenigen, die andere in Schande und Sünde treiben, sind immer größere Sünder als jene, die in Schande und Sünde getrieben werden, denn mit Gewalt kann man auch das Heiligste beschmutzen und zugrunde richten. Das habe ich selbst erfahren. Fast fünfzig Jahre lang mußte ich wegen der Wahrheit unschuldig unmenschliche

Qualen ertragen. Wegen närrischer Einbildungen läßt sich niemand solange quälen.

Nachdem das Alles vorausgeschickt wurde, könnte leicht die Frage auftauchen: Warum ist meine Erzählung nicht schon früher erschienen? Auf diese Frage gebe ich die Antwort: Die Zeit war dafür noch nicht reif.

Im Zusammenhang mit meiner Erzählung könnte auch die Meinung geäußert werden, daß mein Werk einen adventistischen Beigeschmack hat. Das wäre ein Irrtum. Die Wahrheit hat keinen Beigeschmack, man darf sie nicht hin und her drehen, sondern man muß sich fest daran halten. Wahrheit ist überall Wahrheit. In einem Werk soll man nie den Geschmack, sondern immer die Wahrheit suchen.

In meiner Erzählung ist nicht wichtig, wo sich meine Rolle abspielt, sondern der Beweis, daß der Herrgott noch lebt und die Seinen schützt. Nebenbei möchte ich noch darauf verweisen, daß man mit starkem Willen gar viel erreichen kann. Denn wo ein starker Wille vorhanden ist, dort gibt es auch immer einen Ausweg; und wen der Herrgott mit Seiner Gnade überhäuft, den stellt Er auf eine harte Probe. So tat Er auch mit mir. Deshalb empfehle ich meine Erzählung dem Schutz des Allmächtigen und beginne nun zu erzählen, was mein Gewissen von mir fordert.

## Die Zweite Anknft des Christus

Meine Erzählung beginne ich mit einem Zitat aus dem zweiten Brief des hl. Petrus.

Über die Zweite Anknft von Christus schreibt der hl. Petrus folgendes:

„Geliebte! Das ist schon der zweite Brief, den ich euch schreibe. Ich wollte darin durch Erinnerung euere lautere Gesinnung wachhalten. Bleibt eingedenk der Worte, die die heiligen Propheten verkündigt, sowie des Gebotes des Herrn und Heilandes, das die Apostel euch überliefert haben.

Vor allem wißt, daß am Ende der Tage gottlose Spötter auftreten werden. Sie werden ihren eigenen Gelüsten nachgehen und sagen: ‚Wo bleibt Seine Wiederkunft, die doch verheißen ist? Seit die Väter entschlafen sind, bleibt alles gleich, wie es von Anfang der Schöpfung war.‘ Dabei übersehen sie absichtlich, daß Himmel und Erde schon längst kraft des Wortes Gottes aus Wasser und durch Wasser Bestand hatten. Dadurch ging aber die damalige Welt in der Wasserflut unter. Der jetzige Himmel und die jetzige Erde dagegen sind kraft des nämlichen Wortes für das Feuer aufgespart. Sie sind aufbewahrt für den Tag des Gerichtes und des Verderbens der gottlosen Menschen.

Das eine aber sollt ihr, Geliebte, nicht übersehen: Ein Tag ist bei dem Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr säumt nicht mit Seiner Verheißung, wie einige das für ein Säumen halten. Vielmehr ist Er langmütig gegen euch. Er will nicht, daß jemand verlorengelht, sondern daß alle zur Sinnesänderung gelangen. Der Tag des Herrn wird aber kommen wie ein Dieb. Da wird der Himmel mit Sausen vergehen. Die Elemente werden sich in Gluthitze auflösen, und die Erde samt allem, was darauf ist, wird verbrennen.

Da sich das alles in dieser Weise auflöst, wie müßt ihr euch da eines heiligen Wandels und der Frömmigkeit befleißigen und so die Anknft des Tages Gottes erwarten und erstreben! Um Seinetwillen wird sich der Himmel in Feuer auflösen, und die Elemente werden in Gluthitze zerschmelzen. Wir erwarten aber gemäß Seiner Verheißung einen neuen Himmel und eine neue Erde, worin die Gerechtigkeit ihre Stätte haben wird.

Geliebte! Da ihr solches zu erwarten habt, so seid bestrebt, daß ihr ohne Fehl und Tadel vor Ihm in Frieden befunden werdet. Benützt die

Langmut unseres Herrn zu eurem Heil! So hat auch unser lieber Bruder Paulus mit der ihm verliehenen Weisheit geschrieben, wie er es in allen Briefen tut, wenn er davon spricht. Freilich ist darin manches schwer verständlich. Das verdrehen dann Menschen ohne Bildung und Festigkeit zu ihrem Verderben, wie sie es auch mit den übrigen Schriften machen.

Ihr aber, Geliebte, wißt es nun voraus. Seid auf der Hut, daß ihr euch nicht von dem Wahne der Gottlosen fortreißen laßt und euren festen Halt verliert“ (2 Petr 3,1–17).

Nach diesem Zitat können wir sagen: Es ist gewiß, daß die Kräfte der Erde nicht unbeschränkt sind. Die Wärme unserer Sonne und ihr Licht sind auch nicht ewig. Die Sonne verzehrt sich selbst durch dauernde Ausstrahlung, und wenn einmal die lebenspendende Wärme im Weltraum, auf der Erde und in der Erde aufhört, dann kommt das Ende.

Wo ist der Gelehrte, der die Erschöpfung der Kräfte des Himmels und der Erde berechnen könnte und im Gefolge davon den Zeitpunkt des großen Unheils? Bei der Berechnung der Lebensdauer unserer Sonne und Erde kann man ebenso fünfzehntausend wie hundertfünfzigtausend Jahre sagen. Die Wissenschaft läßt uns also über das Ende der Welt ganz im unklaren.

Die Hl. Schrift behauptet am entschiedensten, daß die Welt einst ein Ende haben wird. „Himmel und Erde werden vergehen“ (Mt 24,35). Aber wann sie vergehen werden, darauf gibt die Hl. Schrift keine Antwort. Im Gegenteil: An mehreren Stellen behauptet sie unmißverständlich, daß die Menschheit den Zeitpunkt nie genau erfahren werde. Als die Apostel diesbezüglich Jesus auskundschaften wollten, nämlich wann der große Weltzusammenbruch kommen werde, winkte Jesus gelinde ab und sagte:

„Jenen Tag aber und jene Stunde kennt niemand, weder die Engel im Himmel, noch der Sohn, sondern nur der Vater“ (Mk 13,32).

Mehrere Kirchenväter und einige Theologen der Neuzeit (Klee, Schell, Lagrange, Lebreton) geben zu, daß der Heiland als Mensch diesen Tag nicht gewußt hat. Dieses Nicht-Wissen war aber vor Seiner Himmelfahrt kein Mangel an Ihm, denn damals war Seine Stellung über die Menschheit noch nicht fällig; also gehörte die Kenntnis des Tages des Gerichtes noch nicht zu Seinem Wirkungskreis. Der Großteil der Kirchenväter dagegen und die Theologen fast insgesamt sind der Ansicht, daß der Heiland den Tag des Gerichtes auch als Mensch wußte, aber in der Art eines nicht mittelbaren Wissens, wie Er vor Seiner Himmelfahrt sagte: „Euch kommt es nicht zu, Zeit und Stunde zu kennen, die der Vater in Seiner Macht festgesetzt hat“ (Apg 1,7).

Diese Äußerung des Heilandes bedeutet aber nicht, daß der himmlische Vater wenigstens die ungefähren Zeiten und Zeichen der Kirche nicht mitteile. Durch wen er sie aber mitteilen läßt, das hängt von Seinem Willen ab. Christus sagt klar: „Nicht ihr habt Mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt und euch dazu bestellt, daß ihr hingehet und Frucht bringt, bleibende Frucht“ (Jo 15,16). Mit anderen Worten könnten wir das so sagen: Ich habe euch als Meine Jünger auserwählt, damit ihr durch euere Arbeit in anderen Frucht erzeugt.

Wenngleich wir keine sichere Nachricht über den Zeitpunkt des Weltendes haben, so können wir von um so mehr Zeichen und Vorzeichen in der Hl. Schrift lesen. Diese Zeichen läuten sozusagen das große Drama ein, die erschütternden Aufzüge des Weltendes und des Weltgerichts.

Im allgemeinen pflegt man sieben Weltende-Vorzeichen aufzuzählen:

1. Das bezieht sich nur auf die allgemeine Verkündigung des Evangeliums. „Dieses Evangelium vom Reiche Gottes wird in der ganzen Welt verkündigt werden zum Zeugnis für alle Völker. Dann erst kommt das Ende“ (Mt 24,14). Nach den Theologen geht dieses Vorzeichen in unseren Tagen bereits in Erfüllung oder aber ist schon in Erfüllung gegangen. Das Wort Jesu und Seiner Kirche wird in allen Teilen der Welt verkündet.

Die übrigen sechs Vorzeichen schreiten in raschem Tempo ihrer Erfüllung entgegen. Diese sind:

2. Die große Apostasie.
3. Der Antichrist.
4. Das Erscheinen von Elias und anderer Propheten auf Erden.
5. Die Bekehrung des Volkes Israel.
6. Große Naturveränderungen: „Sogleich nach der Drangsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern und der Mond seinen Schein verlieren, die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden“ (Mt 24,29).
7. Das Erscheinen der Engel und das Blasen der Trompeten zum Weltgericht.

Wir haben vom Herrn Zeichen erhalten im Interesse unseres Heiles. Aber diese Zeichen lassen uns in Ungewißheit. Wir wissen nicht den Tag und die Stunde, — der Herr kommt wie ein Dieb, nachts, im dunkeln, unerwartet... Deshalb mahnt uns die Heilige Schrift: „... haltet auch ihr euch bereit, denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet“ (Mt 24,44).

Noch bevor Christus aus dem Kreis Seiner Lieben schied, sagte Er beim letzten Abendmahl in Seiner Abschiedsrede folgendes: „Wenn ihr Mich liebt, so haltet Meine Gebote. Dann will Ich den Vater bitten, und Er wird euch einen anderen Beistand geben. Es ist der Geist der Wahrheit, der in Ewigkeit bei euch bleiben wird. Die Welt kann Ihn nicht empfangen, weil sie Ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr jedoch kennt Ihn; denn Er wird dauernd in euch sein . . . Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in Meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was Ich euch gesagt habe“ (Jo 14,15–17,26).

Der Tröster ist der Heilige Geist. Der griechische Name des Trösters ist Parakletos, was auch soviel bedeutet wie Beschützer, Anwalt und Ratgeber. Der Heilige Geist ist der Geber und die Quelle jeder Gnade, der in Ewigkeit mit uns ist.

Der Heilige Geist ist die Seele der Wahrheit. Die Wahrheit und die Offenbarung, die uns Christus gegeben hat, teilt der Heilige Geist den einzelnen Menschen mit und bewirkt, daß sie diese annehmen. Die ungläubige und böse Welt kann die Offenbarung nicht erlangen, denn sie ist unempfänglich dafür und verdient sie auch nicht, weil sie diese weder mit ihren körperlichen noch mit ihren seelischen Augen wahrnehmen kann. Der Heilige Geist lehrt uns und erinnert uns daran, was wir bis jetzt nicht verstanden haben, nämlich Er setzt die Lehrtätigkeit von Christus innerlich fort, erklärt sie, leitet die Kirche, aber unterweist in der Regel in keinen neuen Dingen.

Desgleichen sagte Christus beim letzten Abendmahl in Seiner Abschiedsrede folgendes: „Wenn aber Er, der Geist der Wahrheit, kommt, wird Er euch in alle Wahrheit einführen. Denn Er wird nicht aus Sich reden, sondern was Er hört, wird Er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden“ (Jo 16,13).

Der Geist der Wahrheit orientiert, führt immer tiefer und erläutert von Stufe zu Stufe die Lehre Christi. All das vollbringt der Heilige Geist in der Kirche. Der Heilige Geist wird nicht aus Sich selbst reden, d. h., Er wird keine neue Offenbarung verkünden. Er geht vom Vater und vom Sohne aus, deshalb ist Sein göttliches Wissen und Seine göttliche Lehre mit dem Geist jener gleich. Er ist der Hüter und Erklärer des Wortes und der Lehre in der Kirche. Er verkündet die Zukunft, das Reich Gottes, die Zukunft der Kirche, ihre Kämpfe und Siege offenbart Er, z. B. eben durch den hl. Johannes im Buche der Offenbarungen.

Der hl. Paulus spricht von den außergewöhnlichen Gaben des Heiligen Geistes: „Brüder, was die Geistesgaben betrifft, so will ich euch nicht im unklaren lassen . . . Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist. Es gibt verschiedene Ämter, aber es ist derselbe Herr. Es gibt ver-

schiedene Wunderwirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allem wirkt. Jedem wird die Offenbarung des Geistes verliehen, damit er Nutzen stifte. Dem einen wird durch den Geist die Gabe der Weisheit verliehen, einem anderen die Gabe der Erkenntnis gemäß demselben Geiste; einem dritten die Glaubensgabe durch denselben Geist, wieder einem anderen die Gabe der Heilung durch den nämlichen Geist; diesem die Wunderkraft, jenem die Prophetengabe, einem anderen die Unterscheidung der Geister; diesem die Sprachengabe, jenem die Auslegung der Sprachen. Das alles wirkt ein und derselbe Geist, der einem jeden zuteilt, wie Er will“ (1 Kor 12,1; 4–11).

An den Seelengaben des Heiligen Geistes, an der heiligmachenden Gnade und den daraus fließenden übernatürlichen Tugenden und an den sieben Gaben des Heiligen Geistes hat jeder Christenmensch durch das Sakrament der Taufe Anteil. Die Aufgabe dieses Sakramentes ist die persönliche Heiligung des Menschen. Aber außer diesen läßt der Heilige Geist noch außergewöhnliche Gaben in die Seele der Auserwählten einströmen. Ihre Aufgabe ist nicht die persönliche Heiligung des einzelnen, sondern die Lehre über den göttlichen Ursprung der Kirche, die Verbreitung des Christentums und das seelische Wohl der Gläubigen. Zur Zeit der ersten Christen flossen diese Gnaden sehr reichlich; später, als die Kirche schon erstarkte, wurden sie seltener, aber sie hörten niemals gänzlich auf. Der Heilige Geist verteilt diese wunderbaren Gaben vollkommen frei nach Seinen weisen Plänen, und man kann sie im engeren Sinne nicht verdienen.

Wie es sicher ist, daß alle unsere Wege und Werke in der Hand der göttlichen Vorsehung liegen, und daß von Seiner – Gottes – Hand unsere manchmal noch so schwere Lage ausgeht, insoweit wir also die Gewißheit haben können, daß wir auch in der größten Verlassenheit und Schwierigkeit von der zarten, aber mächtigen Hand Gottes geführt werden, so kann man in vielen Fällen nicht feststellen, warum die göttliche Vorsehung es gerade so verfügt.

Uns offenbart sich nur ein Bruchteil der Wege Gottes; von der Gegenwart erfaßt unser Wissen kaum etwas, von der Vergangenheit noch weniger und von der Zukunft nichts. Die göttliche Weisheit bürgt nur dafür, daß an den Wegen der göttlichen Vorsehung kein Falsch ist, wenngleich jene noch so unerforschlich für uns sind. – „Die Wege Gottes können verborgen sein, aber sie können nicht böse sein.“ (Augustinus: De civitate Dei IV,17; V21). In gegebenen Situationen genügt es immer, das allgemein gültige Gesetz zu wissen: Er versucht uns nicht über unsere Kräfte. „. . . Gott ist treu. Er läßt euch nicht über euere Kräfte versuchen, sondern schafft mit der Versuchung auch den guten Ausgang, daß ihr sie bestehen könnt“

(1 Kor 10,13). So gedacht, steht es in den Kräften des Menschen, sich in einer wie auch immer gearteten Verlassenheit mit den beiden starken Armen von Glaube und Liebe an Gott zu klammern und von Ihm nicht zu weichen; und: „Wenn Gott für uns ist, wer ist dann wider uns?“ (Röm 8,32).

Weiterhin sagt die Heilige Schrift:

„Er bewirkt den Wechsel der Zeiten und Fristen,  
Er stürzt und errichtet Reiche,  
Er verleiht Weisheit den Weisen  
Und Wissen den Einsichtigen der Wissenschaft.  
Er enthüllt die tiefen und verborgenen Geheimnisse,  
Er weiß, was im Dunkel geschieht,  
Und das Licht wohnt bei Ihm“ (Daniel 2,21–22).

In diesem Zitat weist der heilige Verfasser darauf hin, daß Gott der unbeschränkte Herr und Lenker der Weltgeschichte ist.

Die Heilige Schrift spricht vom Tage des Herrn und erklärt darüber: „Ihr wißt ja selbst recht wohl: Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.“ (1 Thess 5,2). Der Tag des Herrn: Das ist der Tag von der Wiederkunft und vom Gericht Jesu Christi. Diesen kann man im voraus nicht genau berechnen, denn er wird unerwartet eintreten.

Der Wiederkunft Christi werden gewisse Ereignisse vorausgehen. „Zeichen werden sein an Sonne, Mond und Sternen; auf Erden Angst und Bestürzung bei den Völkern ob des Tobens und Brausens der Meereswogen. Die Menschen werden fast vergehen vor Bangen in Erwartung dessen, was über den Erdkreis kommen soll . . . Dann wird man den Menschensohn auf einer Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit kommen sehen“ (Lk 21,25–27).

Zu den weiteren vorausgehenden Ereignissen sind zu rechnen: die Spaltung oder die Abkehr von Gott, von Christus und vom Glauben des Evangeliums. Dann werden viele Anstoß nehmen, die Bosheit wird zunehmen, und die Liebe wird in vielen erkalten.

Die Heilige Schrift spricht von den falschen Christussen (Mk 13,21–23; Lk 17,23; 21,8). Die Weitsicht der Propheten geht auf die Endzeit, auf die Zeit der wunderwirkenden falschen Christusse, d. h. des Antichrists, über. „Wenn euch dann jemand sagt: Siehe, hier ist Christus oder dort, glaubet es nicht! Denn es werden sich falsche Christusse und falsche Propheten erheben, und sie werden große Zeichen und Wunder wirken, so daß, wenn es möglich wäre, sogar die Auserwählten irreführt würden“ (Mt 24,23–24). Die genannten großen, ähnlichen Erscheinungen treten im ganzen Ver-

lauf der Geschichte eigentlich immer wieder auf, aber am Ende der Zeiten wird Luzifer aus der Hölle frei und wird sich eine Weile austoben.

Schon in den jüdischen Traditionen vor Christus und in den alten Büchern ist vom Widersacher des Messias die Rede, von einem falschen Propheten und von einem grausamen Tyrannen, der eine Verkörperung oder ein besonderes Werkzeug des Teufels sein und hebräisch Belial genannt wird. Nach dem hl. Paulus wird am Ende der Welt, vor dem „Tage des Herrn“, zur Zeit des großen „Abfalls vom Glauben“ auf der Erde der „Mensch der Sünde“, der „Sohn des Verderbens“ und das „Geheimnis der Bosheit“ sich erheben, der sich im Tempel als Gott anbeten lassen und mit Hilfe des Teufels wirken wird; doch der zum Gericht kommende Christus wird ihn töten „mit dem Hauch seines Mundes“ (2 Thess 2,3–10).

Die Bosheit der Menschen gehört zum Charakter der Endzeiten, aber es sind ihr Grenzen gesetzt. Der hl. Paulus schreibt: „Das aber wisse, daß in den letzten Tagen schwere Zeiten hereinbrechen werden. Die Menschen werden voll Selbstsucht sein; geldgierig, prahlerisch, hochmütig, schmäh-süchtig; den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos, lieblos, unversöhnlich, verleumderisch; ausschweifend, zuchtlos, gemein; verräterisch, frech, aufgeblasen. Sie werden mehr Freude am Vergnügen haben als an Gott. Sie geben sich den Schein der Gottesfurcht, doch lassen sie deren Kraft vermissen. Von solchen Menschen wende dich ab!“ (2 Tim 3,1–5).

Gott hat die ganze Menschheit einst durch die Sinflut bestraft, außer Noe und seine Familie.

Das war die gerechte Strafe. Genauso wird Er am Ende der Welt richten, wenn die Erde und alles, was darauf steht, durch Feuer ausgemerzt sein wird. Gott wartet auch jetzt mit Geduld, damit ein jeder Buße tun und sich bekehren könne.

Dem letzten Zeitalter der Welt wird das Letzte Gericht ein Ende bereiten. Die am Ende der Welt sich erhebenden künftigen Antichristusse sind schon da, nämlich die Irrlehrer und die Häretiker. Der Tag des Gerichtes aber ist schon nahe, denn was immer eintreten könnte, ist immer als bevorstehend zu betrachten.

Durch die besondere Gnade Gottes werden einige Auserwählte das nahende Weltende in großen Zügen im voraus sehen können, aber nur deshalb, damit sie die ins Verderben sich stürzende Menschheit auf den großen Untergang noch rechtzeitig aufmerksam machen können. Was aber die Teleskopie betrifft, so ist es Tatsache, daß die Seher die Zukunft in der Regel in beweglichen Bildern schauen, worin auch sie selbst eine Rolle

spielen. Es gibt Fälle, wo – aus verschiedenen Gründen – in diesen beweglichen Bildern vor den Augen der Seher die näheren und ferneren Ereignisse zusammenfließen wie die Umrisse ferner Berge. Oft verbinden sich gerade die wichtigsten Teleskopien auf diese Weise miteinander, und die Seher enthüllen sie wirklichkeitstreu ohne jede böse Absicht.

Jesus selbst prophezeite über das Weltende. Dies geschah damals, als Er den Tempel zu Jerusalem verließ und nach Bethanien ging. Unterwegs ließen sie sich auf dem Ölberg nieder, Seine Jünger umringten und fragten Ihn: „Sage uns . . . was wird das Zeichen Deiner Zweiten Ankunft und das Ende der Welt sein?“ (Mt 24,3). Jesus antwortete folgendermaßen:

„Sehet zu, daß euch niemand verführe. Viele werden unter meinem Namen kommen und behaupten: Ich bin der Christus! Und viele werden sie täuschen. Ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören. Gebt acht und laßt euch nicht erschrecken! Denn all das muß geschehen, doch es ist noch nicht das Ende. Denn Volk wird sich gegen Volk und Reich gegen Reich erheben. Pest, Hunger und Erdbeben werden da und dort sein. Aber dies alles ist erst der Anfang der Wehen. Dann wird man euch drangsalieren und töten, und ihr werdet um Meines Namens willen bei allen Völkern verhaßt sein. Viele werden auch von ihrem Glauben abfallen, sich gegenseitig verraten und hassen. Viele falsche Propheten werden sich erheben, und viele werden sie verführen. Und weil die Bosheit übergroß geworden ist, so wird die Liebe in vielen erkalten. Doch wer ausharrt bis ans Ende, der wird das Heil erlangen. Dieses Evangelium vom Reiche Gottes aber wird auf der ganzen Welt verkündet werden zum Zeugnis für alle Völker. Erst dann kommt das Ende“ (Mt 24,4–14).

Man wird die Lehre von der Ankunft des Reiches Gottes verkünden, aber Christus sagt nicht, daß man sie auch überall annimmt. Die Verkündigung für alle Völker hat schon begonnen, denn durch den Rundfunk kann man das Evangelium auf der ganzen Welt hören, auch dort, wohin der Priester Christi seinen Fuß nicht setzen kann. Weiterhin: Auf dem ganzen Erdkreis wird missioniert. Ehe aber das Ende der Welt da sein wird, wird das Evangelium überall bekannt sein, auch wenn man es nicht annimmt und daran festhält.

Der Wiederkunft Christi werden auch in der Welt der Natur große Erschütterungen, gleichsam wie Zuckungen der Natur vorausgehen. Die Kräfte des Himmels, die das All zusammenhaltenden Kräfte, werden erschüttert werden.

Die Himmelskörper verbleiben auch nach diesen Drangsalen im Weltall und verschwinden nur vorübergehend. Wenn die Sterne buchstäblich vom

Himmel herabfallen würden, würde auch die Erde verbrennen, die noch der Schauplatz für das kommende Gericht sein wird.

Die Vorzeichen des Weltendes wurden sowohl von Christus als auch vom hl. Paulus vorausgesagt. Aber genauso wie zur Zeit der Sintflut sich die Menschen nicht um die Vorzeichen kümmerten und in gewohnter Weise weiterlebten, bis sie von der Flut überrascht wurden, so wird es auch am Ende der Welt sein.

Nach dem hl. Augustinus ist es eine allgemeine Überzeugung der Kirche, daß die Juden sich bekehren werden (De civitate Dei, XX,29). Diese Überzeugung gründet sich hauptsächlich auf zwei Stellen der Heiligen Schrift. Die eine findet sich beim hl. Paulus (Röm 11,26–27), die andere beim Propheten Malachias (Mal 4,5–6).

Der hl. Paulus schreibt bezüglich der künftigen Bekehrung der Juden an seine römischen Gläubigen folgendes: „Brüder! Ich möchte nicht, daß ihr unbewandert bleibt in diesem Geheimnis, auf daß ihr euch selbst nicht weise dünkt. Die Blindheit eines Teiles von Israel wird nur solange dauern, bis die Heiden sich vollzählig bekehrt haben. Als dann wird das gesamte Israel das Heil erlangen, wie es geschrieben steht:

Von Sion wird ein Retter kommen,  
Wegschaffen wird er die Bosheit Jakobs:  
Und dieses wird mein Bund mit ihnen sein,  
Wenn ich ihnen ihre Sünden tilge“ (Röm 11,25–27).

Die Verwerfung Israels ist nicht endgültig. Wenn sich alle heidnischen Völker bekehrt haben werden, werden auch die Juden den Weg zur Kirche Christi finden.

Der Prophet Malachias (Mal 4,5) aber sagt, daß Gott vor dem Tage des Gerichtes den Propheten Elias aussenden werde, um die Juden zu bekehren. Elias wird die Welt zur Wiederkunft Christi vorbereiten, wie der hl. Johannes der Täufer sie zur ersten vorbereitet hatte. Wann die Juden sich bekehren werden, wie lange das Zeitalter dauern, das die glorreiche Ankunft unseres Herrn vorbereiten wird, darüber können die Menschen streiten, aber wissen tut es nur Gott.

An dieser Stelle wird es wohl gut sein, zu erwähnen, daß es nicht schaden kann, sich kurz auch mit geheimnisvollen Erscheinungen zu befassen, um meine Erzählung leichter zu verstehen und das Gesagte klarer sehen zu können. Das wirft ein Licht auf den ganzen Ablauf des Werkes und verbreitet sozusagen Licht über die Verkettung sämtlicher Ereignisse. Dann



werden die hier und da auftauchenden psychologischen Analysen oder Erläuterungen – alles Sprudelquellen von Energiequellen – an entsprechender Stelle und bei gegebener Zeit einen vollkommenen Überblick über meine Erzählungen ermöglichen. Ich vermeide absichtlich jedwede Verdunkelung, denn nicht Vernebelung, sondern Lichtstrahl ist mein Ziel. Bei einem Lichtstrahl, d. h. bei der Wahrheit, können wir alles klarer sehen; das hat dann aufgrund des Gelesenen den Entschluß nach einem besseren Leben zur Folge, denn die Zeit des irdischen Lebens der Menschheit ist nur noch kurz, und wir sollten unsere ewige Zukunft solange sichern, ehe es zu spät ist.

### Geheimnisvolle Erscheinungen

All die Erscheinungen, die wir weder vom Seelischen noch vom Körperlichen her erklären können und nicht fähig sind, sie mit menschlichem Verstand aufzufassen und zu verstehen, nennen wir geheimnisvoll. Solche sind: die wirklichen Visionen, die Offenbarungen, die plötzliche Heilung eines unheilbaren Kranken, die Bilokation, d. h. die gleichzeitige Anwesenheit an zwei verschiedenen Orten usw.

Von den geheimnisvollen Erscheinungen sollen uns jetzt in erster Linie die Visionen beschäftigen. Wir wollen ihren Hintergrund beleuchten. Die meisten Menschen haben zwar keine Visionen, aber aus der Lebensbeschreibung der Heiligen können wir dennoch einigermaßen erfahren, welche große und außergewöhnliche seelische Erlebnisse die Visionen bewirken; von ihrem natürlichen, psychologischen Verlauf haben wir noch keine klare Vorstellung, obwohl von der Psychologie schon viele Experimente zu ihrer Klärung unternommen wurden.

Von den verschiedenen geheimnisvollen Erscheinungen beeindruckt uns zweifelsohne die Visionen am meisten; gleichzeitig aber gehören sie zu den schwierigsten Fragen der Religionspsychologie, und weil der Teufel die Werke Gottes nachäfft, gibt es sowohl bei den göttlichen wie bei den falschen Erscheinungen auch teuflische Eingriffe.

Gott läßt zwar zu, daß die Macht des Teufels, die größer ist als die des Menschen und dessen Fähigkeit, von Zeit zu Zeit und innerhalb von gewissen Grenzen sich auch nach außen manifestiere, wie Er ja auch die Versuchung durch den Teufel zuläßt, aber letzten Endes hat Er auch in solchen Fällen nur das Wohl des Menschen vor Augen. Er kann diese Einwirkungen des Teufels zulassen, um die Existenz des Bösen Geistes zu beweisen, oder – indem er dessen Macht über uns veranschaulicht – um uns zur Vorsicht zu mahnen. Die Eingriffe des Teufels beweisen gleichzeitig, daß diese sichtbare Welt mit einer außerhalb ihr existierenden übersinnlichen Welt wirklich zusammenhängt und zusammengehört.

Die Visionen können nur durch die inneren, bislang wenig bekannten und noch nicht erforschten Funktionen der menschlichen Seele erklärt werden. Man hat zur Erklärung ihres psychologischen Verlaufs mehr als eine Theorie aufgestellt, aber es gelang nicht, einen Teil von ihnen in befriedigender Weise auf natürliche Ursachen zurückzuführen.

Die Kirche war sich über die dunkle und schwer aufhellbare Natur der im Hintergrund der Visionen sich abspielenden psychologischen Erscheinungen schon immer im Klaren. Deshalb mahnt sie bei den Visionen immer zu einer außergewöhnlichen Vorsicht und approbiert nie ausdrücklich die darin mitgeteilten, sogenannten Privatoffenbarungen; höchstens stellt sie von ihnen fest, daß sie den historischen Offenbarungen nicht widersprechen.

Die Visionen sind Phänomene der an der Grenze von Natur und Übernatur schwebenden Seele; das macht verständlich, daß sie auch natürliche Grundlagen in der Tiefe der Seele haben. All jene, die in der Wahrheit und in der Schönheit Gott suchen, wie etwa die nachsinnenden Gelehrten, Künstler und Dichter, zeugen oft davon, daß ihnen der eine oder andere Gedanke so kam, wie wenn er ihnen von jemandem eingegeben worden wäre. Von der lobendigen Kraft solcher plötzlichen und blitzartigen Erkenntnisse zeugen Gauß, der große Mathematikgelehrte oder Wolfgang Bolyai, ein Helmholtz, ein Darwin. Kekulé, der große Gelehrte der organischen Chemie, träumte von einer Schlange, die sich in ihren eigenen Schwanz biß; nach dem Erwachen dachte er sofort, daß die in Form eines Ringes erschienene Schlange die gesuchte Struktur des Benzols anzeige. Nachher hat er tatsächlich den Nachweis erbracht, daß die Zusammensetzung des Benzols einer ringförmigen Lagerung gleicht. Dieser nicht gerade christliche Denker schreibt über ein solches, ihm zuteil gewordenes Erlebnis wie folgt: „Wenn in mir die leiseste Spur eines Aberglaubens wäre, könnte ich den Gedanken nicht los werden, daß ich bloß das Sprachrohr, die Verkörperung und das Medium übermenschlicher Mächte bin. Der Begriff ‚Offenbarung‘ entspricht den Tatsachen in dem Sinn, daß plötzlich etwas mit unaussprechlicher Feinheit und Gewißheit sichtbar und hörbar wird . . .“

Dieses Geständnis läßt erkennen, daß in der menschlichen Seele irgendeine Fähigkeit vorhanden ist, um die Wahrheit plötzlich und in begnadeter Weise zu erfassen. Auch die Theologie beweist, daß die Gnade nicht der Natur entgegenwirkt, sondern darauf ruht. Die Minuten der Entzückung lassen die gesuchte Schönheit oder Wahrheit bei hervorragenden Geistern, Gelehrten und Dichtern blitzartig aufleuchten.

Gemäß unseren fünf Sinnesorganen sprechen einige Kirchenväter, Theologen und Schriftsteller, die sich mit diesen Geheimnissen befassen, auch von fünf Geistesorganen. Diese Geistesorgane sind nichts anderes als die Auswirkungen der Gaben des Heiligen Geistes, besonders jener des Verstandes und der Weisheit. So gehören der Seh- und Gehörsinn zu den Gaben des Verstandes, denn diese Gabe befähigt uns, die göttlichen Dinge zu sehen und den zu unserem Herzen sprechenden lieben Gott zu hören. Die übrigen drei Sinne sind der Gabe der Weisheit zugehörig, denn diese macht

uns fähig, Gott zu befühlern, den Wohlgeruch Seiner Vollkommenheit zu vernehmen, mit Ihm in Verbindung zu treten, Ihn geistig sozusagen zu umarmen, mit anderen Worten: Ihn durch die in der Praxis erwiesene Liebe zu erfreuen.

Außerordentliche Erscheinungen, wie z. B. Visionen, Offenbarungen usw., treten gewöhnlich dann auf, wenn die Seele in eine mystische Vereinigung mit Gott eintritt.

Die göttliche Offenbarung ist im allgemeinen die Mitteilung irgendeiner Wahrheit durch Gott. Wenn diese Mitteilung zum Wohle der ganzen Kirche geschieht, dann nennen wir sie eine öffentliche Mitteilung; wenn sie aber nur zum Vorteile von einzelnen gereicht, nur diese daran Anteil haben, sprechen wir von einer Privatoffenbarung.

Zu allen Zeiten der Weltgeschichte gab es Privatoffenbarungen. Beispiele dazu liefert in erster Linie die Heilige Schrift selbst, dann die Aktenberge der Heiligsprechungsprozesse. Diese Offenbarungen sind nicht Gegenstand unseres Glaubens. Unser Glaube schöpft ausschließlich aus der Heiligen Schrift und aus den heiligen Traditionen. Der Gegenstand unseres Glaubens ist der Kirche als Lehrmeisterin anvertraut, damit sie ihn bewahre und unfehlbar erkläre. Was also in den Privatoffenbarungen geschrieben steht, braucht nicht jeder Gläubige zu glauben. Wengleich die Kirche Privatoffenbarungen gutheißt, so macht sie dadurch ihre Annahme noch nicht verpflichtend; sie gestattet nur, daß man sie zur Belehrung und Erbauung der Gläubigen publiziere, wie Papst Benedikt XIV. sagt. Wenn also jemand ihnen Glauben schenkt, so hat er dadurch den katholischen Glauben noch nicht bekannt, sondern nur menschlichen, der darauf fußt, daß das in den Privatoffenbarungen Beinhaltete für den Verstand und für die Frömmigkeit glaubhaft erscheint.

Abgesehen davon, sind mehrere Theologen der Meinung, daß diejenigen, denen eine solche Offenbarung gegeben ist, ihren Inhalt mit fester Überzeugung glauben können, ja, glauben müssen, wenn hinreichende Beweise dafür vorhanden sind, daß die Äußerungen von Gott stammen.

Gott gewährt Privatoffenbarungen auf dreierlei Weise:

1. mittels einer Vision,
  2. durch übernatürliche Worte und
  3. durch göttliche Eingebungen.
1. Die Vision ist die übernatürliche Schau eines Gegenstandes, den man auf natürliche Weise nicht erkennen kann. Nur dann ist die Vision echt, wenn sie irgendeine verborgene Wahrheit entdeckt. Es gibt drei

Arten von Visionen: die Sinnesvision, die mystische und die rein verstandesmäßige Vision. Um klar zu sehen, wie die einzelnen Visionen beschaffen sind, wollen wir sie der Reihe nach untersuchen, ins Auge fassen und beobachten, worin sie sich voneinander unterscheiden.

- a) Die Sinnesvision. — In der auch Erscheinungen genannten Sinnes- oder leibhaftigen Vision werden mit den Sinnen objektive Tatsachen wahrgenommen, die man auf natürliche Weise nicht wahrnehmen kann. Die Erscheinung braucht keine aus Fleisch und Blut bestehende Wirklichkeit zu sein, sondern es genügt, wenn sie formell wahrgenommen werden kann oder eine Lichterscheinung ist.
- b) Die mystische Vision. — Die mystischen Visionen werden von Gott oder von den Engeln in unserem Vorstellungsvermögen hervorgerufen, und zwar sowohl, wenn wir wach sind, als auch wenn wir schlafen. Nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift ist dem hl. Josef im Traum öfter ein Engel erschienen; dagegen erzählt die hl. Theresia die Große von mehreren Erscheinungen unseres Herrn Jesus Christus, an denen sie im wachen Zustand Anteil gehabt habe. Diese Erscheinungen werden oft auch von einer verstandesmäßigen Vision begleitet, wodurch ihr Sinn erklärt wird. In den Visionen wandeln die Menschen oft in fremden Gegenden; solche Visionen sind dann größtenteils mystische Visionen.
- c) Die rein verstandesmäßige Vision. — In den verstandesmäßigen Visionen nimmt der Mensch irgendeine Geisteswahrheit wahr, die mit den Sinnen nicht faßbar ist. Solche Visionen ruft Gott entweder mit Hilfe schon vorhandener Erkenntnisse hervor, indem Er diese ordnet oder verändert, oder mittels gegenständlicher Bilder, die Er uns eingeprägt hat, und die die göttlichen Dinge besser zum Ausdruck bringen als die vorhandenen Erkenntnisse. Diese gegenständlichen Bilder sind manchmal dunkel und drücken sonst nichts aus als das Vorhandensein von Objekten; ein andermal sind sie jedoch hell, aber nur für einen Augenblick. Sie sind derart beschaffen wie die unmittelbaren Betrachtungen, die einen sehr tiefen Eindruck auf die Seele machen.

Außerdem gibt es noch solche Visionen, denen gleichzeitig mehrere Eigenschaften anhaften. So z. B. war die Vision des hl. Paulus auf der Straße nach Damaskus zugleich eine sinnlich wahrnehmbare, denn er sah ein großes Licht, als auch eine mystische Vision, da ihm die Gesichtszüge des Ananias in seiner Phantasie erschienen; sie war drittens auch eine intellektuelle Vision, weil er den Willen Gottes erkannte.

2. Die göttlichen Gedanken werden durch übernatürliche Worte zum Ausdruck gebracht. Diese werden entweder von den äußeren bzw. inneren Sinnen oder unmittelbar vom Verstand erfaßt. Man nennt sie hörbare Wörter, wenn sie mit den Ohren zu vernehmen sind, visionäre Wörter, wenn sie nur an die Einbildungskraft gerichtet sind und intellektuelle Wörter, wenn sie unmittelbar auf den Verstand abzielen.
3. Die göttlichen Berührungen sind süße geistige Gefühle, die von Gott durch direkte Verbindung im Willen des Menschen hervorgerufen werden, und die stets mit einer großen Erleuchtung verbunden sind, bewirkt von Gott im Intellekt des Menschen.

Bei Cicero lesen wir: „Es ist eine allgemeine Überzeugung, daß es auch Weissagungen geben muß, wenn es eine Gottheit gibt“ (De divinatione I,5).

Das Wahrsagen ist nach der Meinung all jener, die alle Begebnisse auf der Welt mit nüchternem Verstand, aber ohne Glauben erwägen, eine natürliche Begabung; das beweist für sie die Hypnose, die Klarsicht (clairvoyance), der in einem Schlafzustand befindlichen Personen und die besondere Fähigkeit einiger Menschen, mittels welcher sie bevorstehende Todesfälle, Feuerbrände und sonstige Katastrophen voraussagen können (second sight).

Man darf aber nicht vergessen, daß die Hypnotisierten, d. h. die in einem suggerierten Schlaf befindlichen Menschen und jene mit einem zweiten Gesicht begabten, nur die gegenwärtigen, ab und zu die fernliegenden oder die nahe bevorstehenden Ereignisse sehen können. Das geht so vor sich, daß die fernliegenden oder die nahe bevorstehenden Ereignisse schon im voraus ihre Wirkung ausüben, und daß ihr Nervensystem, das empfindlicher ist als das normale, diese Wirkungen verspürt. Diese interessanten Vorkommnisse lassen erkennen, daß die Erscheinungen der Natur und der übernatürlichen Welt keine starre Grenze bilden, sondern daß die Weisheit des Schöpfers, wie auch anderswo, hier Übergänge geschaffen hat. Aber sie lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es echte Weissagungen gibt.

Weissagungen sind Offenbarungen. Unter Offenbarung verstehen wir die Erschließung irgendeiner Begebenheit durch Gott, die in der Zukunft verborgen liegt. Der Seher, dem der Herr diese mitteilt, sagt sie voraus, d. h., er weissagt sie.

Gott kann wem auch immer eine Offenbarung kundtun, aber Er enthüllt sie gewöhnlich nur solchen Menschen, die den mystischen Zustand bereits erreicht haben. In einer solchen Lage tragen diese Seelen Zeichen zur Schau, die auf übernatürliche Eigenschaften schließen lassen.

Es ist aber wohl zu merken, daß das Vorhandensein solcher Zeichen noch nicht die Echtheit der Offenbarung beweist, sondern nur die Äußerungen des angeblichen Sehers glaubhafter macht. Andererseits beweist das Fehlen dieser Zeichen noch nicht, daß die Offenbarung nicht erfolgte.

An ihren Früchten erkennen wir die Bäume. Über die Offenbarungen können wir nur dann gerecht urteilen, wenn wir ihre Wirkungen untersuchen. Nach dem hl. Ignatius und nach der hl. Theresia der Großen bewirkt eine Offenbarung Gottes zuerst ein ängstliches Staunen, dem bald darauf Friede, Freude, sowie ein tiefes und anhaltendes Sicherheitsgefühl folgt. Bei den Erscheinungen des Teufels ist es gerade umgekehrt: Anfangs bereiten sie Freude, aber binnen kurzer Zeit treten Verstörung, Trauer und Mutlosigkeit ein, denn der Teufel möchte mit Hilfe dieser Gefühle die Seele zur Sünde verlocken.

Die echten Offenbarungen bestärken die Seele in den Tugenden der Demut, des Gehorsams, der Geduld und der Ergebung in den Willen Gottes; die falschen aber regen zu Hochmut, zur Einbildung und zum Ungehorsam an.

Hier könnte man die Frage stellen, ob es dem Menschen erlaubt sei, Zeichen zu verlangen zur Bestätigung der Offenbarungen. Wenn die Angelegenheit vordringlich ist, kann man es tun, aber nur in Demut und bedingt, denn Gott ist nicht verpflichtet Wunder zu wirken, um die Visionen zu bekräftigen. Wenn der Mensch trotzdem ein Wunderzeichen verlangt, dann möge er dessen Auswahl Gott überlassen.

Wenn wir den Ursprung der Offenbarung betrachten, so kann sie echt sein, aber es kann vorkommen, daß sich wider Willen falsche Elemente hineinmischen. Der Herrgott vermehrt nicht ohne Grund die Zahl der Wunder, so daß Er hin und wieder nicht die Irrtümer und die Vorurteile korrigiert, die sich im Gehirn von irgendjemand befinden könnten. Gott will den Seher nicht in jeder Hinsicht belehren, sondern nur das Heil der Seele fördern. Deshalb können in Privatoffenbarungen auch irriige Elemente vorkommen. Nicht zu vergessen: Traum und Vision mögen es nicht, daß man sie berühre, sondern daß man sie in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit belasse.

Die erste Ursache der Irrtümer rührt gewöhnlich daher, daß menschliche Tätigkeit in das Werk der göttlichen Gnade eingreift. Dieses Eingreifen tritt besonders bei solchen Menschen auf, die eine lebhaftere Phantasie haben und eine rührige intellektuelle Tätigkeit ausüben.

Darüber hinaus kann man die Privatoffenbarung nur schlecht interpretieren. Weiterhin kann sie der Seher auch unwillkürlich verdrehen, wenn er sie erklären will.

Den Privatoffenbarungen gegenüber verhalten wir uns am klügsten, wenn wir die Vorsicht der Kirche und der Heiligen nachahmen. Also dürfen wir sie nur dann annehmen, wenn sie auch bewiesen sind. Diese Beweise werden in der Anordnung des Papstes Benedikt XIV. über das Verfahren bei der Beatifikation und bei der Kanonisation ausgezeichnet behandelt. Im allgemeinen darf man sich nicht mit einem Beweis begnügen, sondern mehrere sind zu fordern. Dann muß auch beachtet werden, ob sie derselben Natur sind, und ob der eine den anderen ergänzt bzw. stützt. Je mehr Beweise wir haben, desto größer wird die Gewißheit in der Hinsicht, daß die Privatoffenbarung tatsächlich erfolgt ist.

Für die Seher gilt als einzige Regel, daß sie ihre Erscheinungen einem klugen Beichtvater mitteilen und sich in allem demütig seinen Anleitungen unterwerfen. Nur so können sie vor eventuellen Verirrungen bewahrt bleiben.

Der Beichtvater jedoch muß sich strengstens davor hüten, in die göttlichen Offenbarungen hineinzupfuschen oder die aufrichtigen Mitteilungen seines Beichtkinds zur Verwirklichung seiner persönlichen Ziele zu verwenden. Privatoffenbarungen gewährt der Herrgott zumeist zum persönlichen Wohl des betreffenden Sehers. Deswegen darf man sie nicht kürzen, und die Beichtväter sollten besonders daran denken, welche riesengroße Verantwortung sie vor dem Herrgott tragen, wenn sie einen Weisager vom rechten Weg abbringen und seelisch zugrunde richten. Durch eine solche Ausnützung zerstören sie eine Seelenwelt, die man gewöhnlich nie mehr in Ordnung bringen kann. Das ist eine größere Sünde als der Mord, denn der Mörder tötet nur den Körper, der Stümper und Seelenverkäufer aber vernichtet langsam eine auserwählte Seele; darüber wird er eine schreckliche Rechenschaft ablegen müssen.

Nach der Auffassung unseres Herrn Jesus Christus und der Apostel ist das irdische Leben eine Schlacht, ein harter Kampf, worin nur derjenige siegen kann, der achtgibt und betet, dem Laster abschwört und die Tugenden übt. Der Herr sagte: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet“ (Mt 26,11). Weil aber der Teufel die Lüste von Leib und Blut ständig in uns schürt, müssen wir nicht nur gegen uns, sondern auch gegen den Satan einen dauernden Kampf führen. Jedoch in einem Krieg, der sich in die Länge zieht, fällt unbedingt derjenige, der sich nur auf die Verteidigung beschränkt. Also müssen wir gegen unseren Feind auch zum Gegenangriff übergehen, d. h., wir müssen die Tugenden, die Selbstverleugnung und den Glauben üben.

*In diesem Kampf aber klang das Kreischen der unheilverkündenden Vögel niemals lieblich. Genauso klingen auch die Weissagungen der Seher nicht*

*anmutig, besonders dann nicht, wenn sie eine Gefahr ankündigen. Der Unheil verkündende Seher wird nirgends gerne gesehen, hauptsächlich, wenn Weissagungen nacheinander in Erfüllung gehen...*

Die Zeitrechnung der Weissagungen entspricht nicht immer der unsrigen. Der Prophet Daniel hörte von 70 Wochen (septuaginta hebdomadas), aber wir sahen, daß nicht von Wochen, sondern von Jahreswochen die Rede war.

Auch eine Kombination der Weissagungen ist möglich.

Gott läßt nicht deshalb in die Zukunft blicken, um die Neugier und die Wißbegier der Menschen zu befriedigen. Er verfolgt damit höhere Ziele. Wenn der Seher seinen Mund auftut, dann arbeitet er zum Ruhme Gottes und sieht das Wohl der Menschen vor Augen.

In der 35. Homilie von Papst Gregor dem Heiligen lesen wir folgendes: „Unser Herr und Erlöser verkündet die Betrübnisse der leidenden Welt, damit sie uns weniger verwirren, denn Er weiß im voraus davon. Die vorausgesehenen Bitternisse treffen uns nämlich weniger, und wir ertragen Not und Elend der Welt mit größerer Geduld, wenn wir uns davor mit dem Schild des Vorauswissens schützen können... Die Weissagung mahnt, erinnert und malt die Zukunft in Bildern: Grauset euch vor der Sünde, fürchtet euch vor dem Zorn Gottes, tuet Buße, wandelt euch, und da der Sünder von einer schrecklichen Gefahr umlauert wird: Bereitet euch durch Beten, Fasten, Almosen, Reue und durch die Besserung eures Lebens auf den großen Weg, auf die letzte Stunde, auf den Tod-vor, der vielleicht schon naht oder an der Schwelle steht und auf euch wartet...“

Trotz dieser ernststen Mahnungen bleibt die Tatsache bestehen, daß die Kirche privater Offenbarungen überhaupt nicht bedarf, denn sie ist in vollem Besitze der göttlichen Offenbarungen, die mit dem Tode des letzten Apostels zu Ende gingen. Wenn der Statthalter Christi auf Erden der Kirche Anweisungen oder Beschlüsse erteilt, so stützt er sich immer und ausschließlich auf die göttlichen Offenbarungen und ihre Wahrheiten und niemals auf die Privatoffenbarungen. Aber die Tatsachen beweisen, daß Privatoffenbarungen, die von den kirchlichen Behörden nach gewissenhafter und gründlicher Untersuchung für glaubwürdig erklärt wurden, mehr als einmal den ersten Anstoß oder die letzte Anregung zu manchen allgemein gültigen Beschlüssen gegeben haben, wie z. B. bei der Jahrhundertwende die Aufopferung der Welt an das heiligste Herz Jesu. Auch das zeugt davon, wonach man nicht sagen kann, daß die Privatoffenbarungen keinen Wert hätten und somit absolut überflüssig wären. Gott hat mit all dem Seine Ziele.

## Meine Urheimat

Schon als Schulkind beschäftigte mich der Gedanke: Woher könnten wohl meine Ahnen stammen? Nach sorgfältigen Forschungen habe ich folgendes erfahren:

Kaiser Karl VI. (1700–1740, als König von Ungarn Karl III.) führte zweimal Krieg gegen die Türken. Im Bunde mit Venedig bereiteten 1716 Prinz Eugen von Savoyen und Graf Johann von Pálffy bei Peterwardein den Türken eine vernichtende Niederlage. Nach dem Siege gerieten Temeschburg und Belgrad wieder unter die Herrschaft Karls VI. bzw. III. In dem ohne die Mitwirkung der ungarischen Stände geschlossenen Frieden von Passarowitz (1718) wurden das ganze Temescher Banat, die Kleine Walachei, ja sogar Teile von Serbien und Bosnien frei.

Der zweite Türkenkrieg wurde 1737 zur Unterstützung des russischen Reiches begonnen, aber dieses Unternehmen endete wegen der Unfähigkeit der neuen Heerführer mit einer Niederlage. Die neugewonnenen Gebiete auf dem Balkan und auch Belgrad selbst gingen verloren. Im Belgrader Frieden von 1739 wurde die Sawa-Donau-Südkarpaten-Linie als Grenze des türkischen Reiches bestimmt.

In den zurückeroberten Gebieten wurden Siedlungsaktionen meist größeren Stils eingeleitet. Das war ausdrücklich und dringend nötig, denn das Land, das unter König Matthias Corvinus aus dem Hause der Hunyadi (1458–1490) noch vier Millionen Einwohner zählte, wurde während der Türkenherrschaft sozusagen menschenleer. Ungarn (samt Siebenbürgen) hatte um 1720 insgesamt zweieinhalb Millionen Einwohner, was nicht ganz 1% der damaligen Bevölkerung Europas entsprach. Die europäischen Staaten machten damals wichtige Schritte auf dem Weg zur weltwirtschaftspolitischen Gesundung, in Ungarn aber ging die Entwicklung bedauerlicherweise rückwärts.

In den südungarischen Gebieten waren die ungarischen Adligen umgekommen. Diese Gebiete erhielten nun fremde Hochadelige und z. T. auch Angehörige des ungarischen Adels. Die Wiener Regierung hatte die kaiserlichen Heerführer und die Wiener Beamten dadurch für die ausgebliebene Besoldung entschädigt. Die neuen Großgrundbesitzer mußten die verwil-

derte Pußta kultivieren und die wüsten Gegenden bevölkern. Zu diesem Zweck hat man im Sinne der Staatsräson mit Vorliebe katholische Deutsche angesiedelt.

Nachdem die hin und her wogenden Hörigenschichten von den in den verschiedenen Gebieten Ungarns unternommenen Siedlungsaktionen schnell aufgesogen worden waren, war auch Johann Georg von Harruckern, wie das Ärar und andere Grundherren, bestrebt, durch die Anwerbung von Deutschen die durch die Türkenherrschaft verursachten leeren Räume auszufüllen. In den 1720er Jahren setzte im ganzen Lande mit großem Schwung die Ansiedlung der Deutschen ein. Durch den G. A. 103 ex 1723 wurde nämlich die Einwanderung von deutschen Kolonisten nach Ungarn gesetzlich erlaubt, bzw. geregelt, ja man stellte ihnen sogar eine Steuerfreiheit von sechs Jahren in Aussicht. Der erwähnte G. A. übertrug dem König das Recht, die erwähnten Vergünstigungen durch Patente im Deutschen Reich bekannt zu machen.

Da man in den verwüsteten Landstrichen vor allem ein für die Landwirtschaft produktives Volk brauchte, wurden statt des mit einer höheren Kultur ausgestatteten Handwerkertums vorzugsweise Bauern und ärmere Handwerker aus den Kleinstädten zur Besiedlung herangezogen. Ein solches Volk konnten am meisten die beiden Ufer des Rheins abgeben, die vom Saarland bis Hessen und Franken durch die Raubzüge Ludwigs XIV. und durch den Spanischen Erbfolgekrieg Jahrzehnte hindurch verwüstet wurden. Darüber hinaus konnte in den Badener und Württemberger Landen nur ein einziger Sohn den Bauernhof erben; dieser Umstand ließ die Zahl der Auswanderungswilligen außerordentlich anschwellen. In diesen Gebieten verhallte deshalb der einladende Ruf Karls III. (VI.) und der ungarischen Grundherren nicht ungehört.

Also begann die Wanderung jener Deutschen, die die Absicht hatten, sich in Ungarn niederzulassen, nach Wien. Im Jahre 1723 meldeten sich auch bei Baron Johann Georg von Harruckern einige reichsdeutsche Familien, die sich bereit erklärten, sich in seiner Herrschaft von Gyula anzusiedeln. Von Harruckern verlangten sie nur, daß er für sie und die nach ihnen kommenden Verwandten und Bekannten für ihre Sicherheit einen Freibrief ausstelle. Harruckern schickte sie noch im Laufe des Herbstes hinunter nach Gyula, ja auch er selbst begab sich hierher und stellte ihnen am 14. November 1723 den erbetenen Freibrief aus. Darin versprach er jenen, die die Ernte nicht erwarten konnten, Getreide gegen Rückerstattung in Naturalien. Das zum Aufbau ihrer Häuser notwendige Bauholz, weiterhin Brennholz für ihren häuslichen Bedarf erhielten sie umsonst, allerdings mit der Auflage, daß ein jeder deutscher Kolonist verpflichtet sei, zu Weih-

nachten und zu Ostern je eine Fuhre Brennholz, zur Zeit der Heuernte aber je eine Fuhre Heu für die Herrschaft zu ernten bzw. Brennholz zu schlagen und in die Burg von Gyula zu liefern. Zur besseren Einrichtung ihrer Wirtschaft wurde ihnen eine dreijährige Steuerfreiheit gewährt. Während dieser Zeit sollten sie von ihren Erzeugnissen nur ein Neuntel abliefern.

Es gab unter den deutschen Kolonisten viele, die sich zum Weinbau verstanden. Diesen wurden vier Freijahre gewährt, und das Neuntel schuldeten sie erst vom fünften Jahr an. Im übrigen sicherte ihnen von Harruckern die Freizügigkeit zu und enthob sie nach Ablauf der Freijahre gegen Bezahlung von jährlich 1 Gulden Census nach einem jeden ganzen Bauernhof sämtlicher Robotten (Frondienste) und anderer grundherrschaftlicher Abgaben.

Anfang Januar 1724 erbat Harruckern für die nachrückenden deutschen Kolonisten von der Wiener Hofkammer Reisepässe. Durch die Ansiedlung der Deutschen wurde Gyula volkskundlich zur interessantesten Stadt des Komitats (Regierungsbezirks), denn hier traf sich eine Einwohnerschaft, die dreisprachig war, nämlich deutsch, ungarisch und rumänisch und drei Religionen angehörte.

Die Deutschen waren rein katholisch, die Magyaren römisch-katholisch und reformiert (kalvinisch), die Rumänen aber griechisch-orientalisch.

Gleichzeitig mit den Deutschen von Gyula siedelten sich im benachbarten Elek katholische Deutsche aus Unterfranken an; auch von Gyula wechselten viele dorthin. Im Jahre 1725 kamen aus Württemberg 18 evangelische Familien nach Mezöberény.

Für die Herkunft meiner Ahnen genügt mir aber das noch nicht, sondern ich möchte durch die Untersuchung der Gyulaer deutschen Familiennamen zu genaueren Daten kommen.

Diesbezüglich schreibt Dr. Franz Scherer in seiner II. Publikation über die „Deutschen Familiennamen von Gyula“ (Békés, Nr. 10 vom Febr. 1923) folgendes: „Im Jahre 1717 wurde nach dem Fall von Temeschburg auch der Marosch-Theiß-Winkel von der Türkenherrschaft befreit, und der Hofkriegsrat leitete eine großzügige Siedlungsaktion ein, um die öden Ländereien zu bevölkern. Er rief vom militärischen Standpunkt aus zuverlässige Reichsdeutsche herbei, deren Arbeit Fleiß sich alsbald in den Wüsten zeigte. Die Grundherren der benachbarten Gebiete ahmten dieses Beispiel nach. Im Jahre 1724 siedelte Johann Georg von Harruckern in Elek Deutsche an, die er aus dem Elsaß, aus Lothringen und aus Unterfranken herbeiholte; im selben Jahre wurde auch die deutsche Stadt von Gyula an-



gesiedelt.“ Darüber schreibt Dr. Johann Karácsonyi, titl. Bischof, der Monograph des Komitats Békés, folgendes: „Er (nämlich Harruckern) brachte auch die katholischen Deutschen nach Gyula, angeblich aus *Arin*, einem Dorfe in der Gegend von Frankfurt am Main“ (Bd. I, S. 459).

Dann heißt es in Band II, Seite 155, wie folgt: „Im Jahre 1723 meldeten sich bei ihm in Wien auch einige Leute, die aus Schwaben oder Franken stammten. Er nahm sie selbstverständlich mit Freuden auf und siedelte sie im Herbst 1724 oder im Frühjahr 1725 tatsächlich in Gyula an und gewährte ihnen eine vierjährige Freiheit.“

In den Stürmen von mehr als zweihundert Jahren haben die Deutschen von Gyula die Erinnerung an ihre Urheimat verloren; sie hatten keine eigene Pfarrei, und die ungarischen Pfarrer hatten den Geburtsort der neu angekommenen Deutschen in die Matrikeln nicht eingetragen. In den letzten Jahrzehnten haben sie langsam auch ihre Sprache vergessen, die heute nur mehr von den Alten gesprochen wird. Ihre Sprache ging verloren, ohne daß jemand die deutsche Mundart von Gyula bearbeitet hätte, denn auch aufgrund der Mundart könnte man ungefähr jenes Gebiet umreißen, woher die Ansiedler kamen. In der Mundartliteratur fand ich über die Deutschen von Gyula nur folgenden Satz: „Einen bayerisch-österreichischen Dialekt hört man z. B. in den Städten Temesvár, Ujvidék, Békés-Gyula, Esseg“ (Heinrich Schmidt: Die deutschen Mundarten in Südungarn, „Ungarische Rundschau“, Berlin, Jg. III, 1914, S. 856 ff.). Das wird aber kaum stimmen, zumindest nicht für Gyula.

Die alten deutschen Familiennamen haben die Stürme von mehr als zweihundert Jahren überlebt, zwar nicht ohne alle Wechselfälle. Die Pfarrer von Gyula waren Magyaren. Sie hatten die deutschen Namen meistens nach dem Gehör geschrieben, so daß sich Fehler eingeschlichen haben. Unter dem Einfluß der magyarischen Bevölkerung in der Umgebung waren die deutschen Namen ebenfalls vielen Verdrehungen und Verstümmelungen ausgesetzt (vgl. Heintze: Deutsche Familiennamen, Halle, 1922, 5. Auflage).

Die deutschen Namen von Gyula sind sehr alt. Ihr Ursprung reicht zurück bis ins Zeitalter der Völkerwanderung. Nach der Völkerwanderung ließen sich die verschiedenen Stämme der Germanen in den Provinzen des römischen Reiches nieder; die staatlichen Verhältnisse änderten sich, das Christentum beseitigte die Herrschaft der heidnischen Götter, aber die Namen von ihnen blieben, ja, sie blühten weiter.

Zuerst gab es nur Personennamen, die sich vom Vater auf den Sohn veränderten. Als Eigennamen haben sie sich erst in der zweiten Hälfte des

Mittelalters gefestigt, d. h. also: Damals wurden sie zu erblichen Familiennamen, neben denen die Familienmitglieder noch einen besonderen Personennamen gebrauchten. Als die Personennamen zu festen Familiennamen wurden, hielten sie nur in geringem Maße Schritt mit der Weiterentwicklung der Sprache. Sie wurden von den Stürmen der Zeit nur wenig berührt, und so stehen die Familiennamen vor uns wie die Ruinen der Ritterburgen als Zeugen vergangener Zeiten.

Wenn wir den Ursprung der deutschen Familiennamen untersuchen, so können wir drei Gruppen unterscheiden, die oft miteinander verflochten sind:

- I. Urgermanische, ursprünglich heidnische Personennamen.
- II. Spätere, zur Zeit des Christentums entstandene Personennamen. Die Verbreitung von Namen fremden Ursprungs auf Kosten der urgermanischen war wegen des Umsichgreifens der lateinischen Kultur und des Machtzuwachses der Kirche unvermeidbar. Bis zum 12. Jh. aber war die Zahl der kirchlichen, also der hebräischen und griechisch-lateinischen Namen sehr gering.
- III. Anfangs waren sie nur Unterscheidungszeichen zum Personennamen, später selbständige Familiennamen. Der größte Teil dieser Hinzufügungen stammte aus der Beschäftigung.

Obwohl die ersten deutschen Kolonisten schon 1724 nach Gyula gezogen waren, finden wir die ersten Matrikeleintragungen erst ab 1729, denn die Eintragungen der vorherigen Jahre verbrannten.

Die Pest der Jahre 1738 und 1739 hatte in der Bevölkerung so große Lücken hinterlassen, daß neue Ansiedlungen notwendig wurden. Diese Ansiedlung erfolgte zu Beginn der 1740er Jahre, denn während wir in den Geburtsmatrikeln von 1740–1744 nur ein, zwei deutsche Namen finden, schnellte die Zahl der deutschen Namen 1745 auf 30 und auf 40. In diesen Jahren wanderten die meisten heute noch lebenden Familien ein; allerdings leben von diesen Familien sehr viele nur mehr in weiblicher Linie fort, oder sie sind schon gänzlich ausgestorben.

Das war die zweite große Ansiedlung in Gyula, und bis zum Beginn des 19. Jhs. kamen neue Ankömmlinge. In den Geburtsmatrikeln bis 1770 finden wir unter anderen deutschen Namen auch die Namen meiner Ahnen, und zwar sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits.

Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der deutschen Familiennamen von Gyula weisen auf ober- und mitteldeutsches Sprachgebiet hin. Der größte Teil der Deutschen von Gyula stammte wahrscheinlich aus der Gegend von

Koblenz und Trier, aber auch aus Bayern konnten welche gekommen sein. Genauso ist es anzunehmen, daß auch aus anderen Teilen des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ Kolonisten nach Gyula gelangt sind.

Meine Ahnen wanderten vermutlich aus Süddeutschland aus und kamen schon 1723–24 nach Gyula. Aufgrund urkundlicher Unterlagen reisten die deutschen Kolonisten von Ulm, Günzburg, Donauwörth, Ingolstadt, Regensburg auf sogenannten „Zillen“ und „Plätten“ die Donau hinunter bis nach Wien und Ofen-Pest; von hier förderte sie Baron Georg von Harruckern mit Ochsespannen bis Szolnok, wo sie die Theiß überqueren und auf die Güter des Barons verteilt wurden. Die erste Gruppe siedelte er in Mezöberény, die zweite in Gyula und die dritte in Elek an.

### Meine Ahnen

Ich gehöre zu jenen Typen, die, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, solange nicht ruhen, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Menschen solchen Typs sind so wie die warmblutrassigen Pferde: Man braucht sie nicht anzutreiben, denn sie laufen von selbst, und je mehr sie laufen, um so weniger eilen sie davon.

Also hat auch mich die Frage des Ursprungs meiner Ahnen immer beschäftigt, denn ich hätte gerne in die fernliegende Vergangenheit unserer Familie Einblick genommen. Dazu schwang ich mich durch eine interessante Begebenheit auf, nämlich in einer Vision sah ich die Gräber meiner Urahnen. Die Gräber lagen auf einem erhöhten und größeren Hügel. Dieser Hügel war in der Mitte noch von sechs anderen Hügeln umgeben. Beim Anblick der Hügel erscholl eine Stimme: „Siehe da, die sieben Hügel Roms“. Auf den Hügeln standen Zypressen und andere fichtenartige Bäume. Auf dem Gipfel des Hügels in der Mitte waren mehrere Gräber. Aus diesem ragten nebeneinander drei Gräber heraus, und auf jedem stand ein sehr altes Steinkreuz. Das mittlere Steinkreuz neigte sich nach links. In den Stein war ein Text eingemeißelt, und zwischen den Worten konnte man „Gofredo-Gottfried“ lesen. Im Text jenes Kreuzes, das vom mittleren rechts stand, war der Name „Antonia“ eingemeißelt. Die Schrift auf dem linksstehenden Kreuz war schon so abgewetzt, daß ich nichts mehr ablesen konnte. Wie ich so die Gräber betrachtete, ertönte wieder eine Stimme: „Hier unter diesen Kreuzen ruhen deine Urahnen. Von hier stammt deine Familie.“

Wenn das wahr ist, so stammen meine Urahnen aus dem römischen Reich, aus der Gegend der sieben Hügel Roms, und auf ihren Gräbern stand auch schon ein Kreuz.

Ich bin aber nicht so leichtgläubig, denn die Zukunft könnte vielleicht noch sichere Quellen zutage fördern; deshalb gehe ich ununterbrochen den Spuren nach. Wenn es mir früher irgendwie möglich war, ging ich in die römisch-katholische Pfarrei von Gyula und forschte dort in den Matrikeln still nach meinen Ahnen. Ich führte die Fäden bis 1739 zurück, wenn meine Forschungen richtig sind. Meine Ahnen in Ungarn sind alle in der Stadt Gyula, und zwar in der sogenannten Deutschenstadt geboren (Außer Deutsch-

Gyula gab es noch ein Ungarisch- und Rumänisch-Gyula). Meine Ahnen, die ich persönlich kannte, sprachen deutsch, ungarisch, ja einige sogar rumänisch. Auch ich selbst beherrsche die drei Sprachen.

Wie groß die Familien meiner Ahnen waren, konnte ich nicht ermitteln. Soviel habe ich aber erfahren, daß 1873 in Gyula eine große Cholera-epidemie grassierte, die viele Deutsche, darunter auch einen Großteil meiner Verwandtschaft, hinwegraffte.

Meine Großeltern erzählten, daß der „schwarze Tod“ so viele Menschen ums Leben brachte, daß einzelne Gassen ganz ausstarben. Die Verstorbenen begleitete man nicht hinaus auf den Friedhof, sondern legte sie vor die Tore auf die Gassen. Die Leichen wurden dann von den Leichenwägen aufgelesen, aufeinandergeschichtet und so ohne Sarg in den Cholera-Friedhof geschafft. Dort kamen die Leichname in ein gemeinsames Grab, wurden mit gelöschtem Kalk übergossen und zugedeckt.

Nach all dem möchte ich den Rahmen aufstellen, in den ich hineingeboren wurde, um vieles besser zu verstehen.

Die älteste Verwandte, die ich kannte, war meine Urgroßmutter. Sie war ein zusammengeschrumpftes Mütterlein; sie konnte nur mehr trippelnd gehen und war 96 Jahre alt, als sie starb. Ihr Gesicht war voller Runzeln, so daß ich Angst vor ihr hatte. Wenn ich sie erblickte, dachte ich immer an die Hexen, wie sie im Märchen vorkommen und flüchtete vor ihr. Sie aber liebte mich um so mehr und wollte mich immer wieder küssen, was ich aber nicht ausstehen konnte. Um jeden Kuß von ihr entspann sich ein heftiger Kampf, denn sie jagte mich solange im Hof, bis ich auf den Bauch fiel und küßte mich dann unter lautem Gekreis von Kopf bis Fuß. Ich habe mich dagegen immer gewehrt und trampelte, strampelte solange, bis ich mich davonmachen konnte. Danach wischte ich mit beiden Händen meinen Mund ab, spuckte den ganzen Tag, weil es mir vor ihrem Kuß grauste. Ich mochte es nicht, wenn man an mir herumleckte; bei solchen Gelegenheiten brüllte ich dann wie ein wildes Tier, das man lebendig schinden wollte. Mein großes Lärmgeschrei wurde gewöhnlich durch eine schöne, rote Wassermelone oder durch Zuckerbonbons zum Schweigen gebracht. Das gefiel mir, und deshalb duldeten sie sogar meine Urgroßmutter mit ihrem runzeligen Gesicht neben mir.

Siehe! So sind die Kinder! Für Süßigkeiten sind sie imstande, sogar ihr Grausen zu überwinden – wenn sie wollen.

Aber auch die Erwachsenen sind nicht viel klüger, wenn sie den Kindern von Hexen erzählen, denn dadurch wird in die Kinderherzen ein Samen gesenkt, der eigentlich nie hätte hineingesenkt werden dürfen, nämlich: das Grausen vor denjenigen, die sie lieben.

Diesbezüglich sagt Johann Gottfried von Herder sehr treffend: „Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Wert der Reinheit haben.“

Wenn das so wäre, dann gäbe es nicht so viele jugendliche verderbte Seelen. Auch das Bild der Welt wäre anders, wenn durch gegenseitiges Vertrauen die Ursachen der Verderbnis vom Lebensweg hinweggefegt würden.

Meinen Großvater väterlicherseits kannte ich lange. Er führte ein nüchternes Leben. Seine Eltern starben, als er noch im Kindesalter war. Er wurde als Waise aufgezogen. In der Jugendzeit erlernte er das Maurerhandwerk. Er war ein guter und fleißiger Arbeiter und baute viele Öfen zum Brotbacken. Darin war er berühmt. Auch vom Weinbau hat er viel verstanden. Er war ein guter Katholik. Ich hörte ihn niemals fluchen, wo ich doch gute Ohren habe. Ich sah ihn auch niemals weinen oder berauscht, obschon in seiner Kammer immer 10–15 hl Liter Wein vorhanden waren.

Die Frau meines Großvaters war eine junge Witwe, die ihren in erster Ehe geborenen Sohn Josef in die neue Ehe mitbrachte. Also einen Stiefsohn. Sie war eine fleißige Hausfrau. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor, unter denen auch mein Vater war. Zusammen mit dem aus der ersten Ehe mitgebrachten Kind waren sieben Kinder in der Familie: drei Buben und vier Mädchen.

Mein Vater hat sich als Kind mit dem Stiefsohn Josef gut vertragen.

Meine Großeltern hatten sieben Enkelkinder. Die Großmutter konnte mich nicht ausstehen und hätte mich gerne schon tot gesehen. Ich war jedoch nicht gewillt, ihr diese Freude zu bereiten. Es grauste mich vor ihr, und ich hatte immer das Gefühl, daß sie mir feindlich gesinnt ist.

Meine Großeltern väterlicherseits hatten an der Ecke des Josefsstädter Friedhofs unter Seidengasse Nr. 4 ein größeres Haus. Das Haus steht in seiner ursprünglichen Form noch heute. Sie haben es dann verkauft, als ihr Stiefsohn sich ein neues Haus auf einem Grundstück in der Winzerergasse Nr. 24 baute. Den Preis ihres Hauses haben sie dem Stiefsohn gegeben; als Gegenwert dafür erhielten sie bis zu ihrem Lebensende eine schöne Wohnung. Mein Großvater wollte aber nicht hier bleiben. Sie konnten sich mit der großmäuligen Frau des Stiefsohnes, die ständig mit ihnen zankte, nur schwer vertragen. Deshalb wollten sie ständig anderswohin ziehen.

Meine Mutter ging noch in das alte Haus meiner Großeltern, aber in das neue Haus des Stiefsohnes nicht mehr, denn sie hatte eine Abscheu vor dem großen Maul ihrer Schwägerin und ihrer spitzen und frechen Zunge.

Meine Großeltern väterlicherseits hatten zwei Weingärten: Der kleinere lag am rechten Ufer des Palatin-Kanals, im Csikos-ér, und war mit Obstbäumen bepflanzt; der größere lag im Türkenwinkel und war mit Weinreben bebaut. Hier reifte eine köstliche Frucht. In beiden Weingärten stand eine aus Fichtenbrettern gezimmerte Hütte für die Werkzeuge gegen die Unbilden des Wetters. Prätig konnte man darin schlafen, wenn es regnete, oder wenn man von der Arbeit müde war. Diese zwei Weingärten bearbeitete mein Großvater mit Hilfe der Großmutter, und von ihrem Ertrag konnten sie bei sparsamer Einteilung schön und ruhig leben.

Jetzt spreche ich von meinem Großvater mütterlicherseits. Ich kannte ihn bis zu meinem 19. Lebensjahr. Er war mittelgroß und hatte eine Glatze. Auch er war Maurer, aber er mochte nur Häuser bauen, denn in den Ofen schlüpfte er nicht gerne herum. Er war ein guter Arbeiter und deshalb beliebt. Er hielt sich zwar an seine Religion, aber religiös war er nicht, und wenn er konnte, wich er der Kirche aus. Damit das aber nicht allzuoft vorkam, sorgte seine Frau. Und wenn er es dennoch tat, dann gab es deswegen gründliches Kopfwaschen und eine zünftige Strafpredigt. Wenn meine Großmutter es nicht hörte, fluchte er sogar. Bei solcher Gelegenheit hatte er es immer mit dem „Heiligen Gott“ zu tun. Er war jähzornig und nervös veranlagt, aber er konnte auch mildere Saiten seines Herzens aufziehen. Er war verschlossen und konnte sich für eine Sache nur schwer erwärmen. Er sprach nicht gerne und war eher wortkarg; oft brachte man aus ihm die Worte nur mit Mühe und Not heraus. Sonntags, nach dem Mittagmahl, las er gerne laut aus der Zeitung vor und nippte mit Vergnügen ein Gläschen Wein dazu. Zu solcher Zeit gab es kein anderes Gespräch, und auch der Kinderlärm verstummte.

Das Haus meiner Großeltern mütterlicherseits befand sich in der Stadt Gyula, in Kisrománváros (Klein-Rumänischer-Stadtteil). Hinter dem Haus erstreckte sich gegen den Palatin-Kanal ein schöner, großer Garten mit Weinstöcken und Obstbäumen.

Meine Großmutter mütterlicherseits war von kräftiger Natur und hatte ihren Willen, wenn es nur möglich war, nach allen Richtungen durchgesetzt. Sie war von mittlerer Statur und korpulent. In der Familie führte sie das Kommando, aber in guter Absicht. Auf die Sauberkeit legte sie großes Gewicht, und obwohl wir eine Handwerkerfamilie waren, durfte dennoch niemand bei uns schmutzig oder zerlumpt herumlaufen. Verschwendung duldeten sie nicht, aber was notwendig war, hat sie herbeigeschafft. Sie arbeitete stets mit Hochdruck. Faulenzerei kannte sie nicht. An der Arbeit mußte jeder seinen ehrlichen Anteil haben. Sie mochte nicht zweimal federn von einer Sache, ihre Hand geriet schnell in Bewegung, und sie

verpaßte einem blitzartig eine Ohrfeige, oder sie überzog uns eins mit einem Gegenstand, der ihr gerade in die Hände fiel. Sie hielt strenge Disziplin in der Familie. Eine Widerrede duldeten sie nicht. Niemand kam zu ihr, um zu klatschen, denn sie liebte das Tratschen nicht. Sie hatte einen klaren Kopf und entlarvte schnell den Lügner. Im Kopfrechnen war sie ausgezeichnet. Auf das religiöse Leben in der Familie achtete sie sehr und ging mit gutem Beispiel voran. Es hätte sich bloß jemand anstellen sollen, nicht zu beten! Er hätte dabei schnell eins abbekommen! Auch Fluch und Rausch ertrug sie nicht.

Meine Großeltern mütterlicherseits hatten sechs Kinder. Vier von ihnen kannte ich. Das älteste Kind war meine Mutter namens Elisabeth. Dann kam Stefan, der später mein Vormund wurde. Darauf folgte Michael und schließlich Josef, der nur um fünf Jahre älter war als ich.

Mein Großvater liebte von seinen Kindern Josef am meisten, er war sein Liebling, und deshalb mußte man dessen Willen voll erfüllen. Er wurde sehr verhätschelt und selten verhauen, aber auch dann achtete man sehr darauf, daß man ihm keine Knochen zerbrach. Er war so ein „Rühmich-nicht-an“ (mimosa pudica) und brüstete sich gerne wie der Pfau im Sonnenschein. Er war glücklich, wenn er in der Familie umringt wurde.

Meine Großmutter hatte von ihren Söhnen Stefan am liebsten. Er war der Götze, und man durfte nichts Kluges und Schönes sagen, ohne seinen Namen zu nennen. Man mußte immer mit einer solchen Verehrung zu ihm aufschauen wie der Frosch zum Ochsen. Was er sagte, war immer gut, und was ein anderer sagte, das war niemals gut.

Diese Ausnahmestellung Stefans war ein großer Fehler in der Kindererziehung, denn dadurch wurde er verwöhnt, was bei ihm ein Gefühl der Überlegenheit zur Folge hatte. Dieses Überlegenheitsgefühl verwandelte sich langsam in Herzlosigkeit. Von herzlosen Menschen behauptete Friedrich der Große: „Wer unbarmherzig ist, hört auf, Mensch zu sein“. Wie sehr das wahr ist, werden wir später sehen. Es ist aber sicher, daß Lieblinge ihre Eltern blind machen, und daß die elterliche Bevorzugung die Kinder zu Tyrannen erzieht.

Auch meine Großeltern mütterlicherseits hatten zwei Weingärten. Der kleinere lag in der Csikos-ér und war ursprünglich mit Weinstöcken bepflanzt, aber nachdem diese von der Filoxera vernichtet wurden, hatte man zwischen den Obstbäumen Kartoffeln angebaut. Der größere Weingarten im Türkenwinkel war ein mit Obstbäumen bewachsenes Saatfeld. Dieser Weingarten gehörte vor dem Tode meines Vaters uns.

Die Flur „Türkenwinkel“ erstreckte sich im nördlichen Teil unserer Stadt, und zwar jenseits der Eisenbahnlinie. Die Csikos-ér lag diesseits der Eisenbahn, unmittelbar am Stadtrand von Gyula.

Die Familien meiner Großeltern hatten keinen vertrauteren Umgang miteinander. Sie waren froh, wenn sie sich nicht auf der Straße begegneten; so brauchten sie sich auch nicht zu grüßen. Wenn sie aber miteinander redeten, dann waren sie entweder bester Laune, oder sie redeten eben, weil sie mußten. Den Grund dazu werden wir noch sehen. Dieser Zustand war aber nicht nach meinem Belieben. Von zwei Seiten richtete sich der Gegensatz auf mich, und darin aufzuwachsen, ist ungünstig.

Weder in der Familie meines Vaters noch meiner Mutter hatte es Landstreicher, Trunksüchtige oder Geisteskranke gegeben. Sie lebten sogar sehr nüchtern. Die Männer verschmähten zwar nicht den Wein, aber sie waren auch nicht vernarrt danach. Um so mehr mochten sie das Rauchen, und manchmal rächten sie wie ein Schlot.

Bei uns durfte man nicht um Geld spielen, sondern höchstens um Nüsse oder Haselnüsse, aber auch dann nur zu Weihnachten vor der Mette. Zu solcher Zeit pfefferten die Männer die Karten auf den Tisch, damit sie nicht einschliefen. Wenn dann die Glocke zum zweitenmal läutete, hörte die Kartenschlacht auf, und man nahm die Richtung zur Kirche, denn es wäre sehr schändlich gewesen, nicht zur Christmette zu gehen.

So sah der breitere Rahmen unserer Familie aus, und jetzt wollen wir den engeren, d. h. meine eigene Familie, betrachten.

Meine Eltern haben ihre Ehe, und zwar sowohl die bürgerliche als auch die kirchliche, am 21. November 1905 in Ungarn, in der Stadt Gyula geschlossen. Mein Vater war damals 23 und meine Mutter 17 Jahre alt. Als junge Eheleute wohnten sie bei den Großeltern mütterlicherseits in der Stadt Gyula.

Mein Vater wurde am 23. Januar 1883 in der Stadt Gyula geboren. Er war hochgewachsen, braun, stark und gesund. Sein Gesicht war länglich, sein Blick offen und ernst. Sein zartes und niedliches Gesicht strahlte Ruhe und Zufriedenheit aus. Er trug das Haar seitwärts gescheitelt und einen gestutzten Bart. Er kleidete sich vornehm und sauber. Er war zwar nicht eitel, aber in bezug auf seine Kleidung war er immer heikel, und bei passender Gelegenheit trug er auch eine Krawatte. Er war ein gelernter und geprüfter Maurergeselle. Als Lehrling lernte er gründliche Arbeit zu leisten, denn er lebte von seiner Hände Arbeit. Er arbeitete gern und war strebsam. Als Jungverheiratete kauften sie sich ein Joch Weingarten.

Die Volksschule besuchte er von Anfang bis Ende und absolvierte sie mit Erfolg.

Er hatte ein ausgezeichnetes musikalisches Gehör. Schon zehnjährig war er ordentliches Mitglied in der Blaskapelle des Kapellmeisters Anton Winter in Gyula-Josefsstadt. Er spielte Harfe, Geige, Waldhorn, Harmonika und Zither. Zu Hause spielte er allabendlich, auch Sonntag nachmittags, und die jungen Leute aus der Nachbarschaft tanzten dazu. Auch mein Vater konnte schön tanzen und hatte das Tanzen gern. Er hatte Humor. Er liebte Scherz und Spaß; trotz alledem war er ein Mann von ehrlichem Charakter, geradlinig und sich über die Grenzen der Gemütlichkeit im klaren. Er war bereitwillig und von lebhafter Natur, Trunkenheit mied er. Niemals sah man ihn betrunken. Er lebte vergnügt und war wegen seiner Gütigkeit beliebt. Auch ein tapferer Mensch war er. Er schwärmte für die Schönheiten der Natur. Er hatte viele Tauben und Stallhasen.

Meine Mutter liebte er sehr.

Meine Mutter wurde ebenfalls in der Stadt Gyula geboren, und zwar am 10. Juli 1889. Von ihren vier lebenden Geschwistern war sie die älteste. Als großes Mädchen hielt sie Disziplin im Hause und zähmte auch ihre jüngeren Brüder, ja, sie verprügelte sie sogar, wenn sie es verdient hatten. Ihrer Mutter war sie in allem behilflich. Als Tochter eines Handwerkers erlernte sie das Nähen, legte die Prüfung ab und lernte dabei auch geschickt handarbeiten. Sie war mittelgroß, eine schöne und gesunde Frau. Auch sie war in bezug auf ihre Kleidung heikel. Als Näherin kleidete sie sich immer hübsch und sauber. Sie hatte viele Kleider.

Wenn sie nichts zu nähen hatte, dann schaffte sie im großen Garten hinter dem Haus. Sie arbeitete gern. Ich sah sie nie herumlungern, immer hatte sie etwas zu tun. Die Arbeit vom Leibe halten, konnte sie nicht ertragen. Während der Arbeit sang sie ein Liedchen vor sich hin. Sie konnte schön singen, denn sie hatte eine gute Stimme. Sie war tief religiös, gerecht und eine hilfsbereite Helferin. Sie hatte sich gerne in ihre Gedanken vertieft und liebte die stille Einsamkeit. Sie hatte ein gutes Herz und Mitleid mit den Armen. Die Bettler hat sie nie mit leerer Hand oder grob davongejagt. Sie wußte: „Almosengeben armt nicht.“

Sie liebte meinen Vater sehr. Sie waren sozusagen ein Herz und eine Seele. Aber sie liebte auch ihre Kinder, die Blumen, die Natur und die Musik. Auch dem Tanz war sie nicht abgeneigt. Zu ihrer Zeit tanzten bloß die Holzköpfe nicht. Wer gesund war, der frönte dieser Zerstreuung. Auch ins Theater ging sie gerne.

Ihr ganzes Wesen war von der Liebe zum lieben Gott durchdrungen. Sie wußte: Der Glaube macht selig. Sie betete gern, aber sie war keine Gebetsmühle ohne Gefühl, sondern, wenn sie betete, dann betete sie inbrünstig. Sie war ständiges Mitglied im Rosenkranzverein der Lebenden. Sie betete regelmäßig und täglich öfter. Jährlich mindestens einmal pilgerte sie von Gyula nach Maria Radna an der Marosch im Arader Komitat. Die Wegstrecke von 80 km legte sie hin und her zu Fuß zurück. Dieser Wallfahrtsort wird von Franziskanern betreut.

Meine Mutter konnte streng, ja unnachgiebig sein. Bei der Erziehung ihrer Kinder gab es kein Dreinreden.

Das erste Kind meiner Eltern war ein Mädchen und hieß Elisabeth. Es wurde am 29. August 1906 in Gyula geboren, starb aber schon am 2. April 1907.

### Der mysteriöse Fremde

Meine Eltern schmerzte der Verlust ihres ersten Kindes sehr. Beide liebten die Kinder schwärmerisch, und so war ihr Schmerz verständlich. In ihre leidvolle und verzehrende Sehnsucht nach einem Kind drang dann der erste hoffnungsvolle Strahl, als meine Mutter zum erstenmal mein Herzklopfen verspürte. Nachdem sie schon ein kleines Mädchen hätten, aber zu diesem ihnen das Glück nicht hold blieb, wünschten sie sich jetzt ein Knäblein.

Ich war noch unterwegs und träumte die süßen Träume der Besinnungslosigkeit, als meine Großeltern in ihrem Hause auf sonderbare Dinge aufmerksam wurden. Manchmal konnten sie nachts auf dem Dachboden ein Geräusch hören, das bald kaum hörbar war, bald wiederum answoll. Während diesem anschwellenden Geräusch erzitterten ab und zu auch die Zimmerdecken, zumal der Lärm manchmal längere Zeit anhielt. Die im Hause wohnenden Männer und Burschen gingen dann mit einer Lampe öfter auf den Dachboden, aber sie sahen nichts.

Dann kamen auch solche Tage und Nächte, an denen unsere Schweine im Schweinestall zu toben anfangen; die Hühner flatterten gackernd hin und her; die Enten watschelten bei lautem Geschnatter schwerfällig im Hofe auf und ab, und unser Hund heulte fürchterlich. Vergeblich versuchte man den Grund dieser Vorkommnisse herauszukriegen — es gelang nicht.

Aber noch unverständlicher als all das war der Umstand, daß vor meiner Geburt in unserer Wohnung öfter ein grau gekleideter, fremder und völlig unbekannter Mann erschien, der in einem Zug nur von mir erzählte. Aber woher wußte er, daß ich unterwegs war, und daß ich bald kommen werde? Weder meine Eltern noch meine Großeltern kannten ihn. Vergeblich fragten sie ihn nach seinem Namen, er sagte ihn niemals. Aber er verriet auch nicht, wo er wohnte. Er kam immer zu ungelegener Zeit und machte sich plötzlich von dannen.

Nachdem meine Wartezeit vorüber war, und ich geboren werden mußte, erblickte ich am 26. März 1908, an einem Donnerstag, nachmittags um 14 Uhr und 10 Minuten, das Licht der Welt, und zwar in Ungarn, in der Stadt Gyula.



Ich wurde das zweite Kind meiner Eltern. Ich wurde als Knabe geboren, und so ging ihr Wunsch in Erfüllung. Da ich sehr schwach war, und weil man Angst hatte, ich könnte sterben, wurde ich noch am Tage meiner Geburt von Dr. Johann Lindenberger, Abtpfarrer zu Gyula, getauft. Im Sakrament der Taufe erhielt ich meinen Namen.

Mein Taufpate war der beste Freund meines Vaters.

Zwei Stunden nach meiner Geburt ging mein Vater zu seinen Eltern, um ihnen meine Ankunft auf dieser Welt mitzuteilen. Es war nachmittags nach 16 Uhr, aber der Tag war noch hell. Er ging einen längeren Umweg, denn er wollte auch bei meinen Pateneltern einkehren, die am rechten Ufer des Palatin-Kanals, gegenüber dem katholischen Obergymnasium, wohnten. Auf der linken Seite der Bruckgasse strebte er gerade der Josefsstädter Kirche zu. Diese Kirche war das Herz der Deutschenstadt. Mein Vater hatte eine Hundepeitsche in der Hand, und mit dieser schnalzte er elegant den Takt zu jenem Lied, das er kaum hörbar vor sich hinpfeiff. Als er so beschwingten Schrittes vor das Ludwigsche Haus (ehemals Nr. 14) kam, boxte ihn ein unsichtbarer Irgendjemand so gegen die Brust, daß er rückwärts umfiel. Danach sprang er sofort auf, fuchtelte mit der Hundepeitsche hin und her, aber weder mein Vater, noch die Kommenden und Gehenden konnten auf offener Straße jemanden sehen.

Mein Vater war nicht herzkrank und war auch nicht betrunken; deshalb ist sein Sturz zu Boden auch heute noch ein Rätsel. Wenn jemand ein Epileptiker ist; dann kann er nach einem Sturz nicht sofort aufspringen und mit der Hundepeitsche hin und her fuchteln.

Mein Vater schmiedete von Tag zu Tag Pläne für meine Zukunft. Was er aus mir hätte schnitzen wollen, bleibt ein ewiges Geheimnis. Aber eins steht fest: Man hatte mich sehr lieb. Nach der Tagesarbeit schaukelte mich meine Mutter an schönen Frühlingsabenden in der Wiege und sang leise dazu; mein Vater spielte daneben auf der Geige schöne, sanfte Melodien. So glücklich waren sie! Wer hätte wohl die Freude meiner jungen Eltern empfinden können, als sie ihren Herzensschatz, ihr heiß ersehntes Söhnlein in einer weißen und flaumigen Wiege süß darin schlummern sahen?

An diesen schönen Frühlingsabenden, wo meine Eltern die Fäden meiner glücklichen Zukunft spannen und davon träumten, hätten sie sich nicht daran zu denken getraut, daß am Webstuhl meines Lebens auch ein anderer *Weber* sitzt, der sich ganz andere Gedanken über mich machte. Sie haben sicherlich nicht im entferntesten daran gedacht, daß ihre im Zusammenhang mit meiner Zukunft ausgeheckten Pläne fehlschlagen werden, daß ihre schönen Träume hinter der rauhen Wirklichkeit unbarmherzig

zurückbleiben würden, und daß anstelle der erhofften Glückseligkeit der langsam zermürbende Weg des Martyriums für mich schon vorgezeichnet war.

Wir sollten in diesem Zusammenhang vielleicht darauf hinweisen, woran von den Sterblichen dieser Erde wenige denken: Einem Schoßkind des Glücks ist schon der Keim der Vergänglichkeit in die Wiege gelegt, und der Wurm nagt oft an der aufspringenden Knöspe, bevor diese in die Blüte schießt. Ähnlich verhält es sich im Leben: Unberechenbar ist der nächste Augenblick in der ungewissen Zukunft, und er gibt dem Lauf des menschlichen Lebens oft eine unerwartete Wendung.

Das bewies sich auch in unserer glücklichen Familie. An einem Tag, wo niemand daran dachte, wurde mein Vater zu sommerlichen Wehrübungen einberufen, und zwar nach Erlau zur Infanterie. Dort wurden die Männer kahl geschoren und militärisch eingekleidet. An einem heißen Tag während der Manöver, als die Sonne auf die Haut der Menschen nur so niederbrannte, mußten sie bis Verpelét, das 30 km entfernt lag, marschieren und dort im Fließchen Tarna auf Befehl baden. Dieser Bergfluß ist auch während der größten sommerlichen Hitze verhältnismäßig kalt. In dem kalten Wasser hat sich mein Vater erkältet und sich eine Gehirnhautentzündung zugezogen. Am 25. Juni 1908 erkrankte er. Dieser Tag war ein Donnerstag. Mit hitzigem Fieber wurde er nach Gyula gebracht und verschied 11 Tage später, am 5. Juli, an einem Sonntagmorgen, inmitten großer Qualen in seinem 26. Lebensjahr. Sein Tod zerriß das Band, von dem wir annahmen, es habe uns an die Glückseligkeit gefesselt. Zugleich setzte er jene trübe Wolke von Kummer und Schmerz in Gang, durch deren dunkelgraue Schicht nur noch selten ein Lichtstrahl zu uns durchdrang.

Von manchen wird behauptet, der Tod bringe allseits Versöhnung. Das ist jedoch nicht wahr. Wir haben das Gegenteil erfahren. Mein armer Vater lag noch aufgebahrt, als es zwischen meinen Großeltern wegen der Vermögensfrage zu Meinungsverschiedenheiten kam, so daß sie sich darüber zerstritten. Sie konnten sich füreinander nie mehr erwärmen, und ihr Verkehr blieb fortan eine kühl abgewogene Äußerlichkeit. Mit anderen Worten: Mit der Freundschaft war es aus, und die Verwandtschaft bestand weiterhin nur mehr in einem heuchlerischen Muß, die nicht der Rede wert war. Daß meine Feststellung nicht falsch ist, werden wir später noch sehen.

In dieser großen Trauer unserer Familie schlug nun die Stunde des Abschieds. Ich war damals drei Monate und neun Tage alt. Meine Mutter aber wurde mit 19 Jahren zum erstenmal Witwe, und so könnte man sagen, daß wir beide noch Kinder waren, als mein Vater starb. Der Leichnam meines Vaters wurde am 7. Juli 1908 im deutschen Friedhof von Gyula hinter der

Kapelle der Familie Oppenhauser begraben. Vor das Kreuz des Grabhügels pflanzte man eine kleine Fichte, die nach einer Reihe von Jahren zu einem stattlichen Baum heranwuchs.

Mein Vater ging für immer von hinnen, ohne daß ich ihn kennengelernt, und ohne daß ich zu ihm nur einmal die Worte hätte sagen können: „Lieber Vater!“

Hier fängt meine Schicksalstragödie an. Während andere neben ihrem lebenden Vater auch im Erwachsenenalter noch Kinder bleiben, begann ich nach dem Tod meines Vaters schon im Säuglingsstadium zu altern. So gibt es im menschlichen Leben alte Jünglinge und junge Greise, die vom Schicksal entweder liebkost oder unbarmherzig gequält werden.

Nach dem Begräbnis meines Vaters wohnten wir auch weiterhin bei meinen Großeltern mütterlicherseits, was sich aber im Grunde genommen nicht günstig auswirkte, denn dadurch waren wir immer der Laune meiner Großeltern ausgeliefert. In allem kam ihr Wille zur Geltung, und wir mußten uns ganz und gar nach ihnen richten, so daß wir kein selbständiges, ruhiges Familienleben führen konnten. Wir hatten nur zu schweigen, zu dulden und zu leiden. Unser Leben wurde besonders dadurch erschwert, weil die Familien der Großeltern untereinander verfeindet waren. Während wir von der einen Seite unterstützt wurden, kümmerte sich der andere Großeltern-Teil überhaupt nicht um uns.

Nach dem Tode meines Vaters führte meine Mutter eine eigene Küche, weil sie niemandem zur Last fallen wollte. Sie liebte die Selbständigkeit. Nun verdiente meine Mutter unser Brot. Sie konnte schön nähen, und das wurde ihre Erwerbsquelle. Wenn sie nichts zum Nähen hatte, dann arbeitete sie in der Textilfabrik von Gyula. In jener Zeit konnte von einer staatlichen Witwenrente oder von einem Kindergeld keine Rede sein. So etwas haben damals die Menschen noch nicht gekannt. Aber wie gut wäre es gewesen, wenn es dies gegeben hätte! Es hätte uns zwar nicht viel, aber doch etwas geholfen.

Solange meine Mutter zur Arbeit ging, war ich gewöhnlich der Obsorge meiner Großmutter anvertraut; das war aber nicht gut, denn meine Mutter konnte sie nicht ersetzen!

Die liebevolle mütterliche Erziehung ist von riesengroßem Einfluß auf die Ausbildung des Charakters und des Herzens. Wenn der mütterliche Schutz und die mütterliche Liebe im Leben irgendeines Menschen fehlen, so macht sich das im ganzen Leben des Menschen bemerkbar. Der Mangel an mütterlicher Liebe zieht seine Furchen durch das menschliche Leben, und Verkommenheit und Untergang sind meistens dem Fehlen der ersten mütterlichen Erziehung zuzuschreiben.

Das mütterliche Wort ist nicht nur ein Begriff, ein vergängliches, vergeßliches oder zartes Wort, das man außer acht lassen kann, sondern eine tiefgründige und vollkommene Wirklichkeit, die ein jedes Kind erfahren müßte. Wer ohne Mutter aufwächst, in dessen Leben entsteht eine tiefe Kluft, und was jenseits darüber beginnt, heißt – Waise.

Der Waise wird mit dem schönsten Sonnenstrahl nicht vertraut, den der liebe Gott in seiner unendlichen Güte zu uns sandte, damit wir uns darin sonnen, erwärmen und über seine Schönheit frohlocken. Der Waise erfährt nie, worin der wahre, der himmlische Frühling, die Musik eines glücklichen Herzens, worin der Morgenrötenglanz eines glücklichen Lebens besteht; er weiß nichts von der Feuerflamme, die ein glückliches Familienleben durchdringt und erfährt nicht, was wahre, himmlische und unschuldsvolle Freude heißt.

Im Schmunzeln des Waisen schimmert das verborgene Flimmern eines bitteren Lebens durch, und in sein Gelächter mischt sich eine falsche Stimme, die sein Leiden verrät. All das kann aber nicht jedermann wahrnehmen, sondern nur der, der selbst Waise war, und der, welcher ein mitfühlendes Herz hat. Wer im Sonnenstrahl frohgemüt aufgewachsen ist, der weiß nicht, was es heißt, im Schatten zu leben und vorzeitig zu verwelken.

Nach dem ersten Frühling meines Lebens, der mir Schönes versprach, rückte nicht nur der Sommer, sondern auch die erste trübe Herbstzeit heran, und meine Mutter schnitt im Garten die Weinstöcke. Währenddessen lag ich im Zimmer in der Wiege. Um mich herum spielte der jüngste Bruder meiner Mutter, Josef, der fünf Jahre älter war als ich. Während des Spielens aß er aus einem Blechteller Mehlspeise und fütterte mitunter auch mich damit. Ich war damals erst sieben Monate alt, hatte noch keine Zähne, konnte nicht kauen, und die Mehlspeisestücke gingen somit nicht durch meine Kehle. Aber Josef stopfte nur drauf los, während ich schon zu ersticken anfang und kaum mehr Atem holen konnte. Meine Mutter eilte zum Glück vom Garten ins Zimmer, um nachzuschauen, was mit mir los sei. Sie kam noch rechtzeitig! Schnell räumte sie die Mehlspeise aus meinem Mund, und ich entging so der Erstickung.

Solange ich in den Windeln lag, schlief ich alleine, aber als ich schon laufen und sprechen konnte, schlief ich bei meiner Mutter. In diesem Alter erwachte ich eines Nachts, als es im Hof sehr hell war, und rotes Licht am Fenster tänzelte. Im Nu fing ich an, zu schreien, und alle im Hause Anwesenden fuhren auf diesen Lärm hin erschreckt aus dem Schlaf. Sie sprangen sofort aus ihren Betten, denn sie sahen, daß das Haus neben uns in hellen Flammen stand und hörten, wie die benachbarten Körösladényis um Hilfe schrien. Es war ein großer, garstiger Brand, und das rohbedeck-

te Dach wurde binnen Minuten ein Flammenmeer. Die aus ihren Träumen gerissenen Nachbarn liefen hin und her und brüllten obendrein kopflos dazu. Es gab ein großes Durcheinander, wobei auch das mit Ziegeln bedeckte Haus meiner Großeltern bespritzt wurde, damit es nicht Feuer fing. Der große Lärm und das Krachen und Knistern des Feuers hatten mich noch wilder gemacht, und ich fing deshalb an, aus vollem Hals zu brüllen. Meine Mutter wollte mich beschwichtigen und deckte deshalb meinen Kopf mit dem Kissen zu, damit ich das flimmernde Licht nicht sah und den mit dem Löschen des Feuers einhergehenden närrischen Lärm nicht hörte. Das Haus konnte nicht gerettet werden, es brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Böse Zungen behaupteten später, das rohbedeckte Haus unseres Nachbarn sei gut versichert gewesen, und deshalb habe der Besitzer selbst die vier Ecken seines Hauses mit Petroleum bespritzt und dafür gesorgt, daß sein Haus bis auf den Grund niederbrenne. So wurde dann anstelle des einfachen, rohbedeckten Hauses ein großes, schönes, neues Haus gebaut, das in unserer Straße von nun ab das schönste war.

In den Hofteil des neuen Hauses zog ein Fleischer und Selcher ein. Dieser hatte einen großen Bernhardiner Hund, auf dessen Rücken wir ritten, besser gesagt: trappelten. Diese Zerstreung gefiel uns Buben sehr, aber um so weniger meiner Mutter, die Angst hatte, der Hund könnte uns verletzen. Mit einem Schnappen hätte er unseren Kopf abbeißen können.

Es ist vielleicht sonderbar, aber ich kann mich an mein Kleinstkindesalter zurückerinnern, und zwar derart, daß meine ganze Vergangenheit seit Aufgehen meines Verstandes eine Erinnerungskette bildet, woran ich mich an alle hervorstechenden Lebensmomente, Personen und ihre wichtigeren Reden zurückbesinnen kann. Das ist jedoch in vielen Fällen nicht gut, weil ich nur schwer vergessen kann. Die Erinnerung an die Vergangenheit kann einem erheben, einem Kraft geben und aneifern, aber sie kann auch oft eine grausame Begleiterin werden, die einem niederdrückt, so daß man den Mut verliert; aber sie kann einem sogar die Nerven zerrütten, wenn man die nutzlosen Erinnerungen übertrieben auf sich einwirken läßt. Nicht die Vergangenheit, sondern nur die Zukunft kann das Ziel sein. Wenn jemand seiner bisherigen Laufbahn überdrüssig geworden ist, die ihn nur nach rückwärts zog, so sollte er ihr ein Ende bereiten, alles in sich abtöten, was ihn daran bindet, und er wird dadurch ein neues Leben gewinnen.

Von meinen Erinnerungen ist jene riesig spannend, als mein Großvater 1910 an einem späten Abend von Tenke, im Komitat Bihar, nach Hause kam und uns alle aufweckte, um den damals auch von meiner Geburtsstadt aus sichtbaren Halleyschen Kometen mit seinem langen, leuchtenden

Schweif zu sehen.\* Meine Mutter hielt mich auf ihrem Arm, und so betrachtete ich den seltenen Wanderer am Himmel.

Eine unangenehme Erinnerung war die Hose mit einer Tasche. Eine solche Hose bereitete mir immer viel Verdruß. Aber was kann schon ein Kleinkind dafür, daß es so viele „wertvolle“ Sachen auf dieser Welt gibt! Solche Sachen wanderten samt und sonders in meine Tasche. In dieser einen Tasche gab es: glatte Kieselsteine, farbiges Glas, Spiegelscherben, Knöpfe, Bindfaden, Schuhcreme-Schachteln und andere ähnliche Dinge, die für ein Kleinkind „riesig“ wertvoll sind. Dementsprechend war auch meine Tasche vollgestopft. Nur das war schlimm, daß ich morgens immer nur mein Taschentuch darin fand; alles andere war, während ich schlief, verschwunden. Damit ich aber nicht beide Hosentaschen mit solchem Kram vollstopfen konnte, nähte meine Mutter nur eine Tasche auf meine Hose. Das hat mich über alle Maßen geärgert, und deshalb war ich bestrebt, die Hose mit einer Tasche baldigst loszuwerden.

Die erste Enttäuschung lud mir der 13. November 1911 auf den Hals. An diesem Tag schloß der jüngere Bruder meiner Mutter, Stefan, die Ehe. Es war eine Zweckheirat; das Mädchen wurde wegen ihres Vermögens geheiratet, und das hatte später sehr traurige Folgen. Stefan liebte das Mädchen nicht; unsere Großmutter hatte es ihm aufgezwungen. In dieser Ehe wollte man mit Gewalt die Liebe koppeln, und das mutet so an, wie wenn man Eisen und Wasser zusammenschweißen möchte. Jedermann weiß, daß das nicht geht.

Das aber interessierte mich im Moment nicht, jedoch um so mehr der große Umlauf, der mit den Vorbereitungen verbunden war. Es wurde eine große Hochzeit arrangiert. Auch ich wurde mitgenommen, und ich fühlte mich sehr wohl unter den Musikern und Tänzern. Oft flog ich – auch ohne Flügel – bald dahin, bald dorthin, denn von den ungeschickten, linkischen Tänzern wurde ich öfter in die Rippen gestoßen. Aber ich kümmerte mich keinen Pfifferling darum, sondern hatte nur das eine im Kopf, wie ich auf die Galerie unter die Musikanten gelangen könnte. Das gelang mir allerdings nicht, denn die Erwachsenen durchschauten meinen Plan und hinderten mich an seiner Ausführung.

Die Hochzeit war in vollem Gange, es war bereits spät abends geworden, und ich trieb mich noch immer zwischen den Erwachsenen herum. Schließlich wurde ich doch schläfrig, und man wickelte mich in ein großes Tuch, nahm mich auf die Arme und brachte mich zur Tante meiner Mutter, die ebenfalls in unserer Straße wohnte. Diese Frau war eine gute Seele. Dort legte

\* Edmund Halley, engl. Astronom, 1656–1742, Direktor der Sternwarte in Greenwich, sagte als erster die Wiederkehr eines Kometen mit 76,3 Jahren Umlaufzeit voraus.

man mich vorsichtig auf den Diwan und wollte sich eben verstohlen aus dem Zimmer machen, als ich plötzlich meine Augen aufschlug und zu weinen und zu heulen anfang. Vergeblich versuchten sie, mich zu besänftigen, einzuschläfern, ich hörte nicht eher auf, zu schreien, als bis man mich wieder zurückbrachte unter die Hochzeitsleute. Dort konnte man meinetwegen die Trompete bis zum Bersten blasen; ich schlief in einer Ecke der Küche sanft ein, weil ich wußte, daß meine Mutter in der Nähe war und auf mich aufpaßte, und das hat mich beruhigt.

Gute Erzieher behaupten, sorgsames Wachen, Verzicht und Selbstverleugung seien die Seele der Erziehung. Das stimmt, denn wie die Seele unter normalen Umständen für keinen Augenblick den Körper verlassen kann, ohne zu sterben, genauso können auch Eltern und Erzieher für keinen Augenblick das sorgsame Wachen und das Gute-Beispiel-Geben unterlassen, ohne das Gebäude der moralischen Entwicklung in den Seelen der ihnen Anvertrauten zum Einsturz zu bringen. Wenn es wahr ist, daß durch das schlechte Beispiel mehr Seelen in die Verdammnis stürzen, als die Heiligen durch ihr Gebet in den Himmel verhelfen, dann ist es auch wahr, daß schlechte Eltern an den kindlichen Seelen mehr verziehen und verbiegen, als gute Erzieher daran wieder begradigen können.

Das Herz von Vater und Mutter ist die schönste Schöpfung aus der Hand des lieben Gottes; deshalb heißt Kinder erziehen soviel wie sie zu Christus hinführen und sie für den Herrn lieb gewinnen. In dieser Tätigkeit wirken besonders die Tugenden der Mutter auf die Kinder. Außer dem Allerheiligsten Altarsakrament gibt es nichts auf dieser Erde, das dem Schöpfer so wohlgefällig wäre, wie ein unschuldiges Kind. Die Liebe des himmlischen Vaters und der Eltern berühren sich im Kind, und in dieser Hinsicht stehen die Eltern im wahren und schönen Einklang mit dem lieben Gott. Das konnte meine Mutter in ihrer Seele empfinden, denn sie hat mich in meiner Erziehung sehr umsorgt und hatte ein wachsames Auge darauf. Sie ließ mich nicht unter die Gassenbuben, und auch in unserem Hof ließ sie nur die guten Kinder spielen. Ich hatte viel Spielzeug, und damit spielten wir meistens um die Nähmaschine herum, an der meine Mutter arbeitete.

### Ich habe den geheimnisvollen Fremden getroffen

In meiner Kinderzeit habe ich meine Mutter geduzt. Sie war für mich nur die „Erschi“ (Lieschen); meine Großmutter dagegen nannte ich meine Mama. Das war für mich so gut und gefiel mir sehr. Was andere von diesen Benennungen hielten, hat mich nicht interessiert. Dem kleinen Kind gefallen die Verschrobenheiten, weil es darin bereits den Humor erblickt. Welches Kind mag nicht den Scherz und den Spaß? Ein gesundes Kind will immer mehr davon haben. Ich war für Scherz und Spaß immer aufgelegt.

Als ich noch klein war, konnte ich den Buchstaben „R“ nicht aussprechen. Statt „répa“ (Rübe) sagte ich „lépa“; darob wurde ich viel geärgert. Man hatte alles versucht, um mir die Aussprache des „R“ beizubringen, aber es gelang in keiner Weise. Da griff man nun zu einer List, und der Neffe meiner Mutter ließ mich wie folgt springen: „Was für ein Bursche bist du, daß du nicht einmal die Hunde reizen kannst?“ Das war nun zu viel gesagt, nämlich, ich könnte nicht einmal die Hunde reizen! Diese Herabsetzung verletzte mein Selbstbewußtsein als Bub. Aber ich ließ mich nicht unterkriegen; das gibt's nicht, daß ich die Hunde nicht reizen könnte, ist das doch für einen Buben eine vergnügliche Unterhaltung sondergleichen, allerdings nur außerhalb des Zaunes.

Schnurstracks lief ich auf die Gasse, blieb bei allen benachbarten Zäunen stehen, schlug mit den Fäusten auf die Lattenzäune, stieß außerdem noch mit den Füßen dagegen, und sobald der Hund anfang, zu bellen, ließ ich meine Zunge rrr... ollen. Das gefiel zwar dem Hunde nicht, aber mir um so mehr, denn der Erfolg stellte sich schnell ein: Ehe ich zu Hause ankam, konnte ich den Buchstaben „R“ aussprechen. Wie herrlich, daß es auch Hunde auf dieser Welt gibt! Wie gut ist es außerdem, daß es auch noch ein Selbstbewußtsein gibt, denn was bei mir ein langes Plagen nicht erreichen konnte, das brachte das Selbstbewußtsein zur Explosion.

Meine Mutter lehrte mich schon als Kleinkind beten. Das gefiel auch mir. Aber damals wußte ich noch nichts von der großen Kraft des Gebetes. Das Gebet durfte nie ausbleiben. Besonders achtete sie auf das Abendgebet, und da machte sie mich gewöhnlich darauf aufmerksam, auch für die im Fegfeuer leidenden Seelen zu beten. Das habe ich ohne Widerstreben mit

Freude getan. Wenn ich dann während des Gebets einschlief, weckte sie mich und half mir, das Gebet zu Ende zu verrichten.

Meine liebe Mutter wußte wohl, daß das Gebet dem Kleinkind soviel bedeutet wie dem Fisch das Wasser oder dem Vogel die Luft. Das Gebet ist belebend und wirkt erzieherisch, es öffnet und weitet die kindliche Seele, es veredelt das schwache Herz.

Meine Mutter wußte aber auch: Alle Trübsal läßt im Gebet nach, vielleicht am meisten Kummer und Schmerz eines kindlichen Herzens, besonders dann, wenn es niemanden hat auf dieser Welt.

Ein Kleinkind kann nicht lange beten. Es wird schnell müde beim Vater-unser, betet es auch noch das Ave Maria, dann bleibt es stehen und fährt nicht weiter. Vom Beten genügt ihm auch das Wenige. Dessenungeachtet gibt es etwas in der kindlichen Seele, das den Blick des lieben Gottes auf sich lenkt, und das ist die kindliche Unschuld. Ein Kind, das aufrichtig und inbrünstig betet, ist dem lieben Gott so gefällig wie eine Blume in der Vase. Diese kennt nicht ihren eigenen Duft, womit sie die ganze Umgebung durchflutet.

Meiner Mutter gegenüber war ich aufrichtig und habe vor ihr nichts verheimlicht, obschon sie streng war und Dummheiten nicht ertrug. Es verging kaum ein Tag, an dem sie mich nicht versohlt hätte. Aber diese Schläge waren nicht ernst gemeint, und ohne sie hätte ich mich gar nicht wohl gefühlt. Solche Schläge sind notwendig, besonders für einen Jungen. Schläge von der Mutter sind ein Segen, sind wie der Frühlingswind für die wachsende Saat, der stark macht und veredelt.

Als Kleinkind war ich quicklebendig wie ein Fisch im Wasser. Ich war immer guter Laune, aber daneben überschattete auch Trauer meine Seele, denn ich fühlte, daß ich keinen Vater hatte. Es fehlte mir jene sichere Deckung, hinter der ich mich in allen Gefahren hätte bergen können. Solcherart war ich ständig vom unangenehmen Gefühl der Unsicherheit umgeben, denn wo die übrigen Kinder sorglos und fröhlich dahinstürmten, da mußte ich vorsichtig meine Schritte lenken, damit ich nicht dort unangenehm überrascht würde, wo ich überhaupt nicht darauf gefaßt war.

Ich mochte drei Jahre alt gewesen sein, als wir an einem warmen Tag in unseren Weingarten außerhalb der Stadt gingen. Meine Mutter trug an ihrem Arm einen Korb, worin sich Eßwaren und andere Sachen befanden. Eine Weile trug sie auch mich, aber als ich ihr zu schwer wurde, stellte sie mich auf den Boden, so daß ich selbst laufen mußte. Sie ging mir ruhigen Schrittes voraus, und ich trottete ihr nach wie ein Füllen der Stute und versuchte, die am Wegesrand auf den Gräsern sitzenden Schmetterlinge zu

fangen. Die Schmetterlinge waren freilich flinker als ich, flogen davon, und ich konnte ihnen nur noch nachschauen. Aber es war auch so für mich interessant. Wortlos schritten wir dahin. Als wir jedoch an das Ende des Ackers von Exner Franci kamen, fuhr meine Mutter erregt zusammen und stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Ich erschrak und lief zu ihr. Als ich bei ihr war, sah ich, daß ein magerer, in graues Kleid gehüllter Mann von mittlerer Größe vor ihr stand. Er trug einen Hut. Er war etwa 35 Jahre alt. Er fing ruhig mit meiner Mutter zu sprechen an, sie aber wollte davonlaufen, zurück, nach Hause. Der fremde Mann redete ihr zu, sie solle sich nicht fürchten, denn er wolle ihr kein Leid antun. Nicht einmal mit seinem Finger hatte er meine Mutter berührt. Mich aber nahm er auf den Arm und liebte mich.

Dieser Fremde war sehr interessant, aber wer er war, werden wir erst später erfahren. Was er meiner Mutter gesagt hatte, weiß ich nicht; aber ich bemerkte, daß meine Mutter während des ganzen Gesprächs zitterte. Längere Zeit hielt mich der fremde Mann auf seinem Arm. Am Ende des Gesprächs setzte er mich auf den Boden und verschwand ohne ein Abschiedswort so plötzlich, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Wir sahen ihn weder kommen noch gehen. Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie er so plötzlich vor uns auftauchen und ebenso spurlos verschwinden konnte. Wir waren ja in der Lage, die ganze Umgebung schnell zu übersehen, und nichts stand vor uns, was unseren Ausblick hätte hindern können. So ist mir sein schnelles Erscheinen und Verschwinden bis heute unverstänlich.

Dieser Fremde trat fünfmal auf in meinem Leben: Viermal habe ich ihn gesehen und einmal nur seine Stimme gehört.

Schon vor meiner Geburt war er bei uns, aber wievielmals, das weiß ich nicht.

Seinen Namen werde ich an der Stelle nennen, wo ich ihn selbst erfahre.

Als der Fremde verschwunden war, packte mich meine Mutter, nahm mich schnell auf ihren Arm und machte sich mit mir eilends auf den Weg nach Hause. Wir gingen an diesem Tag nicht mehr in den Weingarten. Auf dem Heimweg trafen wir einen Bekannten. Dieser fragte meine Mutter, wohin sie es mit mir so eilig habe, und warum sie so erhitzt sei. Sie sprach deutsch, und ich erinnere mich nur daran, daß meine Mutter sagte: „Er war wieder da.“ Aber wer dieser „Er“ gewesen sei, sagte sie nicht. Zu Hause war sie lange sprachlos, und eine gewisse Furcht konnte man ihr anmerken.

Im Hause meiner Großeltern waren wir zwei Knaben im Kindesalter: der jüngste Sohn meines Großvaters, Josef, und ich. Josef war fast um fünf Jahre älter als ich. Im Grunde genommen, war er von ruhiger Natur, aber ein Heuchler, ein Dückmäuser und überaus eigensinnig. Die Lüge zählte bei ihm nicht, schon als Kleinkind konnte er meisterhaft flunkern. Mir gegenüber benahm er sich stets hochnäsiger und ließ mich fühlen, daß er Eltern habe, ich aber ein Waise sei. Deshalb hat er immer auf mich herabgesehen. Wir haben uns nie verstanden. Er hatte eine abstoßende Art, voller Stolz und Hochmut und hatte seinen Gefallen daran, wenn er Befehle austeilen konnte, aber arbeiten? Das lag ihm nicht. Er hätte mich gerne zu seinem Diener gemacht, aber daraus wurde nichts, denn ich war stärker als er, und wenn er mich ärgerte oder seine vielen Übeltaten auf mich laden wollte, habe ich ihn so verdroschen, daß er laut brüllte. Bei solcher Gelegenheit floh er vor mir, das „Herrchen“, aber ich jagte ihm nach, und wenn ich ihn ergriff, bekam er um so mehr Schläge.

Wie abstoßend und zerstörend wirkt es, wenn in einer Familie ein Kind zum Nachteil der anderen verhätschelt wird. Eine solche Verhätschelung kann ein ganzes Leben zugrunde richten; wir werden sehen, daß diese Feststellung sich in Josefs späterem Leben bewahrheitet hat.

Josef war von niedrigem Wuchs, aber ein Schüler, der gut lernte. Das bedeutet freilich noch nicht, daß er auch klug war, denn gut lernen und klug sein, sind zwei verschiedene Dinge. Gerade sein gutes Lernen war sein Verderben. Es war sein Unglück, daß er seine gute Begabung nicht in der richtigen Richtung ausgenützt hat. Er ging geheime Wege. Nach außen zeigte er sich anders, als er im Innern lebte. Er war wie ein Chamäleon, indem er sich immer nach den Umständen ausrichtete. Schon als Dreijähriger sah ich bei ihm und seinen Freunden Dinge, die ich niemals hätte sehen dürfen! Josef mochte ich sowieso nicht, aber nach dieser seiner Tat habe ich ihn noch mehr verabscheut. Und mit diesem Jungen mußte ich in einem Haus leben! Er bereitete mir viele Unannehmlichkeiten und verachtete mich.

Wir wissen aber, daß die Verachtung jedermann schmerzt und ein Leid verursacht. Ein Trost besteht jedoch darin, daß durch das Leiden die menschliche Seele in wunderbarer Weise an Tiefe zunimmt. Ein Leiden, das man aus Liebe zu Gott erträgt, läßt in der Seele eine geheime Quelle hervorsprudeln, woraus die Bäche des Verständnisses, der Milde, der Güte, der Barmherzigkeit und der Opferwilligkeit entstehen. Diese würden vielleicht nie aus der Seele fließen, wenn das Leid keine Bresche in den harten Pflasterstein der Seele geschlagen hätte.

### Meine Seele entfaltet sich

Prohábká, der große ungarische Bischof, schreibt: „... Die Wege großer Seelen sind einsame Wege. Man versteht sie nicht; aber auch die Wege unseres Seelenlebens sind einsam; andere mögen mich lieben, stützen, aneifern, jedoch in der Welt meines Selbstbewußtseins, in seinen Tiefen oder öden Gefilden schreite ich schließlich nur selbst. Nur Gott, den ich in meiner tiefsten Seele sehe, von dem ich bin, nur *Er* ist mit mir“ (Meditationen über das Evangelium, Nr. 325).

Diese Worte sind vollkommen wahr. Ich bin zwar keine große Seele, aber ich weiß, daß ich einen eigenen Weg gehe. Diesen Weg hat mir der liebe Gott vorgeschrieben, und ich habe ihn bedingungslos auf mich genommen. Schon als Kleinkind sprach der Herr zu mir durch mein Gewissen, und ich verstand Sein Wort, aber ich kann es nicht in menschliche Worte kleiden. Seitdem Er mein Herz berührte, habe ich ein Verlangen nach Ihm, aber schon bei den ersten Schritten mußte ich erfahren, daß auf den Wegen der sich entfaltenden Seele der Leib eine schwere Last ist, und daß es eben einer nicht geringen Mühe bedarf, ihn unter die Gewalt der Seele zu bringen. In dieser Arbeit kann man keine plötzlichen Sprünge machen, sondern man muß Schritt für Schritt vorwärts gehen, um nicht einem verhängnisvollen Fehler zu verfallen.

Das Kleinkind soll kurze, aber sichere Wege betreten, wenn es nicht fallen will. Hier von Heldentum zu reden, ist gänzlich fehl am Platze; die sich entfaltende Seele wird durch kleine Tugendübungen gestärkt. Das spürt auch ein kleines Kind, das nach den Wegen Gottes sucht und darauf schreitet; deshalb folgt es dem lieben Gott, wie es seinem Alter und seiner Natur entspricht. Auch ich begann, auf den Wegen Gottes zu trippeln, und meine erste Erinnerung an die Kirche knüpft sich an eine Maiandacht. Für mich war es ein unvergeßliches Erlebnis. Während der ganzen Andacht brannte meine Seele durch ein inneres Feuer, und ich war von einer unaussprechlichen Freude erfüllt. Ich wollte nachher aus der ungarischen Kirche in der Innstadt nicht herausgehen, sondern ich wollte dort bleiben. Nur mit Gewalt konnte mich meine Mutter mitnehmen, aber während des ganzen Heimweges bittelte und bettelte ich darum, daß wir nochmals zurückgehen sollten. Mich zogen der im Altarschrein wohnende Erlöser und die Selige



Jungfrau an, die ich schon in meinem Kindesalter sehr liebte. Was über sie gesprochen wurde, habe ich zwar nicht alles verstanden, aber ich wußte, daß sie anwesend sind, und das genügte mir; das Kind tüftelt nämlich nicht herum, forscht nicht nach, sondern liebt das Gute und das Schöne aufrichtig.

Seit dieser ersten Maiandacht ging ich immer mit Freude in die Kirche, und ich ließ auch mein liebstes Spiel stehen, wortlos, wenn vom Kirchgang die Rede war, obwohl ich ein großer Spielmeister war. Dazu kletterte ich gern. Es hat in unserem Garten und in unserem Weingarten keinen so mächtigen Baum gegeben, auf dessen Gipfel ich nicht hinaufgeklettert wäre. Oft schlief ich im Baumgipfel zwischen den Ästen ein, und es war immer ein schönes Gefühl, wenn die Äste vom Wind hin und her gewiegt wurden.

An allen Bubenstreichen habe ich teilgenommen, aber das Schlechte mied ich. Es gefiel mir sehr, wenn ein Streich gelang, und ich freute mich außerordentlich Jarüber. Das war ganz natürlich, denn unsere irdische Freude hat zwei Quellen: Die eine ist unser Christusglaube, und die andere ist die große Natur. Das Eigentümliche daran ist der Umstand, daß aus beiden Quellen nur der in vollen Maßen schöpfen kann, welcher reinen Herzens ist. Und ich bemühte mich, mein Herz rein zu halten.

Seit ich meinen Verstand gebrauchen konnte, liebte ich die Armen, die Verlassenen und die Unbeholfenen. Ich war mit robusten Kleidern versehen, dennoch achtete ich sehr auf sie, denn wenn ich ein Kleidungsstück ausgewachsen hatte, gaben wir es Leuten, die ärmer waren als wir. Dieses Hergeben gefiel mir, denn in meiner Seele wurde das Bewußtsein warm: Auch ich kann schon den Armen Gottes Gutes tun. In den Kindergarten durfte ich von zu Hause nur in Schuhen gehen, aber wenn man mich nicht mehr sah, zog ich sie aus und ging barfuß bis zum Kindergarten; dort zog ich sie wieder an. Ich wollte meine Schuhe schonen, damit ich sie in einem um so besseren Zustand an die Armen weitergeben könne. Dieses Verhalten kann vielleicht wie ein frühes Altern erscheinen, aber es ist nicht so, denn ein unschuldiges Kind versteht oft das Wort Gottes besser als ein sorgenbeladener Erwachsener. Der liebe Gott schaut bei einer Gabe nicht auf die Quantität und Qualität der Sache, sondern auf die Demut des Herzens. Ein fürstliches Geschenk ohne lebendigen Glauben ist vor dem lieben Gott soviel wie die glitzernden und bunten Glasperlenspiele der Kinder; dagegen ist das winzig kleine Geschenk eines demütigen Herzens ein Edelstein vor Ihm. Aber nicht nur die Edelsteine sind schön, sondern auch die Blumen. Alexander Petófi, der größte ungarische Lyriker, spricht von der Blume folgende herrliche Worte:

„Weißt du, was eine Blume ist?  
Die Güte der Erde;  
Weißt du, was die Güte ist?  
Die Blüte der Seele.“

Weiterhin heißt es in einem ungarischen Sprichwort: „Wer die Blume liebt, kann kein schlechter Mensch sein.“ Bei mir konnte freilich von Menschlichkeit noch keine Rede sein, denn ich trug noch eine kurze Hose, aber die Blumen hatte ich dennoch sehr gern. Wir hatten eine Menge in unserem Garten. Tante Rosa, unsere Kindergärtnerin, hatte sie auch sehr gern, und deshalb brachten wir ihr oft welche mit. Wenn wir ihr Blumen brachten, gab sie uns Bonbons. Und das war prächtig, denn welches Kind liebt nicht die Bonbons? Sie schmeckten mir, und je mehr ich davon hatte, desto besser mundeten sie. Oft trug ich ganze Büschel Blumen zusammen und schlich mich damit in den Kindergarten; die Hälfte der Belohnung gab ich meiner Mutter. Sie hatte nichts dagegen, wenn ich Tante Rosa Blumen brachte, bloß bat sie mich, die Pflanzen nicht samt den Wurzeln herauszureißen.

Das Ende des Gartens meiner Großeltern, das sich gegen den Palatin-Kanal erstreckte, war abschüssig. Dieser jäh abfallende Teil war voller Märzveilchenstöcke. Auf dem Gipfel des Hügels war ein geflochtener Drahtzaun gezogen. Auf der Innenseite standen schöne, hohe Akazienbäume. Zwischen den Märzveilchenstöcken ragten aus der Erde die Stümpfe gefällter Akazien heraus. Darauf konnte man sich bequem niederlassen.

Ich war vielleicht vier Jahre alt, als ich an einem späten Frühlingsnachmittag mit meiner Mutter in den Garten hinausging. Die Luft war voll von Akazienduft, und auch die Vögel auf den Bäumen zwitscherten lieb. Von irgendwoher fiel uns herrliche Musik ins Ohr. Wir fühlten uns beide so glücklich. Meine Mutter setzte sich auf einen Baumstumpf zwischen den Märzveilchenstöcken und schaute verträumt zum Himmel hinauf. Dann fing sie an, vom Wallfahrtsort Maria Rodenau (Radna) und von den dortigen Franziskaner Mönchen zu erzählen. Inzwischen — ich weiß nicht, was ihr in den Sinn gekommen sein mag — perlten Tränen über ihr schönes Angesicht. Aber ihre Stimme stockte nicht, sondern sie begann immer wieder von den Mönchen in Rodenau und vom hl. Franziskus von Assisi zu erzählen. Ihre Worte gingen mir zu Herzen, ich setzte mich auf ihren Schoß, umarmte ihren Hals und gab ihr liebkosend einen Kuß. Dann sagte ich ihr, daß auch ich ein Franziskaner Mönch werden möchte, wenn ich groß bin.

Außer uns war niemand im Garten; auch außerhalb des Gartens hatten wir niemanden gesehen. Unser Gespräch konnte also von niemandem ge-



hört worden sein, und deshalb erschranken wir sehr, als jemand ganz laut und klar sagte:

*„Das wird noch lange dauern, mein Söhnchen und wird schwer gehen!“*

Wie sehr das der Wahrheit entsprach, werden wir später feststellen. Auf die geheimnisvollen Worte hin sprang meine Mutter von der Stelle auf und nahm mich in ihre Arme. Ich umfaßte ihren Hals, und dann lief sie mit mir ins Haus zurück. Meine Großeltern fragten sie, was mit ihr los sei? Sie erwiderte angstvoll: „Er war schon wieder da!“ – Daraufhin eilten alle sofort zum Garten hinaus, aber sie sahen niemanden.

Der gewisse „Er“ war jener geheimnisvolle Fremde, den ich diesmal nicht sah, sondern nur seine Stimme hörte.

Als ich noch klein war, sprach man bei uns zu Hause öfter von diesem geheimnisvollen Fremden. Aber man wußte nicht, wer er war; deshalb nannte man ihn einfach nur „Er“. Mir kam diese Benennung immer sehr komisch vor; vergeblich habe ich mich nach ihm erkundigt. Nie erhielt ich eine befriedigende Antwort.

Als meine Angehörigen merkten, daß ich mich dafür interessierte, wer dieser geheimnisvolle Fremde sei, führten sie das Gespräch über ihn in deutscher oder rumänischer Sprache fort; aber bald mußten sie ihre Taktik bleiben lassen, als sie merkten, daß auch ich die deutsche und rumänische Sprache verstand. Von diesem Zeitpunkt an wurden sie mir gegenüber verschlossener. Aber das hatte mich nicht gestört. Ich lauerte dem geheimnisvollen Fremden jetzt um so mehr auf, konnte ihn allerdings nicht erwischen. Phantastischen Märchen oder abergläubischen Dingen habe ich schon während meiner Kindheit keinen Glauben geschenkt.

In dieser Zeit sagte meine Mutter oft zu mir: „Mein Söhnlein! Wenn du groß bist, werde ich dir noch etwas Wichtiges sagen.“ – Was dieses Wichtige gewesen sein soll, habe ich nie erfahren, denn meine Mutter nahm ihr Geheimnis mit ins Grab, bevor ich aufgewachsen war.

Meine Großmutter aber orakelte oft vor anderen: „Ihr werdet noch sehen, aus diesem Buben wird ein berühmter Mann!“ Wie sie sich meine Berühmtheit vorgestellt hatte, weiß ich nicht. Aber meine gegenwärtige Gestalt beweist es, daß ich über eine Mittelgröße nicht hinausgewachsen bin, und somit von einer besonderen „Größe“ nicht gesprochen werden kann.

Nach den Seelenforschern verfügen die auserwählten Seelen über eine hohe und impulsive Empfindlichkeit. Ihre Sensibilität erstreckt sich auf ihr ganzes Wesen und läßt sogar ihre kleinsten Nervenfasern erbeben. Ihre zurecht angeregte Phantasie läßt sie in einem solchen Zustand bzw. in

lebendigen Bildern die schrecklichsten Eventualitäten vor ihren Augen vorüberziehen. Durch das Wirken Gottes in den auserwählten Seelen wird diese Einwirkung nicht im geringsten geschwächt, ja sehr oft gestärkt. Dadurch nimmt ihre Empfindlichkeit zu, denn bei einem heftigen Angriff auf die Seele bietet sich eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Entfaltung einer noch größeren sittlichen Kraft, zur Erbringung von Opfern, um die Liebe unter Beweis zu stellen. Auch das Kleinkind kann lieben, ja: Es kann durch kleinere Entsaugungen sogar Opfer bringen. Wer aber entsagen kann, in dem wirkt die Hand Gottes. Der Herr verleiht einem jeden diejenige Gnade, die Er will. Die Verleihung der Gnade ist an kein Lebensalter geknüpft. Das habe auch ich erfahren.

Das Folgende ist bei einem Kleinkind ungewöhnlich, aber es hat sich wahrhaftig zugetragen. Am 15. April 1912, vormittags gegen halb neun Uhr hatte ich ein außerordentlich interessantes Erlebnis. Ich spielte in unserer Küche. Während des Spielens verschwand vor mir die Umgebung, und die Wasserberge des gewaltigen Atlantischen Ozeans brandeten vor mir. Das Riesenmeer war ein fesselnder Anblick. Auf dem Rücken des Meeres schwamm ein gewaltiges Schiff, die Titanic. Ihr näherte sich der Eisberg, der sichere Tod. Ich sah die fröhlichen Passagiere und hörte die Worte des gottlosen und stolzen Kapitäns. Voller Angst und Bangen sah ich bis zum Ende zu, wie das Schiff versank und konnte auch beobachten, wie die hilferufenden und mit Pech verschlossenen Flaschenposten immer wieder ins Meer geworfen wurden.

Aber ich habe auch gesehen, wie man nach 15 Jahren, 1927, an der norwegischen Küste eine von diesen Flaschenposten aus dem Meer gefischt hat. (Die Titanic ist am 15. April 1912, nachts um 2 Uhr 20 Minuten gesunken.) Nach dem aufregenden Bild konnte ich nicht alles genau erzählen, denn ich hatte zuviel gesehen und wiederholte meiner Großmutter nur, daß ein großes Schiff (die Titanic) unter Wasser gegangen sei; viele Menschen seien ertrunken, es habe einen Höllenlärm und ein großes Durcheinander gegeben.

Währenddessen wollte meine Großmutter mich immer wieder beschwichtigen und sagte: „Hör auf mit deinen Dummheiten!“

Aus den Zeitungen konnten sie sich nachher überzeugen, daß ich keine Dummheiten erzählte. Ich hatte also schon zuvor im Hause meiner Großeltern dieser Katastrophe auf dem Meere zugesehen, die sich in einer Entfernung von mehr als achttausend km abspielte.

Aber dieses Ereignis war kein Fall für sich; ich hatte als Kind viele interessante Dinge gesehen, aber ich konnte sie nicht in entsprechende Worte kleiden und erzählen, weil mein Wortschatz noch mangelhaft war. Und:

Wer hätte mich auch verstanden? Es ist etwas anderes, einem Ereignis bis zum Ende zuzusehen und wiederum etwas anderes, es auch erzählen zu können. . .

Ein anderes großes Erlebnis aus meiner Kinderzeit war nicht seelischer, sondern physischer Natur. Am Korso-Spazierweg unserer Stadt Gyula, im Titz'schen einstöckigen Haus, hatte die Firma Josef Dobos („Dobosch“), Gewürz- und Spezereigroßhandlung, einen Laden. Der jüngere Bruder dieses Josef Dobos war Pilot und wohnte in Budapest. Im Jahre 1912 flog er mit seiner Maschine von Budapest nach Gyula. Auf der Walachischen Wiese hatte sich eine riesige Menge versammelt. Das Volk aus den benachbarten Städten und Gemeinden hatte sich in großen Scharen zum Anknüpfplatz des Flugzeuges ergossen. Das war zu jener Zeit ein großes Ereignis, und wer nur konnte, wollte an jenem trüben September-Sonnagnachmittag hinaus auf den militärischen Exerzierplatz. Meine Mutter hatte auch mich mitgenommen. Soldaten hielten die Ordnung aufrecht, und in großen Kesseln wurde das Gulasch für die Wachtposten gekocht. Als das Flugzeug ankam, stieß die Menge himmelhochjauchzende Ehlenrufe aus (Eljen, ung. – er lebe hoch!).

In jener Zeit war auch ein Grammophon eine große Sensation. Und wer ein Fahrrad hatte, vor dem lüfteten die Buben ihre Mützen.

Schon zu meiner Kinderzeit konnte man spüren, daß die Technik im Anmarsch war, und daß die Menschen sich dafür sehr interessierten. Der Verstand wollte schaffen, um die Materie immer mehr unter seine Herrschaft zu zwingen.

Die Menschen in der österreichisch-ungarischen Monarchie waren im allgemeinen zufrieden. Man konnte die Zufriedenheit der Menschen an ihrem Gesicht ablesen, aber im tiefen Bewußtsein der Seelen und im Hintergrund der landläufigen Auffassung sprach man bereits im geheimen von dem entsetzlichen Schreckbild eines Krieges.

Auch bei uns sprach man immer wieder vom bevorstehenden Krieg, aber das hat uns Kinder nicht interessiert. Wir lebten noch in der Welt des Spieles, im Lande der Märchen und konnten die Sorgen der Erwachsenen nicht begreifen. Wenn sie sich schwermütig Gedanken über die Zukunft machten, so fanden wir Kinder das für langweilig und gingen statt dessen lieber zu jenem Teil des Palatin-Kanals fischen, der die Hatvangasse zwischen den Nummern 22 und 24 kreuzte. Dieser Teil unserer Straße war ein beliebter Spielplatz. Dort konnte man Ball spielen, Fußballern und ringen; besonders abends in der Dunkelheit konnten wir uns am Spiel „Räuber und Gendarm“ zwischen den Stauden belustigen; bei dem Brücken-

geländer konnte man sich großartige Geschichten erzählen; bei den „Zwei Stauden“ konnte man ausgezeichnet baden. Diese Stelle befand sich an der linken Ecke der Kanal- und Straßenkreuzung, beim Garten des Hauses Nr. 22. Hier badeten gewöhnlich mehrere hundert Schulkinder und schulentlassene Flegel völlig nackt, was in jenem Alter allgemein üblich war; niemand nahm daran Anstoß. Schließlich konnte man hier mit großem Vergnügen auch Fische und Frösche fangen. Über die Stelle des Flusses, die unsere Straße kreuzte, führte eine Zementbrücke, die wir „Kleine Brücke“ nannten.

Einmal war das Wasser an dieser Stelle sehr zurückgegangen, und in dem schmalen Flußbett schwammen viele kleinere und größere Fische. Diese fingen wir mit einem Tüllnetz. Unter den fischenden Kindern war ich der Jüngste und Kleinste. Während der Fischjagd tauchte plötzlich ein größerer Fisch auf, und wir stürmten ihm in Gänserieihe und mit kannibalischem Lärm in dem schlammigen Flußbett nach. Im Flußbett befand sich jedoch ein sumpfiges Loch, dem die größeren Kinder auswichen. Sie konnten besser laufen und ließen mich deshalb zurück. Ich aber wollte sie einholen und wich darum der Wasserlache nicht aus, sondern wollte darüberspringen. Deshalb nahm ich einen Anlauf, machte einen großen Sprung, patschte aber genau in die Mitte des Tümpels. Bis zum Hals saß ich im Dreck. Das war eine Schenswürdigkeit! Die Leute von der Gasse liefen zusammen, die übrigen Kinder schrien um Hilfe; schließlich warf man ein Brett quer über das Schlammloch und zog mich heraus. Ich sah aus wie ein Negerlein. So konnte ich an meiner eigenen Haut erfahren, daß die Überlegung mehr wert ist als eine überstürzte Handlung. Von da an wurde ich in jeder Hinsicht behutsamer und habe womöglich nicht mehr überstürzt, sondern immer überlegt gehandelt.

In der Umgebung der „Kleinen Brücke“ und der „Zwei Stauden“ herrschte fast jeden Abend ein Mordslärm. Dann wurde dort „Räuber und Gendarm“ gespielt. Bei diesem Spiel wollte womöglich ein jeder Bub aus unserer Gasse mitspielen. Es bereitete uns ein großes Vergnügen, wenn die Gendarmen in die Enge getrieben wurden, denn dann nahmen sie Reißaus ohne Federbusch. Nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen sahen diesem Spiel zu, das mehr bot als ein Kino.

Selbstverständlich haben auch wir herumgetollt und erst dann sehr jammert, wenn während des Spieles die Abendglocke erklang, und wir nach Hause gehen mußten. Da gab's kein Erzählen mehr, denn auf die Pünktlichkeit legte man großes Gewicht. Die festgesetzte Frist konnte man nicht unbestraft überschreiten. Und wenn es dennoch vorkam, daß wir uns vergaßen, dann haben wir uns vor Angst gedrückt und gebückt.

Bei solcher Gelegenheit gingen wir in sehr gedämpfter Stimmung nach Hause und stritten uns darüber, wer zuerst durch die Haustüre eintreten soll. Wenn von Vorteilen die Rede war, dann war gewöhnlich der Joschka der erste, denn er war der ältere; wenn es aber um uns schlecht stand, dann wollte er immer mich vorschieben, aber ich habe ihn dann überspielt: Ich machte die Türe auf, gab ihm einen Schubs, so daß er als erster zur Türe hinaufstieg. Hinter der Türe bekam somit meist nur er die Peitschenhiebe zu spüren; ich fühlte nur den Wind, aber dennoch half ich ihm mit einem schiefen Gesang, indem ich aus Leibeskräften jammerte, ohne Schmerzen.

Bei den „Zwei Stauden“ sah ich immer neidisch zu, wie schön die größeren Buben schwammen. Ich wollte gerne schwimmen, aber ich war ja noch ein kleiner Knirps. Jeden Tag war ich im Wasser, aber nur an den seichten Stellen und plantschte darin. Ich wollte mit allen vieren das Hundeschwimmen exerzieren, aber es ging durchaus nicht. Die größeren Buben sahen mit einem böhnischen Lächeln meinen Anstrengungen zu. Auf einmal aber hob mich ein großer Bub in den Flegeljahren aus dem Wasser und in die Luft. Vergeblich strampelte ich und schrie; er ging mit mir hinein ins tiefe Wasser, und als es schon auch für ihn zu tief war, warf er mich in das noch tiefere Wasser. Nach dem Aufklatschen warf mich das Wasser nach oben, und ich wollte brüllen, aber weil das Wasser in meinen Mund drang, konnte ich nur pusten und Wasserblasen erzeugen. Ich bekam es mit der Angst zu tun, daß ich ertrinken würde, aber im nächsten Moment faßte ich Zuversicht und sagte mir: „Ich laß mich dennoch nicht unterkriegen!“ – Ich tat so mit den Händen und Füßen wie die großen Buben und – ich konnte schwimmen! In meiner Not lernte ich schwimmen. Viele denken nicht daran, welch ein großer Schatz die Zuversicht ist; es ist deshalb sehr schade, daß man darauf so wenig achtet.

Außer den Badevergnügungen waren wir ab und zu auch in große Aufregungen versetzt worden, denn in unserer Stadt und in ihrer Umgebung waren mehrere noch nicht schulpflichtige Kinder verschwunden. Jedermann überlegte, wohin diese Kinder hätten verschwinden können. Die städtischen Behörden ließen es austrommeln: Alle Eltern mögen besser auf ihre Kinder aufpassen. Wir Kinder hatten deshalb Angst und wollten nirgends mehr hingehen. Bei uns zu Hause wurde gerade Pfirsichmarmelade gekocht, und wir hatten nicht genügend Zucker im Hause. Darum schickte uns die Tante meiner Mutter mit ihrem Sohn in den Konsumladen, aber zuvor hatte man uns verboten, daß wir in irgendeiner Richtung herumstreunen oder uns mit irgendjemand in ein Gespräch einlassen und mitgehen dürften. Wir hatten es hoch und heilig versprochen, daß wir das Verbot nicht übertreten würden. Also gingen wir los. Als wir an die Ecke unserer Straße kamen, gesellte

sich ein liederliches Mannsbild mit einem roten Bart zu uns und fing an, mit uns zu reden. Der Sohn der Tante meiner Mutter war älter als ich, schöpfte gleich Verdacht und kam deshalb zu mir. Unser Weg führte uns an einem Park vorbei. Er war von einem Eisengitter schön umgeben. Im Garten breitete sich ein großes Gebüsch aus. Vor dem Gebüsch war eine Türe, wodurch man in den Garten gelangen konnte. Als wir zu dieser Türe kamen, versuchte uns der rotbärtige Mann mit gefärbtem Bohnenzucker in den Garten zu locken, aber wir nahmen den Zucker nicht an. Als der Bärtige sah, daß seine Bemühungen erfolglos blieben, versuchte er, uns durch die Türe zu drängen. Mehr hatten wir nicht gewollt! Wir schlugen einen solchen Heidenlärm, daß die Leute aus den Häusern zusammenliefen. Daraufhin verschwand der Bärtige, und wir liefen davon.

In unserer Straße stellten sich die Kinder beim Mittagläuten meist an die Haustüre und warteten dort, bis ihr Vater von der Arbeit zum Essen heimkam. Wenn sie ihn dann von weitem kommen sahen, dann liefen sie ihm unter Freudengeheul entgegen, umarmten sich gegenseitig, küßten sich und gingen dann Hand in Hand nach Hause. Ich stellte mich vergeblich an die Haustüre, mein Vater kam nie nach Hause. Ich wußte nicht, wo er war und fragte deshalb meine Mutter: „Wo ist mein Vater, und warum kommt er nicht nach Hause?“ – Ich erhielt zur Antwort, sie werde es mir zeigen, wo er ist und werde mir dann auch sagen, warum er nicht nach Hause kommt.

Die erhoffte Zeit kam alsbald. Die Schwalben waren schon da. Es war ein schöner Frühlingstag, als meine Mutter und ich zum Friedhof von Gyula-Josefsstadt hinausgingen. Hier blickte ich verwundert auf die vielen Grabhügel und auf die Grabkreuze. Ich hatte nämlich noch keinen Friedhof aus der Nähe gesehen. Dieser Friedhof war schön und groß. Außer einem Hauptweg hatte er auch Nebenwege. Viele und schöne Gräfte gab es entlang der Wege. Weiße, schwarze, ja sogar rosafarbene Marmorkreuze standen darin in sehr großer Zahl. Blumen, die einen schöner als die anderen, prangten auf den Grabhügeln. Große Bäume breiteten ihren Schatten auf die Wege aus.

Wir gingen den Hauptweg entlang, an dessen Ende zwischen schönen und säuselnden Tannen die große und prächtige Kapelle der Familie Oppenhauer stand, erbaut im Jahre 1878. Unter der Kapelle befand sich die Familiengruft. In einem Abstand von 20 m stand ein Schwengelbrunnen. Vor diesem Brunnen, kaum einige Schritte entfernt, erhob sich ein einfacher Grabhügel. Am Kopfteil stand ein Thuja-Baum, davor ein Holzkreuz, worauf mit dareingeschlagenen rostfreien Eisennägeln der Name meines Vaters geschrieben war.

Bei diesem Grab blieben wir stehen. Wir knieten nieder und beteten. Während des Gebetes fing meine Mutter zu weinen an. Danach erzählte sie mir, daß unter diesem Grabhügel mein Vater tot begraben liege und deshalb nicht nach Hause komme. Die Worte meiner Mutter machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich war betroffen von dem Tod! Bislang wußte ich nicht, daß derjenige, der geboren wurde, einmal auch sterben müsse. Ich wurde betrübt, auch mich ergriff Trauer, und ich weinte zusammen mit meiner Mutter, währenddessen ich in meinem Inneren folgende tröstende Stimme hörte:

*„Weine nicht, denn auch du hast einen Vater im Himmel, der dich behütet.“*

Aber von diesen Worten sagte ich meiner Mutter nichts. Ich schloß sie in mein Inneres, denn ich fühlte: Wen der liebe Gott liebt, den prüft Er, um so seine Treue auf die Probe zu stellen. Danach hatte ich oft den Friedhof besucht und erlebte in seiner stillen Einsamkeit in meiner Seefe die schönsten, zu Herzen gehenden Unterweisungen des Herrn.

Der Tod ist nach Gott der größte und gerechteste Herr. Einmal wird ihm jedermann begegnen. Bei ihm gibt es keinen Unterschied; jedermann ist für ihn nur sterblich. Er mäht das Leben eines engelhaft unschuldigen Kindes genauso kaltblütig ab wie das eines verstockten Massenmörders.

Nachdem ich im Leben immer wieder neue Erfahrungen gesammelt hatte, und mir bewußt wurde, daß auch ich schon ‚irgendwer‘ bin, wurde mir der Kindergarten langsam langweilig. Darum wollte mich meine Mutter in die erste Volksschulklasse einschreiben lassen, aber der Lehrer nahm mich nicht auf, weil ich erst fünf und ein halb Jahre alt war. Das vorgeschriebene Alter fehlte mir. Also mußte ich wieder in den Kindergarten zurück. Ich liebte meine Mutter sehr, und darum beobachtete ich alle ihre Bewegungen. Oft habe ich sie erwischt, als sie im geheimen weinte. Das konnte ich nicht wortlos über mich ergehen lassen, und darum fragte ich nach dem Grund. Ihre Antwort hat mich überrascht:

*„Weißt, mein Söhnlein, Witwen und Waisen werden auch mit einem Ast in den Staub gezogen.“*

Damals hatte ich diese ihre Aussage nicht verstanden, aber in meinem späteren Leben habe ich sie öfter zu spüren bekommen, denn das Leben hat mich grausam gepeinigt, auf die Probe gestellt, aber es konnte mich von meinem Ziel nicht abbringen. Wenngleich nicht mit diesen Worten, hatte ich doch begriffen, daß ich durch die Prüfungen dem lieben Gott immer näher komme, daß ich durch Ihn schrittweise in immer herrlichere und höhere Regionen gelange, von wo aus ich weit bis zum ewigen Ziel schauen kann, ja, daß einst der Tag kommen würde, wo ich in das Unend-

liche würde hineinschauen können. Die Menschen denken gar nicht daran, welch eine kostbare Chance es ist, wenn man auf die Probe gestellt wird.

Die Ozeane wären ohne den bitteren und salzigen Gehalt ihres Wassers und ohne dessen Hin- und Herwogen mächtige, in Fäulnis übergehende, stinkende Wasserbecken. Die Menschheit aber wäre ohne Leiden ein Verderben bringender, moderiger Pflu, denn der Wohlstand verweicht, macht träge und zersetzt.

Es kann Augenblicke und bestimmte Situationen geben, wo unsere Seele in einem schwachen Zustand von Prüfungen heimgesucht wird, aber sie werden uns immer zum Wohle gereichen, wenn wir in der Erfüllung unserer Pflichten treu ausharren.

Gott verlangt von mir aber nicht nur das Ertragen von Prüfungen, sondern auch, daß ich bestrebt sein soll, sie zu überwinden. Zwischen diesem zweifachen göttlichen Wunsch besteht nicht der geringste Widerspruch, weil die Prüfung unsere Besserung fördern will; die Anstrengung aber, wodurch wir unsere ganze Kraft aufbieten, um die Prüfungen zu bestehen, entfaltet und festigt unsere Tugenden. Wenn wir uns dem Leid und den Opfern verschließen, so ist das eine Art von Feigheit und Selbstsucht.

Wenn Gott uns eine Prüfung schickt, so verfolgt Er damit einen bestimmten Zweck. Wenn Er Sein Ziel erreicht hat, verliert jede Heimsuchung ihre Daseinsberechtigung.

Die leidende Liebe zum lieben Gott hat eine unübertreffliche Ausdruckskraft. Die Tatsache, daß Gott mit Seinen Heimsuchungen auch diejenigen nicht verschont, die Er am meisten liebt, und daß eine Heimsuchung oft überhaupt keine Strafe bedeutet, sollte für uns eine Ermunterung sein.

Als Kind hatte ich bereits beschlossen, daß ich aus reiner Liebe zu Gott alles tun werde, was Ihm gefällt, und was Er befiehlt; besonders aber habe ich mir vorgenommen, daß ich auf den Wegen des weisen Gottes durch dick und dünn kompromißlos ausharren werde. Ich weiß, daß ich auf diesem Weg durch einen mächtigen Schwung die entsprechende Höhe nicht erreichen kann, aber Schritt für Schritt vorwärts schreitend, sie langsam werde erreichen können, auch dann, wenn ich inzwischen manchmal falle, aber mich immer wieder auf die Füße stelle. Auf diesem Weg werde ich jedwede Heimsuchung bereitwillig auf mich nehmen, auch wenn sie noch solange andauert. Meinen Seelenfrieden werde ich unbedingt bewahren. Es ist zwar schwer, aber ich werde es versuchen, demütig zu sein. Eine Demütigung trifft mich wie ein Dolchstich, aber aus Liebe zu Gott werde ich sie ohne Murren annehmen. Auf diesem Weg werde ich weiter-schrei-

ten; er mag noch so finster sein, ich werde in meinem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott ausharren.

Das Witwenleben meiner Mutter war sehr schwer, und darum ging sie am 16. Juni 1913 mit einem Maurer zum zweitenmal die Ehe ein. Wir wohnten weiterhin bei unseren Großeltern. Aber ich konnte mich der fürsorgenden Liebe meines guten Stiefvaters nicht lange erfreuen, denn er wurde ausgehoben und mußte zu den 101-er Infanteristen nach Békéscsaba („Bekeschaba“) einrücken. Von hier kam er nur selten auf Urlaub nach Hause.

Mittlerweile hatte ich immer interessantere und interessantere Dinge im voraus gesehen, so z. B. die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin am 28. Juni 1914 in Sarajewo; ich sah, wie der Mörder auf das Trittbrett des Autos sprang und aus unmittelbarer Nähe in der unruhigen Menge seine Opfer niederschloß; ich sah den Ausbruch des Krieges kommen; ich sah die ersten ungarischen Niederlagen in Serbien; die Erdolchung der Kaiserin und Königin Elisabeth (1898) und des Bischofs Medard Kohl in Gran; die Erschießung des Grafen Stefan Tisza in Budapest (1918). Graf Stefan Tisza war 1913–1917 zum zweitenmal ungarischer Ministerpräsident, blieb aber trotz seiner Abdankung weiterhin der am meisten gehaßte Mann Ungarns.

Aus dem Leben Kaiser und König Franz Josefs I. konnte ich mehrere Momente miterleben. Ich sah auch, wie er starb; ich schaute der Krönung König Karls IV. zu; ich sah, wie er die Schwertstreiche ausführte; wie die Burgseilbahn riß; wie die Front zusammenbrach; wie der König verschleppt wurde; ich sah die königliche Familie auf der Flucht in Marialesnyö, in Kaschau, in Funchal auf der Insel Madeira; ich sah, wie der König starb, wie die österreichisch-ungarische Monarchie zusammenbrach. — Ich sah, wie der russische Zar Nikolaus II. und seine Familie am 17. Juli 1918 in Jekaterinburg ausgerottet und ihre Leichname verbrannt wurden.

Wer hätte das damals geglaubt, denn in der österreichisch-ungarischen Monarchie herrschte ein allgemeiner Wohlstand, und das Volk war glücklich. Der Name Kaiser Franz Josefs I. und Königs von Ungarn war hochgeschätzt, und seine Länder standen wie Bastionen im Herzen Europas. Dem Scheine nach war alles in Ordnung, in Wirklichkeit aber waren damals die Grundfesten der Monarchie schon unterminiert, und es mußte nur der geeignete Augenblick kommen, wo alles krachte und zusammenbrach.

Nachdem ich viele und wichtige Dinge im voraus gesehen hatte, erzählte ich davon mit meinem kindlichen Verstand und in meiner kindlichen Sprache meiner Großmutter, die über das Gehörte ihren Kopf schüttelte und eine gute Tracht Prügel in Aussicht stellte, wenn ich nicht aufhörte, von

solchen „Dummheiten“ zu erzählen. Diese arme und gute Seele wollte die Voraussicht der Dinge mit Schlägen aus mir vertreiben, in mir ersticken.

Inzwischen floh die Zeit, der Sturm war im Anzug, und am 28. Juli 1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Da gab's einen Schrecken, ein gnadenloses Chaos, obschon die Schönfärber den ganzen Krieg nur für ein vorüberfliehendes Abenteuer hielten.

Gleich am Tage des Kriegsausbruchs kam auch mein Stiefvater an die Front. Er hatte noch soviel Zeit, um von Békéscsaba, das von uns 18 km entfernt lag, nach Hause zu kommen und sich schnell zu verabschieden. Ich erinnere mich genau an die ersten Tage der Mobilisierung. Die an die Front dirigierten Soldaten wurden straßenweise auf einmal zusammengeholt. Auch mein Stiefvater durfte nicht mehr zurück nach Békéscsaba, sondern mußte von Gyula an die Front marschieren, gemeinsam mit den übrigen Wehrpflichtigen.

Es war eine große Begeisterung, ein großer Wirbel, aber zugleich auch eine vorausahnende Furcht und Angst. Es gab eine schmetternde Marschmusik! Hals und Schultern der Offiziere wurden mit Blumenkränzen geschmückt. In die Gewehrläufe wurden Rosen gesteckt, aber diese in die Gewehrläufe gesteckten Blumen nahmen sie nicht für ihren Sieg, sondern auf ihr Grab mit. Im Winde wehten viele mit Blumen geschmückte Fahnen; die feurigen Marschlieder wurden von begeisterten Eljenrufen überdröhnt. Die von den Lippen dieser Soldaten schmetternden Marschlieder, in eine mitreibende Melodie gekleidet, waren schon die Vorboten des Todes.

Die staunenden Daheimgebliebenen versperrten die Türen und Tore. Die Erde dröhnte unter den Marschschritten der froh dahinziehenden Soldaten, aber die Frauen und Alten waren seelisch gebrochen und weinten. Alle ahnten, daß der Krieg nur mit einer Niederlage enden würde.

(Diese wußten schon aus Erfahrung, daß auch die größte Begeisterung von sich aus zerfließt, der Zorn aber sich selbst zerfrißt, und daß der Krieg nur neue Übel mit sich bringt). Inmitten dieser aufschäumenden, gemischten Gefühle verabschiedeten wir uns von meinem Stiefvater. Auch mich beschlich ein beängstigendes Gefühl, als ich seine Hand und seine Wangen küßte. Dann begleiteten wir ihn hinaus auf die Straße, und nachdem er mit den einrückenden Soldaten fortgezogen war, gingen wir zurück ins Haus. Ich kniete mich im Gang auf einen kleinen Stuhl nieder und tat so, als ob ich spielen würde, in Wirklichkeit betete ich aber für meinen Stiefvater, den ich sehr liebte. In dem Moment, wo ich mich von ihm verabschiedete, wurde ich ihm gegenüber von einer bösen Ahnung erfüllt, und während ich für ihn betete, sprach eine innere, klar vernehmbare Stimme zu mir:

*„Er wird nicht mehr zurückkommen, denn eine Kanonenkugel wird von einem Berg ein Felsstück abbrechen, und dieses wird ihn in Italien zerschmettern.“*

Danach tauchte vor mir eine Felsenlandschaft Italiens auf, wo sich ein schrecklicher Kanonendonner abspielte. Viele Gefallene lagen weit und breit zerstreut. Während der heftigen Beschießung schlug ein schweres Geschos an einer Felswand ein und riß mehrere doppelzentnerschwere Felsenbrocken vom Berg ab. Ein niedersausender Felsenbrocken fiel auf meinen Stiefvater und zerschmetterte ihn. Dort lag nun der Arme flachgedrückt in einer Blutlache.

Das erzählte ich meiner Großmutter, die aber jetzt ihre Geduld verlor und mich vor Zorn gehörig verdrosch, damit mir die Lust, von weiteren solchen Dingen zu reden, vergehen sollte. Nach zwei Jahren mußte sie leider einsehen, daß ich nicht aus der Luft gegriffen gesprochen hatte.

Danach wagte ich nur noch selten und nur mit Angst und Bangen von Dingen zu reden, die ich im voraus gesehen hatte, denn ich hatte Furcht vor den Schlägen meiner Großmutter, die kräftig zuschlagen konnte.

Aus der zweiten Ehe meiner Mutter wurde am 19. November 1914 mein kleines Schwesterchen geboren. Es wurde Elisabeth getauft. Ich freute mich sehr darüber. Leider ist es schon am 13. Februar 1915 gestorben.

### Ein schwieriger Anfang

Im Herbst 1915 wurde ich in die erste Klasse der Volksschule eingeschrieben. Zu Beginn des Volksschulunterrichts sprach der Kaplan von Gyula-Josefsstadt in einer Religionsstunde wunderschön von den Wunden des Erlösers und von ihren Ursachen. Das ging mir sehr zu Herzen, und die Leiden, die der Erlöser für uns auf sich genommen hatte, beschäftigten mich lange. Alle Sonn- und Feiertage ging ich in die Kirche und habe dort alles gründlich beobachtet. Auf der rechten Seite der Kirche war eine zweiflügelige Tür. Links vor der Türe hing an der Wand ein großes Kreuz. An diesem Kreuz war der Leib des Erlösers zum Erbarmen übel zugerichtet dargestellt. Dieses Kruzifix machte einen großen Eindruck auf mich, und wenn ich nur konnte, ging ich an ihm vorbei. Ich hatte großes Mitleid mit dem Erlöser und war entsetzt über die menschliche Grausamkeit, die Ihn so arg zusammenschlagen konnte. Ich wollte an Seinem Leiden Anteil nehmen, und deshalb bat ich ihn mitleidsvoll:

„Mögen doch auch meinen Leib Wunden bedecken, denn solcherart könnte auch ich für Dich etwas leiden.“

Ob mich der Herrgott erhört hat, weiß ich nicht, aber Tatsache ist, daß im Herbst 1915 mein Körper nacheinander mit Wunden bedeckt worden ist, und daß sich darunter auch einige befanden, die so groß waren wie ein DM-Münzenstück. Diese Wunden bedeckten sieben Jahre lang meinen Körper; im Sommer waren sie fast spurlos verschwunden, aber um so schmerzlicher brachen sie wieder auf, wenn es anfang, kälter zu werden. Ich hatte riesige Schmerzen ihretwegen. Oft konnte ich nur schleppend gehen, und meine Arme konnte ich oftmals kaum bewegen oder biegen; Anziehen und Ausziehen waren für mich wegen der steifen Glieder geradezu eine Qual. Die Wunden schmerzten besonders dann, wenn sie mit Kleidungsstücken zusammenklebten. Aber sie mochten noch so sehr schmerzen, ich klagte ihretwegen nicht, obschon die Kinder mich deswegen verhöhnten, ja sogar mit Fußtritten traktierten.

Oh! Das Leiden ist die geheimnisvollste Erscheinung auf dieser Erde. Es hat mit dem Körper eigentlich wenig zu tun, aber es ist das lebendige Zeugnis des Seelenlebens. Nur der Körper brennt darunter, die Seele blüht und gedeiht.



Wir wissen: Das Gold wird durch das Feuer, die Menschen durch das Leiden geprüft.

Der hl. Alfons von Liguori sagt: „Im Leiden bringt der Mensch dem Herrgott mehr Opfer dar als im Gebet.“ Ich habe ihm beides dargebracht, denn ich konnte für ihn nicht nur leiden, sondern mit hingebendem Herzen auch zu ihm beten, obschon mir das Beten wegen der von Fieber geschüttelten Glieder oft sehr schwer fiel. Und wenn ich vor lauter Schmerzen die Worte nicht mehr aussprechen konnte, und wenn ich in meinen Leiden schon in ein krampfhaftes Weinen verfiel, dann hatte ich meine Qual und Pein dem Herrgott als Gebet aufgeopfert. Auch so kann man beten, denn wo schmerzhaftes Verlangen und Liebe sich umarmen, dort folgen darauf göttlicher Friede und Freudentränen.

Jedwedes Gebet ist eine Großmacht und redet in den Plan der göttlichen Vorsehung hinein und hat ein Gewicht in der Geschichte der Nationen und Völker. Warum sollte es denn nicht hineinreden, auch wenn es sich nur um ein Kindergebet handelt? „... so nimmt sich der Geist unserer Schwachheit an, weil wir nicht wissen, wie wir um das richtig beten sollen, was wir erbitten. Da tritt der Geist selbst für uns ein mit wortlosen Seufzern“ (Röm 8,26).

Wegen des vielen Kränkels lernte ich schwer lesen. Gelegentlich erhielt ich wegen des schlechten Lesens eine so saftige Ohrfeige, daß mir das Blut aus der Nase floß. Da begann auf einmal mein Selbstvertrauen zu wanken; ich fürchtete mich vor Schwierigkeiten, hatte meine Ruhe schnell verloren, auch meinen Mut, und fing immer wieder an, zu weinen. Ich hatte aber bald eingesehen, daß ich damit auf keinen grünen Zweig komme und habe mir deshalb fest vorgenommen: Es kann biegen oder brechen, aber ich werde mich in die Reihe der besten Schüler vorkämpfen. Schon damals hatte ich begriffen, von welcher entscheidender Bedeutung die Willenskraft ist; es hängt nur vom Willen ab, das zu tun, was wir wollen und nicht das zu tun, was wir nicht wollen.

Zu diesem Zwecke lernte ich einen kleinen Vers auswendig und sagte ihn ständig vor mir her; damit habe ich mich stets angespornt:

„Herz, Verstand und starker Wille  
Siegt über alle Hindernisse.“

Schon zu Beginn des Schuljahres konnte ich sehen, wozu die Dummheit fähig ist. Erst damals begann man, die Schulpflicht ernst zu nehmen; bis dorthin legte man kein großes Gewicht darauf, und wenn jemand bis zu dieser Zeit die Schule nicht besuchte, ging man einfach über ihn hinweg, es

wurde in das Klassenbuch eingetragen, daß er ausgetreten sei, und damit war die Sache erledigt.

Goethe sagt in einem netten Verslein:

„Man könnte erzogene Kinder gebären,  
Wenn die Eltern erzogener wären.“

Weil dem nicht so ist, haben meistens die Kinder einen hohen Preis für die Ungezogenheit ihrer Eltern zu zahlen. Es ist auch ein heilsamer Gedanke, den Menschen nicht nur das Schlechte abzugewöhnen, sondern sie auch an das Gute zu gewöhnen. Wieviel Unbill und Ungemach könnte man auf diese Weise aus dem Leben der heranwachsenden Kinder und später aus dem Leben der Erwachsenen bannen!

In der Heiligen Schrift heißt es im Zusammenhang mit der Erziehung:

„Rute und Rüge verleihen Weisheit;  
Aber ein zuchtloser Knabe ist für seine Mutter eine Schändlichkeit“  
(Buch der Sprüche 29,15).

Dieses Zitat aus der Heiligen Schrift wurde in unseren Schulen von den Erziehern ein bißchen zu streng gehandhabt, und wenn die Religionsstunde die nächste Stunde war, dann verlangten die Buben der Reihe nach auf die Toilette; aber von dort flohen sie nach Hause: Tasche, Bücher, Mütze und alles in der Bank hinterlassend! Wenn dann der Kaplan, der die Religionsstunde zu halten hatte, erschienen war, saßen hier und dort nur mehr einige Kinder in den Bänken. Ich bin nie geflüchtet, obschon auch ich vor ihm Angst hatte. Der Kaplan war sonst ein guter und eifriger Seelsorger, aber mit den Kindern wußte er nicht umzugehen.

Zu unseren Zeiten war es üblich, in der Klasse einen „Aufpasser“ aufzustellen, der die Unruhestifter an die Tafel zu schreiben hatte. Diese Aufgabe wurde von unserer Lehrerin mir aufgelastet. Aber ich befand mich in einer mißlicheren Lage als die Ruhestörer selbst, denn ich wollte niemanden an die Tafel schreiben, damit ihnen nichts passiert. Ich war ja so klein, daß ich kaum aus den Bänken heraussehen konnte, und wenn ich die Lärmschläger dennoch kontrollieren wollte, dann mußte ich hin- und hergehen, um alle zu sehen. Einmal war der Lärm groß, und die Vinzenterin Leontine trat ein. Ich hatte sie nicht bemerkt, als sie in das Klassenzimmer kam, aber sie erblickte zwischen den Bänken einen hin- und herwedelnden Kopf; daraufhin schlich sie auf den Zehenspitzen hinter meinem Rücken an mich heran, packte mich am Kragen und versetzte mir mit ihrem Regenschirm einige Schläge. Sie dachte nämlich, ich spazierte nur darum zwischen den Bänken, um Unruhe zu stiften. So wurde statt der Ruhestörer der Auf-



passer verhauen. Aber ich habe das nicht übel genommen. — Die ersten Schläge in der Schule habe ich von einer Nonne bekommen. Als sie mich puffte, dachte sie wahrscheinlich nicht daran, daß, während sie auf sichtbarem Weg dem lieben Gott nachfolgte, ich meine geheimen Wege ging.

Mittlerweile forderte die Front ununterbrochen ihre Opfer aus den Reihen der Lebenden. Die Toten ruhten meist an unbekanntem Orten unter namenlosen Grabhügeln. Von den Lebenden wurden immer mehr zum Militär einberufen. Die Kasernen waren bereits überfüllt, und so mußte man einen Teil der Soldaten in den Schulen unterbringen. Auch in der Josefsstädter Schule wurden Soldaten untergebracht, und deshalb mußten wir die ungarische Schule in der Innenstadt besuchen. Wir gingen nur nachmittags in die Schule. Vormittags waren die Kinder aus der ungarischen Stadt dort.

Gelegentlich war die Lehrerin sehr zornig wegen irgendeiner Sache und bestrafte sogar den kleinsten Lesefehler mit Arrest. Auch ich machte Lesefehler und wurde also ebenfalls arretiert. Statt „Golyo“ (spr. „Gojo“) hatte ich „Golo“ gelesen. Erst um fünf Uhr ließ sie mich nach Hause, obschon der Unterricht bereits um vier Uhr zu Ende war. Ich habe mich beeilt, nach Hause zu kommen, aber der Weg war glitschig, und außerdem konnte ich wegen der Schmerzen an meinen Füßen schwer vorwärtskommen. Die übrigen Buben kamen mir deshalb zuvor und verrieten, daß ich eingesperrt worden sei. Wegen des Arrestes hatte ich mich sehr geschämt und zerbrach mir auf dem ganzen Weg den Kopf darüber, wie ich mich entschuldigen sollte, denn ich hatte Angst vor den Schlägen. Wir hatten nichts zu lachen, wenn wir unseren Eltern durch irgendeine Unordnung Schande machten. Außer der Schulstrafe wurden wir nämlich zu Hause noch mehr bestraft. Die doppelte Tracht Prügel wollte mir gar nicht behagen.

Während ich so nachsann, kam mir gerade zur rechten Zeit an unserer Straßenecke ein solch zottiger Hund entgegen, wie ich noch keinen gesehen hatte. Ich habe ihn ein bißchen bewundert, aber dann eilte ich schnurstracks nach Hause. Zu Hause sagte ich dann: „Ich habe den ‚Bodri-Hund‘ angeschaut und bin deshalb so spät nach Haus gekommen.“ Das stimmte auch, aber nur zum Teil; ich hatte nämlich nicht gesagt, wie lange ich in der Schule eingesperrt war. Durch eine solche Tüftelei wollte ich mich der unangenehmen Situation entziehen, obschon mein Gewissen sich dagegen aufbäumte. Meine Mutter sagte nichts, schielte mich aber an. Zuerst gab sie mir ein Nachtmahl, aber danach erteilte sie mir eine gründliche Lektion über das Lügen. Dieses Geschimpfe tat mir riesig weh. Zum Schluß habe ich meine Mutter darum gebeten, sie möge mich doch lieber verhauen, aber das Schelten lassen. Aber meine Mutter hat mich nicht geschlagen,

sondern sie begnügte sich damit, daß ich ihr versprach: „Ich werde nie mehr lügen!“

Danach habe ich mich auch gehalten, obschon ich nur allzuoft die Wahrheit jenes Sprichwortes zu spüren bekam, das heißt: „Sage die Wahrheit, und man wird dir den Schädel einschlagen!“ Schon damals fühlte ich, daß die Ehrlichkeit ein zartes und feinfühliges Gewissen zur Seite haben muß.

Langsam nahte der Herbst. Auch die letzten Blätter waren bereits von den Bäumen gefallen, und hier und da lag auch schon Reif auf den Wiesen, als ich an einem Nachmittag von der Schule nach Hause ging. Ich ging ruhig meines Weges, dachte über nichts nach, aber blickte bald links, bald rechts. Auf unserer Straße war niemand zu sehen, zumindest dort, wo ich ging. Als ich an die Ecke der Straße kam, stand plötzlich der geheimnisvolle Fremde vor mir. Wiederum hatte er ein graues Kleid an und einen Hut auf dem Kopf. Er hielt mich an, unterhielt sich mit mir, spornte mich zum Lernen an und legte mir ans Herz, gut zu sein. Dann strich er mir übers Gesicht, hob mich empor, umarmte und küßte mich. Sein Kuß wirkte so belebend wie ein schwacher elektrischer Strom auf den menschlichen Körper: Er erfüllte mich mit Wärme, und diese hatte eine solche Wirkung in mir, als ob sie jeden seelischen Schmutz hätte herausbrennen wollen. Dann stellte er mich auf den Boden und verschwand spurlos. Zu Hause erzählte ich unsere Begegnung, worauf meine Angehörigen ihre Bemerkungen mit folgendem Satz schlossen: „Was könnte wohl jener Fremde mit diesem Kind vorhaben?“

Meine Mutter gewöhnte mich in interessanter Weise an die Gewissenhaftigkeit. Bei der Großaufräumerei an den Samstagen mußte ich von der Nähmaschine den Staub abwischen; aber die vielen Verschnörkelungen, die krummen und gekrümmten Bestandteile machten mir das Wischen riesig langweilig. Um so mehr Vergnügen bereitete mir das Treiben und Drehen der Räder; allerdings habe ich dabei mehr als einmal die Maschinennadeln kaputt gemacht. Da mir diese Arbeit nicht behagte, warf ich den Abwischfetzen hin, aber meine Mutter sah über eine solche Oberflächlichkeit nicht hinweg. Dann nahm sie mich vor und erklärte mir schön, wie man den Staub abwischt und ließ mich dann alleine. So tat ich es einmal, zweimal, ja; fünfmal, bis es klappte. Dadurch bereitete mir die zuerst oberflächlich verrichtete Arbeit später durch die gewissenhafte Ausführung immer mehr und mehr Freude. In meinem späteren Leben habe ich davon großen Nutzen gezogen. Von nun an war ich bestrebt, alles gewissenhaft und gerecht zu erledigen, denn was in den Augen der Welt die Ehrlichkeit, das ist bei Gott die Gewissenhaftigkeit. Denn eine wirkliche und echte Ehrlichkeit ist nichts anderes als das religiöse Gewissen, worauf der liebe Gott und die ganze Welt bei allen Anspruch erheben.

Die Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit sind eine so große Macht, daß die Menschen sie auch im Feinde schätzen. Wie sehr mag sie dann wohl der weise und gerechte Gott lieben?

Die Tage in der ersten Volksschulklasse vergingen, und inzwischen wurden auch die Erzieher ausgetauscht. Unser neuer Religionslehrer sah wie ein Heiliger aus, war sehr liebenswürdig und fast von fraulicher Zartheit, ein schöner junger Mann und deshalb von den Damen sehr umschwärmt. Er liebte die Kinder sehr, und wir bekamen von ihm viel Bonbons. Bei ihm ist kein Kind nach Hause entlaufen, sondern wir nahmen unsere Mützen schon von weitem ab, wenn wir ihm begegneten. An der linken Einbiegung des Palatin-Kanals, der unsere Straße kreuzte, bei den „Zwei Stauden“ an der Ecke, tummelten sich während des ganzen Sommers eine Unmenge von Schulkindern und schulentlassenen Bengeln, um völlig nackt zu baden; das taten sogar Burschen, aber ich durfte ohne Badehose nicht ins Wasser gehen. An diesem Ort wurde viel Unzucht getrieben. Wenn ich so etwas merkte, loh ich von der Stelle. Der Krieg brachte eine allgemeine Verrohung der Sitten mit sich.

Aus den Erfahrungen wissen wir: Was die Gesundheit für den Leib bedeutet, das bedeutet die sittliche Reinheit für die Seelen. Ohne sittliche Reinheit gibt es kein arbeitsames, ruhiges und glückliches Geistesleben. Gute Nahrung, reine Luft, reines Wasser, reine Kleidung und reine Wohnung sind nötig für die Gesundheit; zu einem gesunden geistigen Leben gehört aber auch die reine Sittlichkeit. Beides braucht ein Kind, wenn es vollkommen gesund sein soll. Aber wo war das im Krieg?

Während des Krieges wurden immer mehr und mehr Soldaten verwundet. Es gab nicht genug Verbandszeug in den Krankenhäusern, und deshalb hatte uns die Lehrerin aufgerufen, wir sollten aus alten Leinenstücken welches schneiden. Der Großteil der Kinder piff auf die Bitte der Lehrerin und ging lieber spielen, anstatt zu schneiden. Auch mir wäre das Spielen lieber gewesen, aber aus Mitleid zu den unglücklichen Verwundeten verzichtete ich mehrmals darauf, suchte alle Rest-Leinenstücke zusammen und machte daraus an den Nachmittagen Verbandszeug. Aber durch mein Tun wollte ich der Lehrerin beileibe nicht schmeicheln. Schmeichelei konnte ich nie ausstehen.

### Klatschende Ohrfeigen

Im Herbst 1916 ging ich in die 2. Klasse der Volksschule. Unser Lehrer war auch der Direktor der Gewerbe-Berufsschule. Dieser Lehrer war in jeder Hinsicht streng. Sein Unterricht steht bei mir teils in unangenehmer, teils in angenehmer Erinnerung. An einem mit Reif überzogenen Herbstmorgen kam ich früher in die Schule, weil unsere Uhr vorging. Als ich ankam, war noch niemand in der Schule. Ich saß alleine im Unterrichtszimmer, als die Dienstmagd unseres Lehrers mit einem Korb voll Gummibaumblättern und anderen Zierpflanzenblättern hereinkam und sie in den Ofen steckte. Der durch die Blätter entstandene Rauch qualmte durch die Risse des Ofens und füllte das ganze Lehrzimmer. Der dichte Rauch jagte der Dienstmagd einen Schrecken ein, so daß sie aus dem Unterrichtszimmer flüchte und draußen vor der Türe unserem Lehrer vorlog, ich sei in der Schule hin und her gesprungen und hätte den Ofen von oben umgestoßen; daraus sei in der Schule der dichte Rauch entstanden.

Das war freilich nicht wahr, denn der Ofen war so hoch, daß ich nicht einmal springend den Abzug hätte erreichen können; außerdem war die obere Platte des gußeisernen Ofens so schwer, daß sie ein Schulkind der zweiten Volksschulklasse unmöglich hätte umstoßen können. Die inzwischen angekommenen Kinder mußten wegen des starken Rauchs sehr husten und schlugen darob auch einen großen Lärm. Da der Rauch sich immer mehr ausbreitete, kam der Lehrer herein, rief mich von meinem Platz auf und stellte mich neben den Ofen. Daraufhin erschrakten die anderen Kinder sehr, blieben auf ihren Plätzen unbeweglich sitzen und waren mäuschenstill.

Der Lehrer geriet in große Wut. Er biß die Zähne zusammen und blickte mich mit starren Augen an, die nichts Gutes verrieten. Dann zeigte er auf den Ofen und brüllte mich an: „Warum hast du das gemacht?“ Er hat erst gar nicht gewartet, bis ich ihm eine Antwort geben konnte, sondern versetzte mir rechts eine solche klatschende Ohrfeige, daß ich zu Boden fiel. Zitternd erhob ich mich, aber im selben Moment – bums – erhielt ich von links eine andere schallende Ohrfeige, so daß ich wiederum am Boden lag. Mein Mund platzte, so daß langsam Blut heraussickerte. Ich wurde von einem Schwindel befallen, die Welt drehte sich um mich, und mein Kopf brummte und summte.

Obschon ich völlig unschuldig war, versuchte ich dennoch nicht, mich zu rechtfertigen, sondern biß auf die Lippen, blickte zum Kruzifix empor, das an der Wand hing, und dachte in meiner Seele: „Das will ich aus Liebe zu Dir ertragen, mein lieber Gott!“ Obschon die Ohrfeigen sehr schmerzten, weinte ich dennoch nicht. Die Spuren der Ohrfeigen waren auch noch in den nächsten Tagen an meinen Backen zu sehen. Ich gestehe, die unverdienten Schläge und meine aufgesprungenen Lippen taten mir sehr weh, aber dennoch freute ich mich, daß ich dem lieben Gott zuliebe wortlos leiden durfte.

Die Sache mit meiner Abohrfeigung wurde noch am selben Tag von der Frau unseres Lehrers geklärt, denn sie konnte durch das Schulfenster am Korridor alles beobachten. Sie hatte nämlich der Dienstmagd befohlen, den Korb voll abgeschnittener Zierblätter auf den Kehrstrichhaufen zu schmeißen. Aber das Mädchen war faul und steckte sie lieber in den Ofen. Die Frau des Lehrers hat auch bewiesen, daß ich die Ofenplatte nicht umgestoßen hatte. Die Folge aus der Klärung des ganzen Sachverhalts war, daß unser Lehrer mich zum Trost vom Rande der vierten Bank in die Mitte der ersten Bank versetzte.

Auch in der zweiten Klasse der Volksschule wurden die Buben und Mädchen gemeinsam unterrichtet. Im Herbst, bei der Weinlese, erfuhr ich, daß ein Mädchen, das mit mir in dieselbe Klasse ging, meine Cousine war.

Die Verwandten meines Vaters und meiner Mutter verkehrten nicht miteinander; deshalb wartete an einem Herbstvormittag mein Großvater neben der Schule auf der Straße auf mich, entschuldigte mich beim Lehrer und nahm mich mit zur Weinlese. Ich ging zwar nicht gerne, aber ich tat es doch, um dadurch die Spannung, die zwischen meinen Verwandten bestand, zu mildern. Dieser Zustand berührte mich immer schmerzlich. Bei der Weinlese habe ich mich wohl gefühlt, aber es behagte mir nicht, daß meine Mutter nicht eingeladen worden war.

Gegen Abend, als ein Großteil der Trauben schon gelesen war, schickte mich mein Großvater mit meiner Cousine zum Kutscher, der im Dorf Aitos („Aitosch“) wohnte, nicht weit entfernt von unserem Weinberg, damit er schon morgen kommen möge, die gelesenen Trauben heimzufahren. Von hier, aus diesem kleinen Dorf bei Gyula, stammt die Familie des berühmten deutschen Malers und Graphikers Albrecht Dürer, dessen Vater als Goldschmiedemeister 1455 nach Nürnberg in Bayern auswanderte.

Meine Cousine trug ein weißgetüpfeltes rotes Kleid. Wir gingen in der Mitte der Straße und sprachen miteinander. Dort war es am besten zu gehen. Nicht weit hinter uns trieb ein herrschaftlicher Deputat-Landarbeiter zwei große Stiere. Die Tiere trabten ruhig und gelassen einher, aber als

sie das rote Kleid meiner Cousine erblickten, wurden sie wild und fingen an, zu brüllen. Der Deputatsknecht versuchte, sie zu bändigen, aber die wütenden Stiere rannten ihm davon. Auch wir fingen an, zu laufen und zu schreien. Sie waren uns schon auf den Fersen, als ich in mir zu Gott flehte: „Mein Gott, hilf mir!“ Daraufhin rief eine innere Stimme plötzlich und deutlich: „Springt hinein zu einer Tür!“

Sofort riß ich die nächste Haustüre auf, und Anna sprang mit mir hinein; die Türe schlug ich sofort zu, damit die Stiere uns nicht nachstürmen konnten. Diese aber hatten uns wegen des Lattenzauns nicht bemerkt und rasten weiter. Und das war unser Glück, denn wie uns die Stiere zugerichtet hätten, — daran zu denken, wird es einem schlecht.

Seit der Weinlese durfte ich zu meinen Großeltern gehen, bis dorthin aber nicht. Meistens ging ich Sonntag nachmittags zu ihnen, und bei solcher Gelegenheit hatten sie mir immer etwas dargeboten. Aber dieses Darbieten war nach meiner Meinung affektiert. Alles geschah lieblos. . .

Meine Großmutter väterlicherseits liebte ich nicht. Ich habe sie wohl geehrt, aber ich hatte dennoch eine Abscheu vor ihr, und wenn mein Großvater nicht zu Hause war, dann machte auch ich mich schnell auf den Heimweg. Nach den Worten, die ich zu Hause hörte, grollte sie am meisten den Verwandten meiner Mutter, und es hätte sie nicht gereut, wenn ich gestorben wäre, denn dadurch wäre ihr gesamtes Vermögen ihrem Sohn aus erster Ehe zugefallen.

Einmal war mein Großvater nicht zu Hause, und nach meiner Ankunft ging sie hinaus in die Kammer, um Wein zu holen. Lange war sie draußen, und als sie wieder ins Zimmer trat, brachte sie in einer Halbliter-Flasche eine Flüssigkeit mit, die nach Wein roch, graufarben war, und worin aschenähnliche Fetzen schwammen. In freundlicher Weise hatte sie mir angeboten, aber sie trank nicht. Dieses zu große Anbieten und Darbieten fiel mir auf, denn sonst pflegte sie nicht so zu sein. Ich vermutete deshalb etwas Böses. Ich wehrte mich und wollte unter keinen Umständen von dem Wein trinken, aber sie nötigte mich immer wieder: „Trink nur, das ist ein guter Wein!“ Nach wiederholtem Drängen trank ich ein Gläschen. Es schauderte mich.

Nach dem Genuß des Weines drückte sie mir einen damals im Zahlungsverkehr gültigen österreichisch-ungarischen 10-Kronen-Schein in die Hand. Danach drängte sie wieder darauf, den in der Flasche befindlichen übrigen Wein ebenfalls auszutrinken, aber ich konnte nicht mehr, weil es mir inzwischen sehr schlecht geworden war. Daraufhin schickte sie mich nach Hause. Zu Hause legte man mich ins Bett. Einige Tage konnte ich die Schule nicht besuchen. Meine Großeltern aber beratschlagten zu Hause aufgebracht

darüber, ob mich meine andere Großmutter eventuell mit einem vergifteten Wein in die andere Welt habe befördern wollen.

Es ist interessant, meine Großmutter väterlicherseits starb am 9. Juni 1921 in jenem Weingarten, dessen Wein sie mich trinken ließ, und wovon ich erkrankte. Auch ihren aus erster Ehe stammenden Sohn fand man am 4. Juni 1951 zwischen den Rebstöcken tot auf. Beide starben dort plötzlich an Gehirnblutung.

Ich habe unter allen Umständen ein unerschütterliches Vertrauen in die göttliche Vorsehung. Ich weiß, der liebe Gott im Himmel ist mein Vater und paßt auf mich auf von dort. Mag meine gegenwärtige Lage noch so aussichtslos sein, ich denke immer daran: Morgen könnte mir wieder die Sonne aufleuchten. In meinen schwachen Momenten tröstet es mich: In Gott liegt meine Hilfe und meine Stärke; und in den Stunden meines Falles: Unser Vater, der im Himmel ist, wird an meiner Aufrichtung ebenso seine Freude haben wie an der Standhaftigkeit der Gerechten; denn ich konnte wegen meines Waisentums keine ordentliche elterliche Erziehung genießen; was außerdem andere Kinder im Familienmilieu durch sorgfältige und liebevolle Erziehung erhielten, das mußte ich von anderen stibitzen und unter schwierigen Verhältnissen erlernen.

Wie die übrigen Menschen, so bin auch ich in die große Maschinerie der Welt hineingestellt; und diese Welt entwickelt sich durch den Kampf blinder Kräfte. Über uns aber wacht die göttliche Vorsehung, die uns zwar mit Fehlern nicht verschont, aber auch nicht mit Mängeln und Leiden. Und in der Heiligen Schrift heißt es sogar:

„... was für die Welt als töricht gilt, das hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; und was in den Augen der Welt als schwach erscheint, hat Gott erwählt, um die Starken zuschanden zu machen; und was der Welt als alltäglich und verächtlich gilt, ja, was ihr gar nichts gilt, hat Gott erwählt, um diejenigen, die als etwas erscheinen, zunichte zu machen. So kann sich kein Sterblicher vor Gott rühmen“ (1 Kor 1,27–29).

Zur Zeit des Frühlings erläuterte unser Religionslehrer in einer Religionsstunde sehr schön den Namen „Maria“, der Jungfrau-Mutter. In unserer Klasse saßen links die Mädchen und unter ihnen auch die Tochter eines Gyulaer Seilermeisters mit Namen Maria. Dieses Mädchen war sehr schlecht, und bezüglich ihres sittlichen Verhaltens hatte schon damals jedermann nur mit Abscheu über sie gesprochen. Als ich von der Schule nach Hause ging, dachte ich unterwegs darüber nach, wie man einem solchen schlechten Mädchen nur den Namen Maria geben konnte. Diese Seilermeister-Familie wohnte in der Dobaygasse im Hause eines Konditors. Mein Weg nach Hause führte da vorbei, und als ich zu diesem Haus kam,

sagte mir ein unsichtbarer Irgendwer, indem er sich an mich heranschmiegte: „Du, alle Marias, sogar die Jungfrau Maria, sind so schlecht!“

Damit verschwand er, aber er hinterließ einen solchen Gestank, daß ich einen Schwindelanfall bekam und taumelnd an die Wand fiel. Dann spuckte ich gewaltig und sagte: „Du lügst, du Lümmel!“

Diesen Vorfall halte ich entschieden für ein arglistiges Manöver des Bösen Geistes. Wahrscheinlich schmerzte es ihn, daß ich den lieben Gott so innig liebe, und daß ich der Jungfrau-Mutter mit solch kindlicher Anhänglichkeit zugetan bin. Über den besagten Fall braucht man sich nicht zu wundern, denn eine Seele, die Gott wirklich liebt, nimmt die übernatürlichen Einwirkungen ebenso auf wie der Körper die natürlichen.

Im Sommer gab es auch bei uns viel zu tun, und deshalb waren am 16. Juli 1916 meine Mutter und meine Großmutter draußen im Weingarten bei der Arbeit. Der jüngste Bruder meiner Mutter, Josef und ich waren zu Hause. Zu dieser Zeit waren von unserer Familie schon zwei an der Front: mein Stiefvater und mein Onkel Stefan. Später kam auch noch mein Onkel Michael dazu. Außer ihnen waren noch mehrere von unseren Verwandten an der Front. Von unseren Angehörigen bekamen wir oft Briefe. Wir warteten eben drei Häuser von uns entfernt auf den Briefträger. Es wurde gerade von einem Bauernwagen Scheitholz abgeladen. Dem schauten wir zu. Inzwischen kam der Briefträger. Er brachte fünf Feldpostkarten, und auf einer jeden stand geschrieben, daß mein Stiefvater am 8. Juli 1916 in Italien für das Vaterland den Heldentod gestorben sei.

Der Inhalt der Feldpostkarten streckte mich fast zu Boden, denn mir kam die innere Stimme in den Sinn, die ich 1914 beim Einrücken zum Militär gehört hatte; ich hatte damals meiner Mutter davon erzählt, aber meine Großmutter hatte mich deswegen gehörig verdroschen.

Gegen Mittag kamen unsere Hausleute und meine Mutter vom Weingarten zurück. Ich bin nicht imstande, den großen Schmerz meiner Mutter und jene herzzerreißende Szene zu beschreiben die die Todesnachricht meines Stiefvater hervorgerufen hat. So wurde meine Mutter im Alter von 27 Jahren zum zweitenmal Witwe und ich 8jährig zum zweitenmal Waise, Kriegswaise.

Ich hatte zwar meinen guten Stiefvater verloren, aber sein Heldenbeispiel blieb. Dieses steht stets vor meinen Augen, denn ein Heldenbeispiel gleicht dem Abend- und Morgenstern: Gar viele schauen zu ihm auf, so auch ich.

Von nun an wurde unser Leben schwerer, aber die Wahrheit – „Auch der Kämpfer findet auf seinem Weg immer wieder knospende Blumen, die ihm Freude bereiten“ – flößte mir Mut ein.

Welch große Freude war es doch für die Familie, als ich zu Hause sagen konnte: „Jetzt gehe ich zum Bahnhof, denn heute kommt mit dem Zug Onkel Stefan von der russischen Front auf Urlaub an.“ Meine Leute machten große Augen, denn wir hatten von ihm keinerlei Nachricht erhalten, daß er nach Hause komme. Ja, er selbst wußte es nicht. Plötzlich und unerwartet kam sein Urlaub, aber ich hatte ihn vorausgesehen. Selbstverständlich hat man mir angedroht, daß sie mich verschlen werden, wenn er nicht nach Hause käme; aber ich ging ruhig hinaus auf den Bahnhof und zwischen den heranrasenden Zügen hielt auf einmal auch jener, der den Onkel brachte. Als mein Onkel aus dem Zug stieg und mich dort warten sah, machte er große Augen. Andere kamen ihm nicht entgegen, weil sie meinen Worten keinen Glauben schenkten, aber um so frohgemuter marschierten wir zwei voran. Ich mußte zweimal ausholen, um mit meinem Onkel Schritt zu halten. Als wir dann zu Hause ankamen, habe auch ich von den Freudenküssen, die einem Soldaten gebühren, einige abbekommen; das Verschlen war vergessen, und um so mehr war man bestrebt, ein gutes Mittagessen zu bereiten.

Die Soldaten an der Front machten der Familie immer einen großen Kummer. Doch nagende Sorge bereiteten jene, die an der Front fielen, denn durch ihren Tod wurde das Leben der Hinterbliebenen völlig aus den Angeln gehoben. In solchen Familien zog ein Übel das andere nach sich. So war es auch in unserer Familie.

Der Tod meines Stiefvaters verbreitete sich rasch in unserer Stadt. Als das einige vermögensgierige Mitglieder der Familie meines Stiefvaters hörten, stellten sie sofort Anspruch auf einen Teil jenes Weingartens, den mein Stiefvater uns hinterlassen hatte. Die auf ihren Vorteil bedachten Verwandten brachten die Sache vors Gericht, aber sie wurden dort abgewiesen. Daraufhin entstand eine solche Stinkwut bei den Prozessierenden, daß einem davon schon die Hälfte gereicht hätte. Aber bei der Nachlaßverhandlung wurde endgültig so entschieden, daß meine Mutter einen Viertelwert des Weingartens den Anspruchshabenden gleich auf der Stelle auszahlen sollte. Das war jedoch unmöglich, denn meine Mutter hatte nicht soviel Bargeld. Woher hätte auch eine Kriegswitwe soviel erspartes Geld nehmen sollen? Aber sehr treffend heißt es in einem deutschen Sprichwort: „Gott verläßt die Seinen nicht“. Das bewahrheitete sich auch jetzt, denn die Tante meiner Mutter half uns aus, indem sie uns das Geld borgte.

Die Rückzahlung dieses zinslosen Darlehens war zwar nicht dringend, aber meine Mutter hatte es nicht gern, wenn sie etwas schuldig blieb. Aus diesem Grunde sah sie sich nach einem größeren Verdienst um. Und da kam, wie gerufen, das Angebot ihres Neffen, der Pfleger war in dem Kriegs-

lazarett des Roten Kreuzes, das in der Gyulaer Mädchenbürgerschule untergebracht war. Als solcher erhielt er von der militärischen Führung den Auftrag, für die frei gewordene Stelle der Oberwäscherin eine geeignete Frau zu suchen. Meine Mutter hat diese Stelle angenommen, denn sie hatte damit Aussicht auf einen ständigen Verdienst. Außer ihr wurden noch sechs Frauen aus der Josefsstadt als Wäscherinnen aufgenommen. Die Arbeit war groß und schwer, aber dennoch wurde sie von ihnen gewissenhaft verrichtet. Oft haben sie halbe Nächte, ja ganze Nächte hindurch gearbeitet in dem dichten Dunst. — Sie hatten bereits von Ende Juli 1916 bis spät in den Herbst hinein gearbeitet, als meine Mutter sich in den ungeheizten Räumen sehr erkältete. An den Händen und Füßen hatte sie sich eine schwere Gelenkentzündung und ein schweres Gliederreißen zugezogen. Man versuchte, sie zu heilen, aber nichts wollte helfen. Das Geld wurde weniger, aber die Krankheit blieb, ja sie wurde immer schlimmer.

Solange meine Mutter in das Rotenkreuz-Spital waschen ging, kam sie wegen der vielen Arbeit oft spät nachts nach Hause. Bei solchen späten Heimwegen wurde sie immer von einem unbekanntem, großen und zottigen Hund begleitet, und zwar bis zu unserem Haus. Der Hund tauchte immer plötzlich auf, aber vor dem Haus meiner Großeltern ist er ebenso spurlos verschwunden. Meine Mutter hatte eine große Angst vor ihm, obwohl er sie nicht ein einziges Mal angriff. Zu Hause hatte sie sich deswegen immer wieder beklagt, aber man nahm die Sache nicht ernst, sondern hielt sie für die Einbildung einer Frau.

Schließlich wurde man der wiederholten Klagen überdrüssig, und zwei Männer aus der Nachbarschaft erklärten sich bereit, die Hundsfrage zu lösen und meine Mutter zu beruhigen. Gesagt, getan. Am nächsten späten Abend gingen sie meiner Mutter entgegen, um sie nach Hause zu begleiten. Auf halbem Wege trafen sie meine Mutter; bald darauf erschien auch der Hund. Er hat den beiden Männern nicht nur gehörig Angst eingejagt, sondern sie sogar in die Flucht geschlagen. Auch heute noch schwebt vor meinen Augen die Szene, als die beiden Männer mit verstörtem Gesicht und keuchend in unsere Küche stürzten und auf den Hund schimpften. Zu weiteren Heimbegleitungen meiner Mutter haben sie sich nicht mehr bereit erklärt.

Aber meine Mutter wollte den Hund ausspielen und kam deshalb auf anderen Wegen nach Hause. Aber von wo auch immer sie kam, der Hund folgte ihrer Spur. Schließlich hatte mein Großvater das Problem gelöst. Er riet meiner Mutter, dem Hund, wenn er sie demnächst wieder begleiten werde, ein mit Stecknadeln bespicktes Fleischstück entgegenzuwerfen; davon würde dieser verrecken. Meine Mutter befolgte den Rat und warf das mit Stecknadeln bespickte Fleischstück dem Hunde hin. Dieser hat es



auch geschluckt, aber er kreperte nicht davon, denn am nächsten Tag begleitete er wieder meine Mutter.

Als er wieder erschien, warf sie ihm ein mit Weihwasser besprengtes Brotstück hin, und der Hund hat sich nicht mehr gezeigt.

In unserer Straße wohnten nicht nur mein Großvater, sondern auch seine Schwester und sein älterer Bruder. Die Verwandten und andere Bekannte pflegten allabendlich bald bei dem einen, bald bei dem anderen zusammenzukommen, um sich zu amüsieren.

An einem Abend waren wir bei der Schwester meines Großvaters. Die Verwandtschaft war in schöner Zahl zusammengekommen. Die einen spielten Karten, die anderen musizierten mit dem Grammophon oder spielten auf der Zither. Wir Kinder aber trieben ein fröhliches Spiel. In dieser gehobenen Stimmung bekam meine Mutter Zahnweh. Ihre Zahnschmerzen wurden immer heftiger. Darum ging sie zum Arzt, damit er ihr den schmerzhaften Zahn herausziehe. Zwei Männer aus der Verwandtschaft gingen mit ihr. Aber unterwegs wurden meine Mutter und ihre Begleiter von der anderen Seite von irgend jemand zweimal beschossen. Die Kugeln verfehlten zum Glück ihr Ziel. Nun gingen sie freilich nicht mehr zum Arzt, sondern liefen zurück, währenddessen das Zahnweh meiner Mutter verging.

Die Kinder sehen den großen Ereignissen immer aufgeregt entgegen. — Auch wir hatten schon ein heißes Verlangen nach der ersten heiligen Beichte. In jener Zeit wurden die Kinder erst in der dritten Volksschulklasse zu den Sakramenten zugelassen, aber einige von uns wurden schon in der zweiten Klasse darauf vorbereitet. Diese Nachricht hatte ich zu Hause glückstrahlend erzählt. Der Vorbereitungsunterricht wurde von einem Kaplan erteilt. Während der Vorbereitungszeit ging in meiner Seele eine große Änderung vor sich. All mein Streben richtete sich danach aus, die Sünden zu meiden, und meine ganze Sehnsucht bestand darin, den lieben Gott wirklich zu lieben.

Ich habe mich sehr ernst auf die erste heilige Beichte vorbereitet, denn in der Tiefe meiner Seele spürte ich, daß der Beichtstuhl einst mein Erzieher sein wird, wenn ich alleine sein werde. Den Anfang wollte ich nicht verfehlen, denn nur auf einer guten Grundlage kann man weiter aufbauen. Eine oberflächlich verrichtete heilige Beichte ist nichts wert, denn wenn ich so beichten würde, würde ich den Teufel nicht hinrichten, sondern höchstens betäuben. Danach würde er schnell zu sich und zu neuen Kräften kommen. Eine Sünde zu begehen, ist wohl eine Schande, aber sie ehrlich zu bekennen, macht innerlich frei. Wo auf dieser Welt gibt es jemanden, der von sich sagen könnte, er habe keine Sünden?

### Geläuterte Seele

Mit der Vorbereitung auf die erste heilige Beichte waren wir nun fertig; danach erforschten wir unser Gewissen in der Schule. Am 16. Mai 1917 haben wir in der Josefsstädter Kirche gebeichtet. Nach der heiligen Beichte war ich unaussprechlich glücklich. Der Friede meiner Seele glich einem ruhigen und klaren See im Schatten eines tiefen Waldes, der vom brausenden Wind nicht bewegt wird, sondern nur von Zeit zu Zeit von winzigen Lüftchen in Unruhe versetzt wird; diese lauen Lüftchen spürt man zeitweise wehen, bis sie später wieder vergehen. Meine innere Unruhe war nichts anderes als eine Turteltaube, die ich vor der ersten heiligen Beichte gefangen hatte. Unsere Nachbarn hatten einige davon, und auch ich hätte gerne wenigstens eine gehabt, aber meine Mutter gab mir kein Geld dazu. Eine günstige Gelegenheit verhalf mir jedoch zur Erfüllung meines Wunsches.

Wir spielten gerade auf der Straße, als eine im Freien lebende Turteltaube auf das Tor eines Hauses flog. Ich habe sie sofort aufs Korn genommen mit einem kleinen Kieselstein und traf sie am Kopf. Vom Schlag wurde sie schwindlig. Schnell kletterte ich aufs Tor hinauf und ergriff sie. Ich trug sie nach Hause, sperrte sie in einen Vogelbauer und umsorgte sie mit Angst und Bangen. Andere durften nicht einmal in ihre Nähe kommen. Ich selbst quälte den Vogel zwar nicht, aber mich quälte das Bewußtsein, daß ich diesem unschuldigen Tier die Freiheit geraubt hatte. Darum wollte ich die Taube mehrmals freilassen, doch in letzter Minute konnte ich mich von ihr nicht trennen und versuchte mein Gewissen damit zu beruhigen, daß ich mir sagte: „Ich werde sie sorgsam hegen und pflegen.“

Nach der ersten heiligen Beichte kam auch der große Tag, wo ich dem Herrn begegnete. Es war ein Sonntag, an dem die Sonne strahlte. Früh stand ich auf und war mit dem Anziehen schnell fertig. Wegen der Krankheit meiner Mutter bekam ich keinen neuen Anzug. Wir brauchten unser Geld für Heilmittel. Das hat mir nicht wehgetan, denn mein Feiertagsanzug war noch schön und gut. Bevor ich wegging, steckte mir meine Mutter noch einige Sträußchen Maiglöckchen an meinen Rockteil über dem Herz und sagte: „Diese schneeweiße Farbe der Maiglöckchen und die Erinnerung daran sollen für dich immer eine Mahnung sein, deine Seele rein zu erhalten“. Danach küßte sie mich lieblich und ließ mich gehen.

Meiner armen Mutter taten die Füße schon so weh, daß sie nicht in die Kirche kommen konnte, obwohl sie gerne mitgegangen wäre. So mußte ich bei der ersten heiligen Kommunion alleine vor den Herrn treten. Wer wußte wohl, was das zu symbolisieren hatte? Doch wohl das, daß ich mich während meines ganzen Lebens nur an den lieben Gott klammern sollte? Daß ich mich nur auf die göttliche Vorsehung und niemand anderen verlassen sollte? Ich glaube, ja! Der Herr will, daß ich ausdrücklich nur Ihm gehöre und niemals einem anderen!

Während ich so meine Gedanken spann und meine Füße rasch hob und in die Schule eilte, erreichte ich den Anfang unserer Straße. Da kam mir wieder die gefangene Turteltaube in den Sinn. Ihre Gefangenschaft stimmte mich sehr betrübt. Nun überwand ich mich und wollte zurückgehen, um sie sofort freizulassen. Ich hatte also den guten Willen, aber ich konnte ihn nicht verwirklichen, denn die Turmuhr zeigte schon dreiviertel acht Uhr, und so konnte ich trotz besten Willens nicht mehr zurückkehren, weil wir pünktlich um acht Uhr in der Schule sein mußten. Mein Gewissen drückte mich sehr, weil ich diesem unschuldigen Vogel die Freiheit nicht wiedergegeben hatte.

Alle anderen bat ich um Verzeihung, denn ich hatte das Verlangen, in Ruhe zum Tische des Herrn gehen zu können. So rang ich mit mir selbst, und das Ende war, daß ich weiterging, denn ich wollte nicht zu spät zur Schule kommen. In meinem Innern bat ich allerdings den Allmächtigen, Er möge doch im Interesse der Freiheit der Turteltaube etwas unternehmen. So war ich beruhigt. Pünktlich um acht Uhr marschierten wir zur innenstädtischen Pfarrkirche los. Wir waren viele Erstkommunikanten.

Die Kirche war mit Blumen prächtig geschmückt. Der Altar war mit schneeweißen Linnentüchern bedeckt. Alle Kerzen brannten, und alle Glühbirnen leuchteten. Vom Kirchturm wehte die päpstliche und die ungarische Fahne.

Fünf Priester und zehn Ministranten waren in schöne Kirchengewänder gekleidet.

Die ganze Kirche war bis zum Bersten gefüllt mit Volk.

Die schneeweiß gekleideten kleinen Mädchen, mit einem Kränzlein auf dem Haupt, wurden vor der Kommunionbank, wir Buben dagegen zwischen den Bänken aufgestellt. Nach unserem Eintritt in die Kirche brauste mächtig die Orgel auf, und die bemalten Fensterscheiben erbebten geradezu; der alte Kantor ließ seine beste Stimme erschallen. Mit seinem gewaltigen Organ konnte er wunderbar singen und dazu auch fein Orgel spielen.

Alles war so schön, daß mir das Herz höher schlug. Mir kam alles so vor, als ob wir gar nicht auf der Erde, sondern irgendwo im Himmel gewesen wären. Ich wurde von einem großen Verlangen nach dem Erlöser ergriffen.

Und als der große Augenblick gekommen war, und der Leib Christi auf meiner Zunge lag, schwelgte ich in einem solchen Glück, daß mir vor Freude die Tränen kamen. Aber ich schäme mich dieser Tränen nicht, denn ich weiß, daß Tränen nicht das Zeichen eines verdorbenen Herzens sind. Während dieser heiligen Minuten bat ich unter vielen anderen Bitten besonders darum den Herrn Jesus: Er möge es nicht zulassen, daß ich mich jemals von Ihm trenne. Und sollte das dennoch irgendwann geschehen, dann möge Er mich wie den verlorenen Sohn in das Vaterhaus zurückführen. Aber ich habe Ihn nicht nur gebeten, sondern Ihm auch gedankt, denn ich hatte allen Grund dazu.

Nach der heiligen Messe ging ich nach Hause und erzählte meiner Mutter meine Erlebnisse. Das erste, was ich dann tun wollte, war, die Turteltaube freizulassen. Aber sie war nirgends zu finden. Sie war fort. Wie sie verschwand, weiß niemand. Die zu Hause Gebliebenen hatten sie nicht herausgelassen. Unsere Katze konnte ihr nichts antun, denn der Vogelbauer hing so hoch an der Wand, daß sie dorthin nicht hinaufklettern konnte. Die Turteltaube konnte unmöglich aus dem Vogelbauer herausfliegen, denn er war aus dichtem und starkem Draht angefertigt. Aber noch mehr: Vorsichtshalber hatte ich die Tür des Vogelbauers immer gegen die Wand gedreht. Das war auch jetzt noch der Fall. Die Tür war verschlossen, und in dem Vogelbauer waren keine Blutspuren zu entdecken. So hing er leer an der Wand, an seinem alten Platz. Wie die Turteltaube verschwunden ist, das weiß nur der liebe Gott. Die Seele eines unschuldigen Kindes dringt über die Sterne und tritt lächelnd über die Schwelle des Himmels. Dort ist seine Heimat. Die Geheimnisse Gottes kann man mit Tränen oder mit dem Verstand eines Genies nicht erforschen, dazu braucht man eine reine, kindliche Seele. Wo die menschliche Bosheit steckenbleibt und beb't, dort kann ein unschuldiges kindliches Herz von großer Wirkung sein.

Die von Christus durchdrungene und von Ihm erfüllte Seele ist zu großen Dingen fähig. So war es mir möglich, daß ich von Ungarn, von der Stadt Gyula, im einfachen und kleinen Haus meines Großvaters, zwei große Ereignisse mitansehen und das dritte auch miterleben konnte, obschon sie sich einige tausend Kilometer von uns zugetragen haben. Es waren dies folgende Geschehnisse:

1. Am 13. Mai 1917 erteilte Maria Alexandrowna in Rußland, in einer Moskauer Kirche, zweihundert Kindern, die in den Bänken saßen, Religionsunterricht. Plötzlich drängen Reiter in die Kirche ein, wühlten den Altar durcheinander, vernichteten die kirchlichen Einrichtungsgegenstände, Paramente, Statuen, und trieben die Kinder auseinander, ja, einige von ihnen haben sie sogar getötet. Das war der erste Aus-



bruch des religionsfeindlichen Hasses, der die kommunistische Revolution verkündete. Die Katechetin stürzte schreiend aus der Kirche und beklagte sich bei einem der Revolutionäre, die vor der Kirche standen. Es war der Revolutionär Lenin, der ihr zur Antwort gab: „Ich weiß, ich habe sie geschickt.“

Der Mongolide Lenin war der erste Wegbereiter des Antichrists. An jenem Tag begann Lenin, einer der größten Figuranten vor den Letzten Zeiten, seine öffentliche kirchenfeindliche Tätigkeit, womit er die Grundlage für das Wirken des Antichrists schuf.

2. Am 13. Mai 1917 wurde in Italien, in der vaticanischen „Sixtinischen Kapelle in Rom, der Beamte des Heiligen Stuhls, Dr. Eugen Pacelli, von Papst Benedikt XV. zum Bischof geweiht. Der an jenem Tag zum Bischof ernannte Dr. Eugen Pacelli war von den sieben Päpsten, die bis zum Ende der Welt noch regieren werden, der erste.

Er war der „Engelgleiche Hirte“ (pastor angelicus), der zu Beginn der Letzten Zeiten die Kirche Jesu Christi triumphierend am Anfang der Verwüstungen des Antichrists geleitet hat.

3. Am 13. Mai 1917 ist die Jungfrau-Mutter in Fatima (Portugal) zum erstenmal erschienen und begann, ihre erste Botschaft mitzuteilen. Es folgten noch fünf andere Erscheinungen. An all diesen Erscheinungen habe ich teilgenommen und werde sie darum in einem besonderen Kapitel erzählen. Aber wie das möglich war, weiß nur der Herrgott.

Über die Dinge, die ich mitangesehen und miterlebt hatte, schwieg ich wie ein Grab. Erhebend, aber zugleich auch schrecklich, war das, was ich gesehen hatte. Danach beschäftigte mich der Gedanke, wie es möglich war, daß ich, ein armes Waisenkind, solche Dinge sehen konnte? Es steht allerdings heute für mich fest, daß all das seinen bestimmten Zweck hatte. Ich fragte mich damals: „Was will denn eigentlich der unendlich mächtige und allvermögende Herr damit?“ – Wollte er etwa die Marksteine eines Weges nacheinander festsetzen, die zu einem entfernten Ziel führen sollten? Oder sollten es nur Erinnerungspunkte sein, die in die Zukunft wiesen?

Nach der ersten heiligen Beichte trat in meinem Seelenleben eine große Veränderung ein. Ich kann ruhig sagen: Ich war nie schlecht, aber ich war lebhaft und ebenso ausgelassen wie die anderen Kinder. Seit meiner ersten heiligen Beichte und Kommunion ging ich wöchentlich zu den Sakramenten. Niemand hat mich geschickt, ich ging von selbst: Meine Seele verlangte danach, daß ich stets rein blieb. Aber das war oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, besonders in den Wintermonaten, weil meine Wunden wieder frisch wurden und sehr schmerzten. Zu Hause hat man meistens noch geschlafen, als ich im Morgengrauen in die Kirche ging.

Wegen der an meinem Körper entstandenen Wunden konnte ich meinen Arm oder meinen Fuß oft nicht biegen. Deswegen wurde ich von einigen bösen Buben verspottet. Josef, der jüngere Bruder meiner Mutter, nannte mich nachgerade einen „Räudigen“. Mehrmals bekam ich von ihnen Fußtritte oder Ohrfeigen ohne jeden Grund, so daß ich vor Schmerzen aufschrie. Und ich habe all das Gott zuliebe ertragen, obschon ich mehr als einmal noch besser hätte zurückschlagen können, da ich fast immer stärker war als alle meine Belästiger, jedoch die Stimme meiner Seele war stärker als die Qualen meines Körpers. – Die Stimme der Seele versteht nicht jeder, und darum ist jener glücklicher, der sie begreifen kann. Gott nämlich spricht durch die Seele mit jedem, mit dem Er will.

Ich weiß, daß die Gnade Gottes immer mehr in meine Nähe rückt, wenn man mich demütigt, und wenn ich fähig bin, all das aus Liebe zu Gott still und mit Freude zu ertragen; das ist ein sicheres Zeichen dafür. Wenn man sich demütigt, so ist das kein stumpfsinniges Ducken, sondern die Zählung der gesunden Lebenskraft aus Liebe zu Gott. Im geistigen Sinn wartet auf uns dort ein Gewinn, wo wir verschmäht und verachtet werden. Ich halte mich zwar für schwach und gebrechlich, dennoch wage ich zu behaupten: Klagen kann jeder, aber wortlos leiden können nur die Helden. Wer leidet, muß nach oben schauen und nicht nach unten! Die Erde gewährt uns keine Ruhe, sondern nur Qual. Der bläuliche Höhenraum und der gestirnte Himmel dagegen ziehen unsere Seelen zum Schöpfer hin und erfüllen unsere gequälten Herzen mit Frieden.

Die gepeinigten Herzen haben mehr Verständnis für die Leiden der anderen. So besuchte ich seit meinem Kindesalter an jedem Karfreitag das heilige Grab und dachte dort oft lange darüber nach, wieviel wohl der Heiland wegen der Bosheit der Menschen hat leiden müssen. Wegen meiner Anteilnahme am Erlöser spürte ich oft solch große Schmerzen, daß ich die Kirche deswegen verlassen mußte. Der leidende Heiland machte immer einen großen Eindruck auf mich und zog mich zu Sich. Im Leiden öffnen sich für die Seele herrliche Tiefen. Das sind die Quellen ihrer Kraft.

Den kreuztragenden Jesus sehen viele, aber den mit der Dornenkrone ums Herz nur wenige, obschon der Erlöser am Kreuz wegen der körperlichen Schmerzen nur einige Stunden litt, in seinem Herzen aber ständig leidet. Auf dieses leidende, im verborgenen Schmerzen ertragende Herz muß man schauen, wenn uns etwas wehtut, was die Welt nicht begreifen kann, und wofür nicht einmal unser bester Freund Mitleid aufzubringen vermag. Dieses Herz wird uns verstehen, denn es hat Mitleid mit einem jeden schmerzhaften Herzen.

Der Erste Weltkrieg brachte viel Leid rund um die Erde, aber die Kinder konnten das nicht völlig begreifen und sangen oft dann Lieder, wenn ihre Angehörigen im geheimen weinten.

Oberall erschollen die Kriegslieder; so schmetterten auch wir von morgens bis abends die Lieder, die uns gefielen. Ich hatte schon als Kind eine tiefe und starke Stimme. Eine solche Stimme fortwährend anzuhören, peitscht nicht nur die Nerven nervöser Menschen auf, sondern kehrt ihnen in ihrem Zorn auch den Magen um. Der jüngere Bruder meiner Mutter, Michael, ein Junggeselle, konnte es nicht hören, wenn wir sangen. Wenn wir deshalb allzulange unsere Lieder anstimmten, versprach er uns Geld und Bonbons, damit wir endlich aufhörten; wenn wir freilich das Singen bleiben ließen, gab er uns das Versprochene nicht. Schließlich haben wir seine Versprechungen gar nicht mehr beachtet, und das brachte ihn in Wut.

Einmal, als ich kaum aus dem Bett geschlüpft war, spazierte ich barfuß im Zimmer auf und ab und stimmte ein Kriegslied an. Michael wurde gleich wütend, starrte mich an und sagte: „Der Büffel brüllt.“ Damit wollte er mich beschämen und zum Schweigen bringen. Der Beiname „Büffel“ behagte mir gar nicht und bereitete mir Mißvergnügen. Aber als Michael mich mit diesem Beinamen ‚beehrte‘, sagte laut eine deutlich vernehmbare Stimme:

*„Wenn dieser Büffel einmal wirklich brüllen wird, dann wird ein Wehklagen auf der ganzen Erde sein.“*

Eigentlich ist der Büffel ein ruhiges Tier, sehr langmütig und ein sehr gutes Zugvieh. Wenn also der Büffel einmal wirklich brüllen wird, dann muß es schon einen großen Übelstand geben. Und nun hat der „Büffel“ schon angefangen, zu brüllen, wenngleich vorerst nur still, immer wieder unterbrochen und in schmerzhafter Sehnsucht. Man will ihn noch nicht beachten, obschon die Zeit bereits da wäre, daß man auf ihn aufmerksam wird. Das Büffelgebrüll bedeutete die Verkündigung des Gotteswortes für mich. Das aber war damals für mich – menschlich gesprochen – ein Ding der Unmöglichkeit. Wer hätte mich auch darin unterrichten sollen? – Niemand.

Nach der deutlich vernehmbaren Stimme fragte uns meine Großmutter: „Wer hat das gesagt?“ Sie erhielt auf ihre Frage keine Antwort; die im Zimmer Anwesenden schwiegen, keiner rührte sich, obwohl der Satz verklungen war, den wir alle gehört hatten.

Schon während des Sommers war die Stimmung in unserer Stadt wegen der ständigen militärischen Durchmärsche gedrückt. Durch unsere Stadt zogen ungarische, österreichische, deutsche, tschechische, bulgarische und türkische Soldaten. Es war ein Jammer, sehen zu müssen, wie die armen

Soldaten während des Marsches unter der großen Hitze litten. Dem wollten wir wenigstens teilweise abhelfen, und deshalb trugen wir entlang den Marschkolonnen in Kannen Wasser mit und reichten einem jeden einzelnen in einem Becher frisches Wasser aus einem artesischen Brunnen.

Ob dieser getrübbten Stimmung freuten sich nur die Kinder, denn jeder Tag trug etwas zu ihrer Schaulust bei und brachte etwas Neues. Unsere Stadt glich einem wimmelnden Ameisenhaufen, und darum tauchten wir Kinder bald da, bald dort auf, wie es eben unsere Neugier mit sich brachte. Auch wir hatten stets Kriegsfieber und spielten fortwährend nur Krieg, was aber meistens mit Weinen endete, oder daß wir uns in die Haare gerieten.

### Gott spricht zu den Menschen

Im Evangelium des hl. Lukas lesen wir folgendes: „Die Pharisäer fragten Ihn, wann das Reich Gottes komme. Er (Jesus) antwortete ihnen: ‚Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerem Gepränge. Man kann nicht sagen: Hier ist es oder dort. Das Reich Gottes ist in euch.‘“

Weiter sprach Er zu Seinen Jüngern: „Es werden Tage kommen, da ihr gern nur einen von den Tagen des Menschensohnes sehen möchtet, aber ihr werdet ihn nicht sehen. Man wird zu euch sagen: Hier ist Er, dort ist Er! Geht nicht hin, und lauft ihnen nicht nach! Denn wie der Blitzstrahl von einem Ende des Himmels bis zum anderen leuchtet, so wird es auch mit dem Menschensohn sein an Seinem Tage. Zuvor aber muß Er noch vieles leiden und von diesem Geschlechte verworfen werden.“

Wie es zugeht in den Tagen Noes, so wird es auch gehen in den Tagen des Menschensohnes: Man aß und trank, man freite und ließ sich freien bis zu dem Tage, an dem Noe in die Arche ging. Da kam die Flut und vertilgte alle. Ebenso ging es in den Tagen Lots: Man aß und trank, man kaufte und verkaufte, man pflanzte und baute. An dem Tage aber, da Lot aus Sodom wegging, regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und vertilgte alle. Geradeso wird es sein an dem Tage, da der Menschensohn sich offenbart“ (Lk 17,20–30).

Diese Worte weisen sozusagen auf die Gleichgültigkeit der Menschen für das Reich Gottes hin, und zwar nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart, ja sogar in der Zukunft.

Die Menschen kümmern sich im allgemeinen nicht viel um Gott, wenn es ihnen gut geht. Höchstens dann denken sie an Ihn und flehen zu Ihm, wenn es ihnen schlecht geht. Dann suchen sie Ihn, ja sie drängen sogar auf Erhöhung ihrer Bitten.

Gott dagegen ist nicht so, sondern Er spricht zu den Menschen im Elend genauso wie im Wohlstand und im Frieden. Er spricht zu der ganzen Welt, aber auch zu einzelnen Menschen durch ihr Gewissen. Was Er mit wem spricht, das hängt von Seinem Willen ab. Die Erfahrung lehrt: „... Gott hat das erwählt, was der Welt als töricht gilt, um die Weisen zu beschämen, und was die Welt als schwach bezeichnet, hat Er erwählt, um die Starken zu beschämen, und was der Welt als gewöhnlich erscheint und als verächt-

lich, das hat Gott auserwählt, ja, was ihr gar nichts gilt, hat Gott erwählt, um jene, die etwas zu gelten scheinen, zu verderben. So soll kein Sterblicher sich vor Gott rühmen können“ (1 Kor 1,27–29).

Der Herr liest in den Herzen, sieht den Grad der Treue und Anhänglichkeit und gibt dementsprechend Zeugnisse Seiner Liebe in den tausenderlei Angelegenheiten des Lebens. Der Herr selbst sagt: „Wer Mich liebt, der wird Mein Wort bewahren; auch Mein Vater wird ihn lieben, und Wir werden zu ihm gehen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Joh 14,23).

Die Nachfolge Christi empfiehlt uns, die äußeren Dinge zu verachten und sich den geistigen zuzuwenden; dann werden wir sehen, daß das Reich Gottes zu uns kommt. „Im Reiche Gottes handelt es sich nämlich nicht um Essen oder Trinken, sondern um Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17). — Mit ganzem Herzen sollten wir uns zu Gott bekehren und diese elende Welt verlassen; dann wird die Ruhe unseres Herzens groß sein.

Weiterhin heißt es: „Christus kommt zu dir und wird dich an Seinem Trost Anteil nehmen lassen, wenn du Ihm eine würdige Wohnstätte bereitest in dir. All Sein Ruhm und all Seine Zier ist im Innern, und das gefällt Ihm“ (Nachf. Chr. II. B. 1. Kap. 4–5).

Der innere Mensch, d. h. der seelische Mensch, wird vom Herrn oft besucht; Er spricht mit ihm, tröstet ihn und überhäuft ihn mit viel Frieden und wunderbarer Freundschaft.

Der geistige Mensch kann auch ein Kind sein; auch mit ihm unterhält sich der Herr. Besonders die Kinderseelen sind für das Wort des Herrn empfänglich. Was diese einmal in ihrer Seele aufnehmen, das schlägt tiefe Wurzeln und wirkt sich auf ihr ganzes Leben aus. Die Kinder mögen nicht davon sprechen, was sich in ihrer Seele abspielt. Sie sind die Beobachter der Ereignisse und die Bewahrer von Erinnerungen. Auch wenn sie wollten, könnten sie das nicht wiedergeben, was in ihrer Seele vor sich geht, weil ihnen die Worte fehlen, um die seelischen Momente auszudrücken.

Genauso verhielt es sich mit mir. Schon im Kindesalter bewunderte ich die Majestät Gottes in der wunderbaren Natur, und auf Schritt und Tritt sprach der Schöpfer mittels Seiner Geschöpfe zu mir. Diese seelische Berührung waren unvergeßliche Erlebnisse und spornten mich immer zur Beobachtung von neuerem an. Besonders die Gegenwart Gottes in meinem Herzen beglückte mich bis zur Ekstase. Ich kann mit Menschenworten nicht erzählen, was ich fühlte, aber die Empfindungen insgesamt versetzten mich in ein fassungsloses Staunen, wobei ich durch die Verwunderung zu einem inbrünstigen Gebet gestimmt wurde.

Diese Gebete waren ganz intim, und außer dem Herrgott hat sie niemand gehört. Niemand ahnte, was bei solchen Gelegenheiten in meiner Seele vor sich ging. Ich habe alles sorgfältig verheimlicht, um mich ja nicht zu verraten. Nicht im geringsten dachte jemand daran, daß ich ein außergewöhnliches seelisches Leben führte. Man sah in mir nur ein Waisenkind, das ebenso lebt wie die Übrigen, und man fand nichts Außergewöhnliches an mir.

Und so war es gut: Ich verdrosch meine Freunde, und meine Freunde verdroschen mich. Bei jedem Spaß und Scherz war ich dabei und hatte eine Freude daran, wenn der Lärm, den wir schlugen, noch größer wurde. Ich habe eine zweifache Natur, und diese sieht so aus wie die Robkastanie am Baum: Außen ist sie stachlig, innen aber süß. Körperlich bin ich stark, aber seelisch empfindlich. Eine zweifache Natur ist eine schwere Rolle, aber die Vorsehung wollte es so, denn mit einem starken Körper kann man leichter große Kämpfe austragen. Den äußeren rauhen Kern meines Wesens haben mir die Lebensverhältnisse aufgezwungen; die Feinheit meiner Seele aber wurde durch die göttliche Gnade in mir geformt. Davon wußte aber niemand, wie die göttliche Gnade in mir wirkte. Die Wege der Seele, besonders der großen, sind einsame Wege. Man versteht sie nicht. So ist auch der Weg meiner Seele einsam und sehr geheimnisvoll. Mögen mich andere lieben, unter die Fittiche nehmen, aneifern, in der Welt meiner Seele, in ihren schwindelhaften Tiefen oder wilden und öden Wüsteneien wandle nur ich allein.

Bei uns zu Hause plagte sich ein jeder ab und arbeitete, um für den Lebensunterhalt aufzukommen. Tagsüber hatten wir keine Zeit zum Reden und abends, wenn die ganze Familie beisammen war, besprachen die Erwachsenen die Tagesereignisse. Wir Kinder aber waren still und freuten uns, wenn man unser Spiel nicht verdarb. Und das war großartig, wenn man uns nicht sofort ins Bett jagte, denn auf diese Weise konnten wir hören, was die Erwachsenen erzählten. Wenn sie dann nichts mehr zum Reden hatten, wurden auch wir gefragt, aber wir trachteten danach, eine möglichst kurze Antwort zu geben, damit sie nicht dahinterkamen, was wir sorgfältig verschwiegen hatten. Es ist nicht gut, den Erwachsenen alles zu erzählen; sie tun zwar immer so, als ob sie die Klugen wären, aber sie verstehen längst nicht alles.

Ich konnte verschwiegen sein wie ein Grab. Und wenn ich meinen Mund schloß, konnte man nicht einmal mit der Beißzange Worte aus mir herausholen. Und doch: Über sehr vieles wäre zu reden gewesen! Wieviel habe ich gesehen, beobachtet und gehört, wovon ich auch schon als Kind wußte, daß es keine alltäglichen Sachen waren, aber ich hatte niemanden, mit dem ich im kindlichen Vertrauen all das hätte besprechen können. In einer Ar-

beiterfamilie lernt jeder das Brotverdienen und einer, der tagsüber hart gearbeitet hat, beschäftigt sich am Abend nicht mit höheren Wissenschaften. Seine Religion behält er zwar, aber ernsthaftere religiöse Angelegenheiten interessieren ihn nicht; wenn trotzdem jemand wagt, solche Probleme vorzubringen, dann sagt man ihm im besten Fall, er sei abergläubisch, wenn nicht gar verrückt. Daß man so etwas an den Kopf geworfen bekommt, ist freilich nicht wünschenswert, auch für ein Kind nicht.

Eine solche Wertschätzung wünschte ich mir nicht, und obwohl ich als Volksschüler lesen, schreiben und rechnen konnte und mich auch nicht schämte, zu beten, war ich doch kein Seelenforscher. Meine Wissenschaft genügte nicht, zu meinen religiösen Erlebnissen den Schlüssel zu finden, diejenigen aber, an die ich mich vertrauensvoll gewandt habe, konnten mich nicht verstehen. Sie schafften mich einfach vom Hals. Wer kümmert sich schon um ein vereinsamtes Kind? Besonders dann, wenn man daraus keinen Nutzen ziehen kann?

## **Der erste Teil der Botschaft von Fatima**

### **Fatima und die Engelsunterweisungen**

Bevor ich den ersten Teil der Botschaft von Fatima, also meine eigenen Erlebnisse erzähle, muß ich einige Dinge vorausschicken, damit dieser Teil klar und verständlich wird, und zwar folgende:

1. Die Botschaft von Fatima besteht nicht aus einem, sondern aus zwei Teilen. Der erste Teil wurde von der Seligen Jungfrau im portugiesischen Fatima bedingt mitgeteilt, und zwar vom 13. Mai 1917 bis zum 13. Oktober 1917. Die bedingt gemachte Mitteilung wurde also in Fatima verkündet.
2. Die Zeitdauer der ersten Botschaft von Fatima währte sechs Monate; die Zeitbedingung aber betrug sechs Jahre. Die Zeit des Wartens war also zwölfmal länger als die Zeit des Mitteilens.
3. Die Fortsetzung der Botschaft von Fatima fand nicht in Fatima, sondern in Ungarn, in der Stadt Gyula, Komitat (Regierungsbezirk) Békésch, am 13. Mai 1923 statt; diese Stadt liegt in der Luftlinie etwa 3 000 km von Fatima entfernt. Der zweite Teil der Botschaft von Fatima ist schon ein Beschluß.
4. Beim ersten Teil der Botschaft von Fatima waren nicht drei, sondern vier Kinder anwesend. Ich gebe Namen und Lebensalter der vier Kinder in der Reihenfolge ihrer Geburt an:
  1. Lucia de Jesus Dos Santos, geboren am 22. März 1907 in Fatima, Portugal,
  2. Das zweite Kind bin ich, geboren am 26. März 1908 in Gyula, in Ungarn,
  3. Francisco Marto, geboren am 11. Juni 1908 in Fatima, gestorben am 4. April 1919 in seinem elften Lebensjahr,
  4. Jacinta Marto, geboren am 10. März 1910 in Fatima, gestorben am 20. Februar 1920 in ihrem zehnten Lebensjahr.

Es ist interessant, zu erwähnen, daß von den vier Kindern drei im März und eines im Juni geboren wurde, d. h. also, alle vier sind in der Frühlingszeit geboren.

Von den vier Kindern waren zwei Buben und zwei Mädchen. Von den vier Kindern lebt noch ein Mädchen und ein Bub, und zwar die beiden ältesten. Beide haben die geistliche Laufbahn ergriffen. Von den vier Kindern starben ein Bub und ein Mädchen, und zwar die beiden jüngsten.

5. Beim zweiten Teil der Botschaft von Fatima war nur mehr ein Kind zugegen, ein Knabe, der die schwerste Last der Botschaften von Fatima tragen muß. Die göttliche Vorsehung bereitete ihn deshalb für die Zukunft durch harte Hammerschläge des Lebens vor. Dieses vorbereitete Kind bin ich. Wozu und warum der Herr mich bestimmt hat, das ist Sein Geheimnis. Mein Los heißt Gehorsam. Es lohnt sich nicht, die göttlichen Geheimnisse erkunden zu wollen; es ist aber auch nicht ratsam, denn wir können in diese Geheimnisse sowieso nicht eindringen. Menschliche Gehirne sind nicht imstande, die göttlichen Geheimnisse zu entschleiern, weil der Endliche den Unendlichen nicht zu begreifen vermag.
6. Wo die drei portugiesischen Kinder anwesend waren, war auch ich dabei. Was sie hörten, hörte auch ich. Was sie sahen, sah auch ich.
7. Die drei portugiesischen Kinder haben mich niemals gesehen, auch nicht gehört, aber ich habe sie gesehen und habe sie gehört.
8. Mich sah bloß die Selige und Heilige Jungfrau, und auch ich sah und hörte die Jungfrau-Mutter.
9. Beim ersten Teil der Botschaft von Fatima war ich darum unsichtbar zugegen, damit ich nach alledem, was ich gesehen und gehört hatte, den zweiten und wichtigeren Teil der Botschaft von Fatima um so besser verstehen konnte.
10. Die drei portugiesischen Kinder haben nur den ersten Teil der Botschaft von Fatima gesehen und gehört; ich aber habe sowohl den ersten wie auch den zweiten Teil gesehen und gehört.
11. Den zweiten Teil der Botschaft von Fatima hat die Heilige Jungfrau mir am 13. Mai 1923 mitgeteilt und zugleich befohlen:  
„Was du gelesen hast, verkünde es dem Land (Ungarn), der ganzen Welt und dem Haupt der Kirche (dem römischen Papst)!“

Da beide Teile der Botschaft von Fatima zusammengehören, werde ich selbstverständlich zuerst den ersten Teil niederschreiben und den zweiten Teil erst später an der entsprechenden Stelle und zur gegebenen Zeit.

So möchte ich dem Befehl nachkommen, den mir die Heilige Jungfrau erteilt hat. Das ist der Hauptzweck meiner Erzählung.

Ich suche für mich weder Verdienste zu erwerben, noch Ruhm. Daß ich diesem Befehl nicht eher nachkommen konnte, werden wir im Laufe meiner Erzählung schon sehen.

12. Mein Los ist die stille Zurückgezogenheit. Vor der großen Öffentlichkeit sollen auch mich die portugiesischen Kinder repräsentieren, ich bleibe lieber unbekannt im Hintergrund. In der Stille aushalten, ist für mich besser, als vor der Öffentlichkeit die ausgestandenen Leiden zur Schau tragen. Die Botschaften von Fatima wurden mir nicht wegen meiner Verdienste mitgeteilt, sondern eben wegen meiner Unwürdigkeit wurde ich für sie auserwählt, damit das großartige Walten der göttlichen Vorsehung auch dadurch hervorrage und zugleich auch die übergroße mütterliche Liebe der Seligen Jungfrau gegen die sündige Menschheit. Die Heilige Jungfrau wollte durch ihre Botschaften von Fatima der Menschheit gerade zu dem Zeitpunkt helfen, als der Satan mit teuflischer List ihren Untergang herbeizurufen begann.

In den Tagen der Botschaften von Fatima wandte sich der Herrgott mit einer Seiner größten Gnaden der sündhaften Menschheit zu, zugleich aber auch der unversöhnliche Haß des Teufels, allerdings in eine gefällige äußere Form eingepackt. Nun fragt sich: Welches von beiden wird die Menschheit wählen?

Ich blieb bislang nach den Plänen der göttlichen Vorsehung im Hintergrund. Meine Rolle beginnt eigentlich erst jetzt. Ich möchte aber dazu erwähnen, daß meine Zurückgezogenheit nicht bedeutet, als ob ich dumm und unfähig nur mir selbst überlassen wäre; sie bedeutet vielmehr den Ausdruck und das Eingeständnis, daß ich mir meiner Unwürdigkeit bewußt bin. Ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich sage: Hochmut macht dumm, und Dummheit macht hochmütig. Demut dagegen macht einem weise und die Weisheit demütig.

13. Die Erscheinungen von Fatima haben die Seelenruhe und den Seelenfrieden von uns vieren, besonders aber von Lucia und mir, aufgewühlt und in Unruhe versetzt, aber nicht darum, weil wir gelogen hätten, sondern darum, weil man uns nicht geglaubt und dadurch unser Vertrauen in die Menschen zerstört hat. Mißtrauen aber führt

zur Haarspalterei und zum Argwohn, es will alles erforschen und ruft dadurch in den Seelen wirre Zustände hervor. Treffend heißt es in einem russischen Sprichwort: „Mißtrauen ist eine Axt am Baume der Liebe.“ Ich möchte noch hinzufügen: „Mißtrauen ist eine Schere in der Ehre.“

14. Nun werfe ich eine interessante Frage auf: In welcher Sprache redete eigentlich die Selige Jungfrau anlässlich ihrer Mitteilungen in Fatima? Die portugiesischen Kinder und auch ich haben sie verstanden. Die portugiesischen Kinder verstanden nicht ungarisch, und ich verstand nicht portugiesisch. In welcher Sprache redete dann wohl die Selige Jungfrau? Welche wäre wohl die Sprache gewesen, die wir Kinder von zwei verschiedenen Nationen zugleich verstanden hätten? Daß wir die Selige Jungfrau verstanden haben, steht fest; aber welche Sprache es war, in der wir sie verstanden haben, das ist ungewiß. Oder war es vielleicht der Geist eines zweiten Pfingstfestes, der Gott Heilige Geist, der unseren Verstand erleuchtete, und wir somit fähig wurden, die Botschaften zu begreifen? Weiß Gott, aber ich nicht. Ich kann höchstens soviel sagen, daß auch der größte Weise im weise eingerichteten Reich des allmächtigen Gottes nur ein kleines, stotterndes schulpflichtiges Kind ist. Wie könnte dann ich die Sache erklären?

15. Eine andere schwierige Frage: Wie kam ich mehrmals nach Fatima und zurück? Meine dortigen Vergegenwärtigungen gingen immer mit Gedankenschnelligkeit und ohne Aufsehen vor sich. Hier muß man vor Augen halten, daß die Entfernung in der Luftlinie etwa 3000 km beträgt. Die Zurücklegung dieser Wege gehört auch zu den Geheimnissen Gottes.

Da ich aber nicht alles mit den Geheimnissen Gottes behängen möchte, versuche ich menschliche Erklärungen für sie zu finden und anzuwenden. Darunter gibt es:

a) Außerordentliche geistige, aber zugleich auch körperliche Erscheinungen, die sowohl den Körper als auch die Seele berühren und am häufigsten mit der Bewußtlosigkeit zusammenhängen. Die erste von solchen Hapterscheinungen heißt Elevation.

Die Elevation ist eine solche Erscheinung, daß der Körper sich in die Luft erhebt und dort ohne jedwede natürliche Stütze eine Zeit verweilt. Dann pflegt man sie, auch eine gewöhnliche Ekstase zu nennen. Ein anderes Mal schwingt sich der Körper in große Höhe; eine solche Entzückung ist dann schon ein Flug; und wiederum hat es den Anschein, als ob der Ekstatiker schnell laufen

und dabei die Oberfläche der Erde berühren würde. Diese Art der Ekstase nennt man ‚Gehen‘.

Im Leben der Heiligen lesen wir oft von solchen Elevationen. Einer der berühmtesten Fälle solcher Art trug sich mit dem hl. Josef von Cupertino (18. Sept.) zu. Als er einmal sah, wie Arbeiter sich vergeblich abquälten, ein schweres Missionskreuz aufzurichten, flog er zu ihnen, packte das Kreuz und stellte es ohne Mühe in der gewünschten Grube auf.

Da ich aber kein Heiliger bin, sondern gewiß nur ein gewöhnlicher Sterblicher, darum kann bei mir von einem solchen Fall einer Elevation kaum eine Rede sein.

b) Eine zweite Möglichkeit wäre die Telekinese (gr. telos – Ende, kinesis – Bewegung), eine Fernbewegung von unberührten Gegenständen in okkultur Bedeutung. Auch das wäre möglich, aber es ist nicht sicher.

c) Eine dritte Möglichkeit wäre die Bilokation. Die Bilokation (lat. bis – zweimal, locus – Ort, Stelle) ist die gleichzeitige Anwesenheit einer Person an zwei verschiedenen Orten, eine im Leben vieler von Gott Auserwählten bezeugte Erscheinung mystischer Natur. Aber das kommt bei Kindern kaum vor. So bleibt diese Frage ein ewiges Rätsel.

Hier könnte man vielleicht noch die Frage aufwerfen: Warum hat gerade mich, den armen Waisenknaben, der Herrgott für diese Rolle auserwählt? Diese Frage, verehrter Leser, kannst Du an den Herrgott richten, aber nicht an mich, denn ich weiß es nicht. Die Pläne des Herrgotts sind nicht nach unserem Geschmack entworfen, denn Er richtet alles so ein, wie es Ihm gefällt. Das letzte Wort gehört immer Ihm, und wenn der Herr das letzte Wort gesprochen hat, schweigen wir Menschen nun.

Nachdem ich all das vorausgeschickt habe, möchte ich jetzt auf die Vorbereitung und Entstehung der Erscheinungen und Botschaften von Fatima übergehen.

Diese hat es gegeben, und nicht ohne Grund.

Sowohl die portugiesischen Kinder als auch ich waren für die Erscheinungen und Botschaften der Seligen Jungfrau in Fatima gerüstet. Als einfache und arme Kinder wurden wir in engelhafter Weise dazu vorbereitet, die Botschaften aus dem Jenseits weiterzutragen.

Wir wurden vorbereitet, weil es keine leichte, ja, weil es eine gefährliche und verantwortungsvolle Aufgabe war, die Botschaft aus dem Jenseits weiterzugeben. Wir hätten ja deswegen verlästert und bloßgestellt werden können!



Bedenken wir nur: Die Welt war damals ganz auf den Kopf gestellt, der Erste Weltkrieg (1914—1918) tobte, und überall wurde gnadenlose Zerstörung sichtbar. Viele dachten bereits, daß es keinen Gott gäbe, und alles verloren wäre, und alles schon dem Bösen Geist verfallen sei. Was hätten wir vier Kinder in einer solchen verbitterten, teuflischen Welt durch die Weitergabe der Botschaften aus dem Jenseits anfangen können? Ohne Vorbereitung wären wir inmitten der Leiden verzweifelt, und ohne Widerstandskraft wären auch wir vom Sturm des zerstörenden Krieges hinweggefegt worden. Vor all dem wollte uns Gott durch unsere Vorbereitung bewahren. Das werden wir im Laufe meines späteren Lebens besonders bei mir sehen.

Bevor ich aber den Faden der Ereignisse zu spinnen beginne, möchte ich in großen Zügen den Ort der Erscheinungen und Botschaften der Heiligen Jungfrau beschreiben. Ich glaube, ich brauche es nicht zu sagen, daß ich mich bei der Beschreibung dieses Ortes und der zusammenhängenden Ereignisse sehr in acht nehmen muß, denn sich an Dinge, die vor 50 Jahren geschehen sind, genau zu erinnern, ist keine leichte Sache, und es können infolge des Nachlassens des Gedächtnisses beim besten Willen in der logischen Reihenfolge oder in der Reihenfolge der Handlungen eventuelle kleine Abweichungen auftreten, die aber am Wesen niemals etwas ändern. In meiner Erzählung bin ich auf Hilfsquellen nicht angewiesen, denn ich schreibe meine eigenen Erlebnisse nieder, und zwar so, wie sie in der ursprünglichen Zeit und am ursprünglichen Ort geschehen sind. Meine Pflicht besteht darin, meine Erlebnisse zu erzählen und nicht darin, die Leute so weit zu bringen, daß sie das glauben, was ich niederschreibe. Möge jedermann glauben, was er will. Ich lüge nicht, ich bin von mir nicht eingenommen und möchte mich mit Hilfe der erzählten Dinge nicht in den Vordergrund schieben, sondern still abwarten. Gott wird mich überall finden, wenn Er mit mir etwas vorhat.

Wenden wir uns also den Tatsachen zu, und vor allem dem Schauplatz der Ereignisse, Fatima.

Fatima ist ein abseits liegendes Dorf in Portugal, in der Diözese Leiria und liegt vom Bischofssitz etwa 20 km südlich und von der Hauptstadt des Landes, Lissabon, etwa 130 km nördlich. Vor den Erscheinungen und Botschaften der Seligen Jungfrau, d. h. vor 1917, hatte es ungefähr 2500 Einwohner. Fatima war damals noch ein bedeutungsloses Dorf, und seine Bewohner waren ebenso arm wie die Bewohner der übrigen Dörfer Portugals. Was den Ursprung seines Namens Fatima betrifft, so kann ich folgendes sagen:

Der Name Fatima ist arabischen Ursprungs, da Portugal, ähnlich wie Spanien, einmal durch die Mauren erobert wurde. Fatima war die Tochter

eines arabischen Anführers in Spanien. Portugiesische Ritter nahmen sie eines Tages gefangen. Einer von ihnen heiratete sie nach ihrer Christianisierung. Später erhielt eines ihrer Güter ihren arabischen Namen Fatima, während das Landstädtchen Ourém nach ihrem Namen Oureanam benannt ist.

Hier muß ich erwähnen, daß der Ort der Erscheinungen und Botschaften der Heiligen Jungfrau nicht Fatima, sondern Cova da Iria war. Dieser Ort gehört zu Fatima und liegt in dessen unmittelbarer Nähe bzw. bildet gewissermaßen den Vorort von Fatima. Dieses Gelände war zum großen Teil Eigentum der Eltern von Lucia de Jesus Dos Santos, das später der Bischof von Leiria gekauft hat.

Nachdem ich nun die Lage von Fatima geschildert habe, möchte ich im großen und ganzen auch die Lage von Cova da Iria beschreiben. So wird es leichter sein, die Orte und Ereignisse zu verstehen.

Quer durch Spanien zieht sich das kastilische Scheidegebirge. Es trennt das nördlich gelegene Altkastilien, das schon früher das Joch der Mauren abschütteln konnte, von dem erst später befreiten südlich gelegenen Neukastilien. Dieses Gebirge durchzieht auch Portugal, und auf seinen Höhen liegt, zirka 600 m über dem Meeresspiegel, jene segensvolle Mulde (auf portugiesisch cova), in der Maria ihre große Botschaft an die Welt gerichtet hat. Zur Zeit der Erscheinungen Mariens standen dort Öl-bäume, Steineichen, Feigenbäume inmitten von Weideflächen. Nach der Mitte zu senkte sich die Mulde von allen Seiten her, so daß an Regentagen dort viel Schlamm und Schmutz zusammenströmte.

## Die Engelsunterweisungen

Nachdem all das vorausgeschickt ist, kann ich jetzt erwähnen, daß ein Engel uns vier Kinder schon 1916 auf diese Erscheinungen vorbereitet hat, obwohl die Selige Jungfrau uns erst 1917 erschienen ist. Der vorbereitende Engel war der „Friedensengel“.

Die Vorbereitungszeit dauerte ein halbes Jahr, also sechs Monate, wie ja auch die Erscheinungen und Botschaften der Seligen Jungfrau.

In dieser Zeit wurden wir dreimal vorbereitet, und zwar:

Anfang Mai,

Anfang August und

in den ersten Tagen des Oktobers (im Jahre 1916).

Diese Vorbereitung hatten wir notwendig, denn wenn wir die natürliche Veranlagung der Kinder betrachten, können wir folgendes feststellen:

1. Wir alle vier waren nur die Kinder von einfachen Leuten; alle vier hatten neben ihren guten Eigenschaften auch ihre schlechten. Keines war ein Heiliger, aber wir waren bestrebt, gute Kinder zu sein.
2. Die portugiesischen Kinder konnten weder lesen noch schreiben; aber ich konnte sowohl lesen als auch schreiben.
3. Lucia war ein kräftiges, gesundes, frohes, freundliches, aber auch ein offenes Kind. Sie hatte einen unerschöpflichen Schatz von spassigen Einfällen und ein außerordentliches Gedächtnis. Sie hatte einen natürlichen Hang zum Regieren, der eher den Knaben als den Mädchen eigen ist.  
Aber ihr steter Hang zum Spaß forderte einen ausgeglichenen Charakter, denn infolge ihrer alles übersprudelnden guten Laune hätte sie leicht ein oberflächlicher Mensch werden können. Eine oberflächliche Person ist freilich ohne Vorbereitung nicht geeignet, Botschaften aus dem Jenseits zu bewahren und weiterzugeben. Lucia mußte sich also mehr zusammennehmen und auch ernster werden. Sie hatte es darum notwendig, durch den Engel vorbereitet zu werden.
4. In der Reihenfolge der Geburt muß ich nun von mir erzählen, aber das eine ist schon sicher: Ich werde mich nicht loben. Auch ich bin

nicht anders als die übrigen gewöhnlichen Kinder. Vielleicht ist es noch besser, wenn ich sage: Ich bin so wie ein Flußbett, worüber sich jeder Schmutz wälzt, und wo unter dem Schlamm des Flußbettes der Diamantstein steckt. Diesen muß man herausfischen und zurechtschleifen, damit er funkensprühend glänzt.

Das ist aber nicht so einfach, denn ich habe eine sehr harte Natur. Ich neige zwar dazu, auf das gute Wort zu hören, aber wenn man mir Schwierigkeiten macht, brause ich leicht auf, und wenn es die Lage so erfordert, schlage ich auch auf den Tisch. Meine schwache Seite besteht darin, daß ich leicht empfindlich bin. Der Grund liegt in meinem Waisenzustand. Weiterhin klammere ich mich hartnäckig an die Wahrheit und lasse nicht davon ab; lieber lasse ich mir auch den Schädel einschlagen, aber von dem, was wahr ist, kann ich kein Jota nachgeben. Heuchelei verabscheue ich. Lügner kann ich nicht leiden. Ich mag nicht die heuchlerischen Streber. Das kommt daher, daß ich die Gedanken lese und klar schlaue Berechnungen durchschaue. Meine Gegner zwingen mich nicht mit der Faust, sondern durch die Erkennung ihrer Absichten zu Boden. Also zur Ausmerzung meines Hanges zum Aufbrausen, zur Ablegung meiner übrigen Fehler und zur Erlangung eines seelischen Gleichgewichts bedurfte ich der Vorbereitung durch den Engel.

Lucias und meine Natur sind auf den Kampf abgestellt und so beschaffen, daß sie widerstandsfähig sind; wenngleich sie sich beugen wie das Rohr im Sturm: Im Stamm brechen sie nicht. Wir sind auf die kommenden Katastrophen eingestellt. Wir haben eine Mission zu erfüllen, und darum haben wir eine härtere Natur; wir müssen nämlich standhaft all das durchkämpfen, was der Herrgott von uns erwartet und alles durchführen, was Er uns aufgetragen hat. Darum brauchen wir eine große Ausdauer, Mut und eine unerschütterliche Lebensfreude. Darauf wurden wir vom „Friedensengel“ vorbereitet. Im Verhältnis zu uns spielen die zwei kleineren Kinder, Francisco und Jacinta, nur eine zeugenhafte und beweiskräftigende Rolle. Dementsprechend war ihre Lebenszeit begrenzt und ihre Natur danach ausgerichtet. Diese beiden kleineren Geschwister, von der Grippe erfaßt, die auf der ganzen Welt so viele dahinraffte, hatten einen erbaulichen Tod. Beide haben auch durch ihr kurzes Leben den ernsthaften Beweis dafür geliefert, was sie aussagten.

Obschon Francisco und Jacinta früh starben — untersuchen wir trotz alledem auch ihre Natur in großen Zügen, um klar zu sehen, wen und was der Herrgott auserwählt hat, um Seine sehr ersthaft gemeinten Botschaften aus dem Jenseits zu verbreiten.

5. Francisco Marto hatte ein frohes Gemüt, lebte mit anderen in Frieden und neigte anderen gegenüber eher zum Verzicht und zur Nachgiebigkeit, als mit ihnen zu zanken und zu streiten. Seine Natur war eher die eines Mädchens als die eines Knaben. Daraus war seine friedliche Natur und seine Zurückgezogenheit vom Lärm verständlich. Aber trotz alledem war er gelegentlich bereit, sich zu bubenhaften, üblen Streichen zu erdreisten. Also auch in ihm steckte ein Streithansel, und ab und zu brach auch aus ihm der Jähzorn hervor. Das bedeutet aber nicht, daß er schlecht gewesen ist.

Um diese Züge seiner Natur auszumerzen, hatte auch er es nötig, durch den Engel vorbereitet zu werden. Seine fromme Veranlagung wurde durch die empfangenen Unterweisungen vertieft und die wilden, unechten Triebe der menschlichen Natur wurden in ihm erstickt. So wurde er ein geeigneteres Mittel des Herrn und füglicher, um die Botschaften und Mitteilungen der Seligen Jungfrau zu verbreiten.

6. Jacinta war ein außerordentlich empfindliches, aber gutes und verständiges Kind. Sie betete gern, aber noch lieber spielte sie und hatte trotz ihres Alters von sieben Jahren eine übergroße Freude am Tanzen. Also hatte der Teufel des Tanzes dieses kleine Mädchen schon in diesem jungen Alter in seine Macht zu kriegen versucht, um eine gefährliche Leidenschaft in ihr hervorzurufen. Der Teufel weiß, daß eine Leidenschaft die andere nach sich zieht, und daß die Leidenschaften der sichere Weg sind, um die Seele ins Verderbnis zu stürzen. Wen nämlich der Teufel einmal auf diesen Weg gebracht hat, der kann sich schwer davon befreien. Der Mensch kann sich nur auf einem Weg Freiheit und Frieden verschaffen, wenn er nämlich gleich zu Beginn seine Leidenschaften im Zaume hält. Hier möchte ich einschalten: Die Wildheit der Natur bricht auch am geedelten Propfreis durch! Darum ist es gut, wenn wir uns immer bezähmen, aber das muß man lernen.

Zur Natur Jacintas gehörte es auch, daß sie aus der Gesellschaft sofort verschwand, wenn sie bemerkte, daß jemand in Zorn geraten war. Sie mochte die Leute nicht leiden, die vor Wut ihre Backen aufbliesen wie ein Hamster. Die Wahrheitsliebe war in ihr so ausgeprägt, daß sie nicht nur die Fremden, sondern auch ihre Mutter rügte, wenn sie nicht die volle Wahrheit sagte. Obschon Jacinta ihre um drei Jahre ältere Cousine, Lucia, sehr liebte, wurde sie dennoch nicht daran gehindert, beim Spiel manchmal ihr gegenüber hartnäckig und eigensinnig zu sein.

Also: Die Vorbereitung Jacintas durch den Engel war am Platze, um ihre ungezügelten Triebe zu beschneiden. Eine von Leidenschaften und wilden Trieben freie Seele wird auf die Stimme des Gewissens klarer hören, denn eine reine Seele wird niemals einwilligen, unwahre oder verdrehte Tatbestände weiterzugeben. Nur ein reines und ruhiges Gewissen konnte die Mitteilungen der Heiligen Jungfrau in ihrer ursprünglichen Form weitersagen.

So sehen wir also: In diesen geraden und reinen, wenn auch nicht fehlerlosen Kindern wirkte Gottes Gnade, um sie für ihre Berufung vorzubereiten.

Schon der heilige Paulus hatte einst unter den Christen der Urkirche die geringe Zahl von Gelehrten, Mächtigen und Vornehmen bemerkt, und das gilt auch heute noch für die Auserwählung der Niedrigen: „Das Törichte im Urteil der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen. Das Schwache im Urteil der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen. Und das Niedriggeborene und Verachtete in den Augen der Welt, was nichts gilt, hat Gott erwählt, um abzutun, was gilt. Denn vor Gott soll sich kein Sterblicher rühmen . . . , damit, wie geschrieben steht: Wer sich rühmen will, der rühme sich im Herrn“ (1 Kor 1,27–31).

Ich wollte mich nie rühmen. Ich war jederzeit bestrebt, Gott ohne Auffallen und Wichtigtuerei zu dienen. Ich habe mir nie Verdienste angemaßt, sondern betrachtete alles als von Gott Herstammendes. Allein Gott ist zu allem fähig, und mit Seiner Hilfe ist auch der Mensch, ja sogar ein Kind fähig, außerordentliche Dinge zu vollbringen. Wie sehr das der Wahrheit entspricht, werden wir in den folgenden Ereignissen gleich sehen.

Es war Frühling 1916. Der Garten meines Großvaters war schon umgegraben, besät und wir warteten nun, daß der ausgestreute Samen treiben würde. Das war immer ein interessantes Ereignis, denn wir konnten beobachten, wie die ersten kleinen Blätter aus der Erde hervorschlüpften. Darauf begann man sofort mit dem Begießen, damit die Saaten desto schneller wachsen, und man etwas zum Essen haben konnte. Das Berieseln der Beete war meistens meine Aufgabe, und ich tat es auch gerne. Jedoch das Wasserschöpfen aus dem Ziehbrunnen war für mich noch eine sehr anstrengende und aufregende Arbeit, denn ich fürchtete, ich könnte ausgleiten, der schwere Wassereimer würde mich in den offenen Hausbrunnen reißen, und ich würde im tiefen Wasser ertrinken.

Zu beobachten, wie sich die Gartengewächse entwickelten, war ebenfalls meine Aufgabe. Niemand zu Hause nahm daran Anstoß, wenn ich an den Frühlingstagen allabendlich in den Garten hinausging, um meine Beobachtungs-Spaziergänge zu absolvieren. Danach hörten meine Angehörigen

meinen neuesten Wahrnehmungen immer mit Vergnügen zu, denn ich erstattete über alles genau Bericht. Ich war das wachsame Auge des Gartens, und sie konnten sich jederzeit auf mich verlassen, denn meiner Aufmerksamkeit entging nichts. So wußten sie immer, wie es um den Garten bestellt war, was man tun, oder was abgepflückt werden müsse, denn es gab darin nicht nur Saatbeete, sondern auch Obstbäume, ja, sogar edle Weinreben befanden sich darin in schöner Zahl. Um das Gedeihen all dieser Gewächse zu beobachten, brauchte man ein scharfes Auge. Ich habe allerdings sehr gute Augen. Darum haben sich meine Angehörigen stets auf mich verlassen. Wegen der vielen Arbeit hatten sie auch keine Zeit, im Garten allem nachzusehen; sie wußten ja, daß ich sie nicht betrüge.

An einem solchen schönen Frühlingsabend ging ich hinaus in den Garten. Es fing zwar schon an, zu dämmern, aber es war immerhin noch so hell, daß man den ganzen Garten klar übersehen konnte. Ich stand gerade auf dem Weg, der die Mitte des Gartens durchzog, und betrachtete die Blumenbeete, die beiderseits des Weges angelegt waren. Da wurde ich auf einmal darauf aufmerksam, daß jemand klar und verständlich meinen Namen aussprach: „Franz!“ hörte ich.

Als ich das vernommen hatte, ließ ich das Betrachten der Blumen sein und durchspähte mit meinem Blick den ganzen Garten, suchend denjenigen, der mich angesprochen hatte. Ich konnte mich aber bald davon überzeugen, daß niemand da war und fragte deshalb erstaunt:

„Wer spricht zu mir?“

Auf meine Frage erscholl wieder die Stimme eines unsichtbaren Jemand, und zwar ganz in meiner Nähe und sagte:

„Franz! Fürchte dich nicht! Ich bin der ‚Friedensengel‘. Ich bin gekommen, um dir etwas zu sagen. Ich bin hier neben dir, aber ich kann mich nicht zeigen, denn du könntest meinen Anblick nicht ertragen. Die Schönheit der Engel im Jenseits und ihr himmlischer Glanz sind für das menschliche Auge unerträglich. Aber komm! Wir wollen uns bewegen! Spaziere auf diesem Weg auf und ab, solange du mir zuhörst, damit es deinen Angehörigen nicht auffällt, daß du an einer Stelle stehst. Ich werde dich begleiten und während des Spazierganges dir all das erzählen, was ich dir mitteilen soll. Aber ich mache dich schon jetzt darauf aufmerksam, niemandem etwas von den Dingen zu erzählen, die ich dir jetzt sagen werde. Es wird auch noch jene Zeit kommen, wo du von den Dingen wirst sprechen müssen, die ich dir jetzt erzählen werde. Aber dann habe keine Angst, denn der Herr wird mit dir sein. Er wird dich führen, wird dich nicht verlassen, wird auch in den größten Gefahren Seine schützende Hand über dich halten, damit deine bösen Feinde dich nicht zugrunde richten können.“

Danach fing ich an, auf dem vorgezeichneten Weg zu spazieren, und ich spürte, daß der „Friedensengel“ unsichtbar neben mir ging. Das war ein solches Gefühl, wie wenn jemand im Stockdunklen neben uns einherschreitet: Wir spüren seine Gegenwart, hören seine Stimme, aber wir sehen den Sprechenden wegen der Finsternis nicht. Diese geheimnisvolle Begegnung gab mir Mut und Sicherheit. Ich fürchtete mich weder vor der Gegenwart, noch erschauerte ich vor der Zukunft, sondern gab mich mit allem zufrieden, was auf mich zukommen sollte.

Kaum hatte ich meinen Spaziergang begonnen, da erscholl wieder die Stimme des „Friedensengels“:

„Nun, lieber Franz! Du kannst wohl noch nicht genau begreifen, wie grau-sam dieser Erste Weltkrieg tobt. Die ganze Welt brennt und liegt in Trüm-mer; viel Leid und Schmerz ist über diese Welt gekommen wegen der un-stillbaren Rachsucht der Menschheit. In dieser grausamen Welt stürzen sich riesig viele Seelen in das Verderben, und das erfüllt das heiligste Herz des Erlösers mit tiefer Trauer. Diesen großen Seelenuntergang und das Leiden des Erlösers möchte die Heilige Jungfrau mildern. Aus diesem Grunde wird sie 1917 nach Fatima kommen und dort ihre himmlischen Botschaften mitteilen, damit die Menschheit sich von ihren Sünden lossage und sich vor dem end-gültigen Untergang rette.“

Bei diesen Worten unterbrach der „Friedensengel“ das Gespräch, und mir kam es so vor, als ob er in seinen Gedanken herumkramen würde. Aber ich mußte nicht lange warten, denn der „Friedensengel“ sprach wieder:

„Stehst, Franz! Aus dem zweiten Geheimnis des freudenreichen Rosenkran-zes können wir ersehen, daß die Selige und Heilige Jungfrau, vom Heiligen Geiste ermuntert, zur heiligen Elisabeth eilte, und durch ihren Gruß ihrem noch nicht geborenen Vorläufer die Gnade des Herrn Jesus vermittelte.“

„So wird die Selige und Heilige Jungfrau auch im nächsten Jahr, d. h. im Jahre 1917, im Auftrage des Heiligen Geistes wieder zur Menschheit eilen. Sie will vier einfachen Kindern ihre himmlischen Botschaften mitteilen und durch sie der ganzen Welt wissen lassen.“

„Franz! Du bist zur Vermittlung der schwierigsten Dinge auserwählt; aus diesem Grunde wirst du zur Weitervermittlung der himmlischen Botschaften der Seligen und Heiligen Jungfrau durch schwere Leiden auf das Härteste vor-bereitet werden. Damit du aber das vollbringen kannst, wird dich der Geist der Stärke erziehen und formen; und damit du im Kampfe nicht untergehst, wird dich der heilige Erzengel Michael beschützen. Darum sollst du dich vor keinerlei Leiden fürchten.“

„Wisse, die Selige und Heilige Jungfrau will für den Herrn Jesus einen Weg in das Herz der sündigen Menschheit bereiten, weil die jetzige Menschheit ihre

Sündhaftigkeit nicht anerkennen will und darum den Erlöser nicht für notwendig hält. Die Selige und Heilige Jungfrau will die abgestumpfte Menschheit aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln und dadurch der Gnade und Hilfe des göttlichen Erlösers würdig machen, denn der Menschheit stehen grausame Zeiten bevor. Diese Menschheit ist nicht mehr weit davon entfernt, sich selbst auszurotten, und in diesen grausamen Zeiten braucht sie sehr die Hilfe des Erlösers, denn ohne Ihn geht die Menschheit infolge ihrer eigenen Bosheit bis zu ihrem letzten Glied zugrunde.“

„Vor diesem fürchterlichen Schlag möchte die Selige und Heilige Jungfrau die Menschheit retten, und darum wird sie im nächsten Jahr in Fatima zu euch Menschen kommen. Die Sendung der himmlischen Mutter für diese Menschheit gipfelt in drei todernsten Ratschlägen:

1. Sie will die Menschheit darauf aufmerksam machen, die Forderungen des Evangeliums getreu zu erfüllen.
2. Die Menschen sollen besonders jene Forderungen erfüllen, die für ihre Zeit von großer Bedeutung sind.
3. Die Heilige Jungfrau will gegen den Seelentod, d. h. gegen die ewige Verdammnis, eine Arznei darreichen, denn sie weiß, daß die jetzige Menschheit sich trotz aller ihrer Wissenschaft und Bildung unüberlegt hartnäckig in die ewige Verdammnis stürzt.“

„Weißt du, die Selige Jungfrau sieht durch den lieben Gott die wirkliche Lage der jetzigen Menschheit. Sie hat einen tiefen Einblick in die Pläne Gottes und in die Zukunft der Menschheit. Als himmlische Mutter der sündhaften Menschen möchte sie aus ihrem liebevollen, heiligen Herzen heraus für ein jedes einzelne ihrer irdischen Kinder sorgen; kein einziges möchte sie verloren gehen lassen. Die heiligste Dreifaltigkeit aber sendet sie als die Dienerin des Herrn mit besonderer Liebe zur jetzigen Menschheit, und darum wäre derjenige, der sich nicht an die Worte einer solchen himmlischen Mutter halten würde, wirklich unvernünftig.“

„Auch das sollst du dir schon jetzt im voraus gut merken, daß das Wesen der Vorkommnisse von Fatima nicht die Erscheinungen der Heiligen Jungfrau bilden, sondern das Gebet, die Bußfertigkeit, die Sühne und die Opfer. Die Erscheinungen und Mitteilungen der Heiligen Jungfrau in Fatima sind die Ausgangsquellen zur Erneuerung der Seelen und des reinen Evangeliumgeistes.“

„Auch ihr vier Kinder werdet die Werkzeuge der Seelenerneuerung und des reinen Geistes des Evangeliums sein, wozu ihr für diese große Mission durch mich vorbereitet werdet. Ich werde dich zuerst an den Ort der Vorbereitungen, nach Fatima in Portugal, führen; danach wirst du auch alleine ohne Schwierigkeit kommen können, denn Gott hat die Macht, im Gesetz der Naturkräfte eine Veränderung hervorzurufen; was nämlich bei den Menschen unmöglich

ist, das ist bei dem allmächtigen Gott möglich. Sei bereit, denn, wenn die Zeit gekommen sein wird, werde ich kommen, um dich zu holen und dich an den Ort der Vorbereitungen führen. Was ich dir sage, werde ich auch halten. Du weißt, daß ich der ‚Friedensengel‘ bin, aber man nennt mich auch noch den ‚Schutzengel Portugals‘.“

Nach diesen Worten war der „Friedensengel“ verschwunden, ich aber war über die Dinge, die vorgefallen waren, tief in Gedanken versunken. Ich kam mir so vor, wie einer, der aus einem tiefen Schlaf erwachte. Ich hatte viel gehört, aber nichts gesehen. Die Gegenwart kämpfte in mir mit der Vergangenheit, und alles kam mir so unmöglich vor, obschon ich gewaltige Erlebnisse hatte.

Es ist selbstverständlich, daß derjenige, der noch keine Erlebnisse hatte, davon nicht im Tone der Überzeugung reden kann, weil er darin keine Erfahrungen besitzt. Er wird sie demnach nie voll begreifen, aber auch nicht für wahr halten, obwohl das an den Tatsachen absolut nichts ändert.

Ich konnte über das Vorgefallene nicht lange nachdenken, denn es fing bereits an, sehr zu dämmern, und ich war daher bestrebt, schnell in unsere Wohnung zu kommen. Ich gestalte aufrichtig: Mir wurde angst, in der immer mehr um sich greifenden Dunkelheit allein zu sein, die doch für ein achtjähriges Kind so unfreundlich und schauerhaft erscheint. Den Kindern ergeht es mit der Finsternis wie dem Teufel mit dem Licht: Sie wollen davor fliehen.

So kam es, daß ich mit meinen Angehörigen zwar zusammenlebte, aber sie von meinen außerordentlichen Erlebnissen keine blasse Ahnung hatten. Ich ging meiner Wege, schwieg von allen diesen Dingen und verriet nichts.

Im Sprichwort heißt es: „Kinder, Berauschte und Narren können Geheimnisse nicht bewahren, denn sie plaudern alles aus.“ Das ist nur z. T. wahr, denn bloß die Betrunknen und die Narren können keine Geheimnisse bewahren, einzelne Kinder dagegen sehr wohl. Fast jedes Kind hat seine Geheimnisse, wovon es niemals spricht, nicht einmal seiner Mutter gegenüber. Es gibt auch Kinder, die bereit sind, lieber zu sterben, als ihr Geheimnis preiszugeben.

So war es auch bei mir. Ich habe meine Geheimnisse niemandem verraten, sondern hielt über sie den Mund und war verschwiegen wie ein Grab.

Ich muß hier vielleicht erwähnen, daß der Engel, der uns erschien und uns vorbereitete, einmal „Friedensengel“, das andere Mal „Schutzengel Portugals“ genannt wird. Diese beiden Benennungen beziehen sich aber auf ein und denselben Engel. Also ist hier nicht von zwei Engeln die Rede, sondern nur von einem, der auf zweifache Weise erwähnt wird.

Der „Friedensengel“ war verschwunden, und die Tage vergingen; sie wurden immer wärmer und länger, und wir Kinder verlegten uns in feuriger Leidenschaft immer mehr auf Kriegsspiele. An einem Tag zu Beginn des Monats Mai 1916, als wir uns bei wilden kriegerischen Spielen gerade tüchtig verprügelten – die auch den menschenfressenden Kannibalen zur Zierde hätten reichen können –, da hörte ich auf einmal, daß jemand meinen Namen nannte. Daraufhin ließ ich das Kriegsspiel sein und zog mich von den Kameraden zurück in einen lärm- und prügelfreien Hintergrund. Dort fing ich an, zu horchen, denn ich wollte mich überzeugen, ob ich recht gehört hatte, oder ob ich mich täuschte. Aber kaum hatte ich begonnen, zu lauschen, als ich neben mir vernahm, wie jemand meinen Namen nannte:

*„Franz Fürchte dich nicht, ich, der ‚Friedensengel‘, bin wieder hier. Ich bin gekommen, dich nach Fatima zu führen, an den Vorbereitungsort der Erscheinungen der Seligen und Heiligen Jungfrau. Komm, wir wollen gehen!“*

Und ich ging, obwohl unter den Spielenden ein zweites „Ich“ von mir zurückblieb. Ich wollte meinen Augen nicht trauen: Ich ging mit dem „Friedensengel“ fort, aber mein zweites „Ich“ spielte mit den raufenden Jungen weiter.

Hier könnten viele meinen, es ist unmöglich, was ich erzähle. Wir Menschen behaupten von vielen Dingen: Unmöglich – aber nur für uns. In Wirklichkeit liegen die Dinge ganz anders, denn was nach unserer Auffassung unmöglich erscheint, das ist für den Herrgott kein Hindernis. Er ist der Herr der Ordnung in der Natur und ihrer Gesetze. In diese für uns unbegreifliche und außerordentlich komplizierte natürliche Ordnung greift Er nur dann hinein und ruft darin Veränderungen hervor, wann und wie Er es will. Er bringt in unserem Leben auch solche Dinge glatt und unauffällig in Ordnung, worauf wir sagen würden: „Unmöglich.“ Bei Ihm ist nur das unmöglich, was mit Seiner Gottheit nicht zu vereinbaren ist. Sonst hängt alles von Ihm ab.

Ich bin zwar kein Phantast, dennoch wage ich ruhig, zu behaupten: Ich habe Gottes Hand schon mehrmals auf meinen Schultern gespürt. Er kommt gewöhnlich unsichtbar, aber Er läßt sichtbare Spuren zurück.

Aber bleiben wir bei den Tatsachen, und sehen wir, wie die Vorbereitungen weiterhin vor sich gingen.

Wie ich schon erwähnte, ist die Selige Jungfrau uns vier Kindern im Jahre 1917 mehrmals erschienen. Auf diese Erscheinungen wurden wir durch den „Friedensengel“ schon 1916 vorbereitet, und zwar insgesamt dreimal.

Sehen wir nun diese Vorbereitungen in ihrer Reihenfolge, wie sie geschahen.

### Die erste Vorbereitung durch den Engel

Als ich mit dem „Friedensengel“ in Fatima ankam, weideten die drei portugiesischen Kinder auf dem Cabeço-Berg ihre Herde. Ich gesellte mich ihnen sofort zu, stand dort hinter den Lämmern und sah zu, wie sie so ruhig weideten. Ich konnte aber nicht lange den Schafen zuschauen, denn es fing an, leise zu regnen, und darum suchten wir in einer Höhle des Cabeço-Berges Schutz. Dieser Cabeço-Berg liegt neben dem Erscheinungsort der Seligen und Heiligen Jungfrau, und in dieser Höhle verbargen sich die drei portugiesischen Kinder oft vor den neugierigen Besuchern, und in diesem stillen und ruhigen Versteck beteten sie andächtig ihren Rosenkranz. Jetzt aber aßen sie zuerst ihr mitgebrachtes Vesperbrot, denn sie waren hungrig, beteten nachher den Rosenkranz und verbrachten dann die übrige Zeit mit harmlosen Spielen.

Ich sah ihnen nur zu, hatte weder gegessen noch gespielt. Meine Aufgabe war das stumme Beobachten. Die drei portugiesischen Kinder sahen mich nicht, aber ich sah sie, hörte alles, und darum konnte ich alles gut beobachten. Während sämtlicher Erscheinungen durfte ich mich nicht verraten, und deshalb sprach ich nicht.

Während meiner Beobachtungen brauste auf einmal ein heftiger Wind durch die Bäume, und auf das Brausen des Windes schauten wir alle vier zur Höhle hinaus: Unsere Blicke hefteten sich an die Bäume. Da sahen wir erstaunt, daß ein schöner Jüngling im Alter von etwa 16 Jahren auf uns zu kam. Seine bildhübsche Gestalt war von einer himmlischen Schönheit umgeben. Wir erschrakten. Er aber kam weiter auf uns zu und sagte:

*„Fürchtet euch nicht! Ich bin der ‚Friedensengel‘. Betet mit mir.“*

Daraufhin kniete er auf die Erde nieder und beugte sein Haupt bis zur Erde herab. Auch wir knieten nieder. Hernach betete der Engel folgendes:

*„O mein Gott, ich glaube an Dich, ich bete Dich an; ich hoffe auf Dich, ich liebe Dich. Ich bitte Dich um Verzeihung für jene, die nicht an Dich glauben, die Dich nicht anbeten, die nicht auf Dich hoffen und Dich nicht lieben!“*

Nachdem der „Friedensengel“ dieses Gebet dreimal wiederholt hatte, stand er auf und sagte: *„Betet so! Die Herzen Jesu und Mariens achten auf euer Gebete.“*

Das Gebet des Engels konnten wir nicht mehr vergessen. Wir haben es vielmal verrichtet, wir beteten es fast bis zur Erschöpfung.

Bislang hörte ich dreimal die Stimme des „Friedensengels“, aber erst jetzt sah ich zum erstenmal seine Gestalt, die entzückend, wunderbar und erhaben war.

Aus der ersten Unterweisung durch den Engel können wir also ersehen, daß der „Friedensengel“ uns zuerst nach dem Verlangen des heiligsten Herzens unseres Herrn Jesus und der Seligen Jungfrau beten gelehrt hat, und zwar: zum Ruhme Gottes, für uns selbst und für die Sünder.

Das war die reinste und einfachste, dabei auch dem Willen Gottes am meisten entsprechende Unterweisung, die zwar nicht lang war, aber um so klarer.

Der Zweck der ersten Unterweisung durch den Engel bestand also darin, daß wir richtig beten lernten.

Durch das richtige Beten fördern wir das Lob Gottes, können unsere und die Seelen der Sünder für das ewige Heil retten. Das Erlernen des richtigen Betens ist also für die Seelenrettung wichtig.

Was uns der „Friedensengel“ lehrte, daraus können auch andere lernen, wenn sie sich in die große Arbeit der Seelenrettung vor der großen Weltkatastrophe einschalten wollen.

Im Zusammenhang mit der Seelenrettungsarbeit lesen wir im Evangelium: „Jesus zog umher in allen Städten und Dörfern, Er lehrte in den Synagogen, verkündete die frohe Botschaft Seines Reiches und heilte jede Krankheit sowie jegliches Gebrechen. Als Er die Scharen sah, empfand Er mit ihnen ein herzliches Erbarmen, denn sie waren so wie die Schafe ohne Hirten: elend und verwahrlost. Da sprach Er zu Seinen Jüngern: ‚Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende‘“ (Mt 9,35–38).

Das Volk war immer bedrückt, niedergeschlagen und hoffnungslos, wenn es keine seelische Führung und keinen seelischen Trost hatte, besonders aber in unserer Zeit, wo es manchmal den Anschein hat, als ob der Teufel neben dem Lenkrad der Welt säße. In diese seelisch bedrückte und hoffnungslos scheinende Lage wollte die Selige und Heilige Jungfrau durch ihre Erscheinungen und Mitteilungen neue Schwungkraft bringen. Die Unterweisungen des „Friedensengels“ waren Vorläufer dazu. Aber gehen wir weiter.

## Die zweite Vorbereitung durch den Engel

Nach der ersten Engelsunterweisung, etwa drei Monate später, Anfang August, war ich wieder in Fatima, und zwar im Garten der Eltern Lucias.

Der Garten lag hinter dem Haus. Im Garten war ein Brunnen, der von Bäumen umgeben war. Es war heiße Mittagszeit; darum zogen wir vier Kinder uns vor den heißen Sonnenstrahlen in den Schatten der Bäume zurück. Auf einmal wurden wir darauf aufmerksam, daß der „Friedensengel“ vor uns stand und fragte:

*„Was tut ihr? Betet viell Die heiligsten Herzen Jesu und Mariä haben mit euch Pläne großen Erbarmens. Bringt Gott dem Herrn ständig Gebet und Opfer dar!“*

Auf diese Worte des „Friedensengels“ fragte Lucia:

„Wie sollen wir uns opfern?“

Sie bekam folgende Antwort:

*„Macht aus allem, was ihr könnt, ein Opfer für den Herrn zur Sühne für die Sünden, mit denen Er beleidigt wird, und als Bitte für die Bekehrung der Sünder. Zieht auf diese Weise den Frieden auf euere Heimat herab! Ich bin deren Schutzengel, der ‚Engel Portugals‘. Vor allem aber nehmt willig hin und tragt mit Ergebung die Leiden, die der Herr euch schicken wird.“*

Die zweite Engelsunterweisung hatte also einen dreifachen Zweck:

- I. Bereiten wir aus allem ein Opfer für den Herrn, um dadurch Ihm Sühne zu leisten für jene schweren Vergehen, wodurch Er durch die Sünder beleidigt wird.
- II. Diese Opfer sollen wir auch für die Bekehrung der Sünder darbringen.
- III. Wir sollen willig und mit Ergebung jene Leiden tragen, die uns der Herr schickt.

Nun wollen wir diese Punkte einzeln betrachten.

- I. Der Engel hatte darauf hingewiesen, daß unser Leben voller Leiden sein wird. Von diesem Augenblick an war ich entschlossen, alle meine Leiden dem Herrn als Opfer darzubringen, dadurch Ihm für meine Sünden und für die Sünden anderer zu sühnen. Dieses Ver-



langen, dem Herrn zu sühnen, gab mir stets Kraft, auszuhalten und auch die größten Leiden zu ertragen; machte mich fähig, Qualen zum Verrücktwerden auszustehen – ohne Klage. Die Sehnsucht, dem Herrn zu sühnen, bringt Ruhe den leidenden Seelen; ohne sie wäre es unmöglich, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wie sehr das wahr ist, werden wir im Laufe meines Lebens noch sehen. Diese Engelsunterweisung zeigte mir in meinem späteren Leben in vielen schweren Lagen den Ausweg und half mir Fragen, die bleischwer waren und unlösbar schienen, zu lösen. Dadurch wurde bewiesen, daß denen, die auf Gott vertrauen, alles zum Heile gereicht.

- II. Die Heilige Schrift lehrt ausdrücklich, daß Opfer und Selbstverleugung notwendig sind, um Gott und unseren Nächsten lieben zu können.

Opfer ist eine über die eigentliche Pflicht hinausreichende, freiwillige Bereitschaft zum Geben, Handeln und Leiden. Die Opferbereitschaft bedeutet viel für die Ausformung des Charakters, für das Seelenleben und für die Nachfolge Christi. Der Opfergeist erhebt uns über die Dutzendmenschen, macht uns zu seelisch schönen, edlen und heldischen Menschen. Vielleicht haben wir noch nie daran gedacht, aber es ist dennoch so, daß nämlich hier auf Erden nur der Mensch fähig ist, Opfer zu bringen; die Engel im Himmel haben keine Gelegenheit dazu; die Tiere aber haben keine Ahnung davon. Der Erlöser mußte darum Mensch werden, damit auch das Opfer Seiner Schönheit nicht ermangele. Auch die großen Gestalten des Seelenlebens wurden durch Opfer Heilige. Heutzutage ist die Opferbereitschaft in der Welt bereits im Schwinden begriffen. Das Familienleben ist darum locker und zerfällt deshalb in der modernen Welt, weil die Familienmitglieder keine Opfer mehr bringen wollen. Auch die Kinder werden meist schon so erzogen, daß sie womöglich frei von allen Opfern sein sollen. In der Gesellschaft aber kommt es fast nur darum zu jedweder Uneinigkeit und Unordnung, weil ihr die Opferbereitschaft fehlt, obwohl Opfer zu bringen nur so lange schwer fällt, bis wir damit begonnen haben. Wenn jemand aufgerufen wird, Opfer zu bringen, so ist das immer ein Zeichen der Auserwählung und der Auszeichnung, besonders dann, wenn jemand von einem Abgesandten aus dem Jenseits dazu aufgerufen wird. Aus diesem Grunde haben wir Kinder in Fatima uns bereit erklärt, Opfer zu bringen.

- III. Wir haben bereits schon vorhin gehört, daß wir durch den dritten Teil der zweiten Engelsunterweisung aufgefordert wurden, die Lei-

den, die der Herr uns schicken wird, bereitwillig über uns ergehen zu lassen und mit Ergebung zu tragen.

Bevor wir den Ablauf der Geschehnisse weiterbehandeln wollen, sollten wir näher betrachten, was eigentlich die Leiden darstellen, und wofür sie nützlich sind. Also:

1. Was sind die Leiden? Leiden sind Erlebnisse, die die Seele oder den Körper schmerzlich berühren. Nach der christlichen Auffassung sind sie durch den Ungehorsam unserer Ureltern in die Welt gekommen und wurden durch neue Sünden vermehrt, vervielfältigt. Durch die vom Heiland ertragenen bitteren Schmerzen erhielten die Leiden im Heilsplan Gottes ihren Sinn und ihren Wert. Die Leiden sind als Strafe da, um Buße zu tun und Genugtuung zu leisten, und damit wir Menschen einsehen, daß unser Glück nicht im irdischen Leben verwurzelt, sondern erst im Jenseits vollkommen sein wird. Weiterhin sind die Leiden dazu da, um uns vor den Sünden zu schützen und uns moralisch zu reinigen.
2. Zweitens ist das Leiden nur ein vorübergehender Zustand, dauert also nicht ewig. Auch aufgrund des Urteils des natürlichen Verstandes leuchtet ein, daß die Gerechten im Jenseits einer unendlich glücklichen Zukunft entgegensehen, und daß im Vergleich dazu auch das längste irdische Leiden nur eine kurze Prüfung ist. Dagegen beweist aber die menschliche Erfahrung, daß auch die größte irdische Qual erträglich wird, dann, wenn wir wissen, daß das Leiden in naher Zukunft bestimmt ein Ende nehmen wird. Das Leiden ist auch ein Mittel der Seelenrettung. Wer mit Ergebung leidet, der wandelt in den Fußstapfen des Erlösers, und das wird ihm zum Segen gereichen. Die Heilige Schrift sagt: „Wenn wir mit Ihm leiden, werden wir mit Ihm auch verherrlicht werden“ (Röm 8,17). Der Erlöser selbst sagt: „Ich gebe euch ein neues Gebot: Liebet einander! So, wie Ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben! Daran sollen alle erkennen, daß ihr Meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt“ (Jo 13, 34–35). Wenn jemand die Liebe hat, dann wird er bestrebt sein, auch andere zu retten und wenn notwendig, auch die schwersten Leiden zu ertragen. Wenn jemals die Seelenrettung dringlich war, dann ist sie gewiß heute am dringlichsten, denn wir sind im Begriff, uns in die ewige Verdammnis zu stürzen.

Nun also, all das enthält die zweite Engelsunterweisung, die wir kurz wie folgt zusammenfassen können: Seelenrettung durch Leiden.

### Die dritte Vorbereitung durch den Engel

In den ersten Tagen des Oktobers 1916 waren wir vier Kinder wieder in der Höhle von Cabeço. Das Wetter war nicht gerade freundlich, und darum tat uns die angenehme Temperatur der Höhle wohl. Außerdem schützte uns die Höhle vor Wind, verbarg uns vor der Neugier der Menschen, vor allem aber wurde unsere Andacht durch ihr mystisches Dunkel gehoben. Wir fingen an, den Rosenkranz zu beten und sprachen wiederholt jenes Gebet, das uns der „Friedensengel“ gelehrt hatte. Während wir also beteten, wurden wir auf einmal von einem Strahlenkranz umgeben, und der „Friedensengel“ erschien uns zum drittenmal (mir damals schon zum fünftenmal). Was ich sah, wollte ich nicht für möglich halten; ich dachte, das Ganze sei nur eine Einbildung, obwohl es harte Wirklichkeit war. Der „Friedensengel“ hielt einen prächtigen Goldkelch in seiner Hand und darüber eine Hostie, woraus Blutstropfen in den Kelch tröpfelten. Dann ließ er den Kelch und die heilige Hostie frei in der Luft schweben, gesellte sich zu uns, kniete nieder und betete dreimal folgendes Gebet:

*„Heiligste Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Heiliger Geist, ich bete Dich in tiefster Ehrfurcht an und opfere Dir auf den kostbaren Leib, das Blut, die Seele und die Gottheit unseres Herrn Jesus Christus, der in allen Tabernakeln der Welt gegenwärtig ist, zur Sühne für die Schmähungen und Entweihungen und für die Gleichgültigkeit, wodurch Er beleidigt wird. Um der unendlichen Verdienste Seines heiligsten Herzens willen und auf die Fürbitte des unbefleckten Herzens Mariä hin, bitte ich Dich um die Bekehrung der armen Sünder.“*

Nachdem der Engel dieses Gebet gesprochen hatte, stand er auf und nahm den Kelch und die heilige Hostie wieder in die Hand. Die heilige Hostie reichte er ganz und nur der Lucia. Den Kelch gab er Jacinta und Francisco, damit sie ihn vollständig austranken. Dabei sagte er folgendes:

*„Empfanget den Leib und das Blut Jesu Christi, der so schrecklich beleidigt wird durch die undankbaren Menschen. Sühnet ihre Sünden, und tröstet euren Gott.“*

Nachdem der „Friedensengel“ dies gesagt hatte, kniete er wieder auf die Erde nieder und wiederholte dreimal sein Dreifaltigkeitsgebet. Danach verschwand er, ohne uns noch etwas zu sagen. Wir zu viert aber lagen wei-

ter auf den Knien und wiederholten voller Ergriffenheit und heiliger Andacht solange das Gebet des „Friedensengels“, bis es dunkel wurde; dabei beugten wir unser Haupt zur Erde.

Während der dritten Unterweisung durch den „Friedensengel“ konnten wir also feststellen, daß er mir weder von der heiligen Hostie noch aus dem Kelch etwas gereicht hatte. Aber das hatte er absichtlich gemacht, um meine Anwesenheit den drei portugiesischen Kindern nicht zu verraten. Sie durften von meiner Anwesenheit nichts erfahren. Das bedeutet freilich nicht, daß mich der „Friedensengel“ nicht sah, als er den heiligen Leib des Herrn Lucia und Sein heiliges Blut Jacinta und Francisco reichte.

Mir gab er nichts vom heiligen Leib und vom heiligen Blut des Herrn, sondern nur von Seinem heiligen Leiden, und zwar darum, weil man das Leiden nicht immer sehen kann, aber man muß es ertragen. Wir wissen, daß das Gold im Feuer und die Menschen im Leiden geprüft werden. Der Herr selbst sagt im Buche der Offenbarung: „Alle die, die Ich liebe, strafe und züchtige Ich. So sei denn eifrig und tue Buße“ (Offb 3,19). Alles Leiden hat zweierlei Zweck: Erstens kann es eine Mahnung sein, den rechten Weg zu beschreiten, oder zweitens will dadurch Gott jemanden vollkommener machen. Bei mir sind beide Zwecke am Platze, und darum murre ich nie wegen eines Leidens, denn das Leiden ist ein geheimnisvolles Geschenk Gottes und ein Zeichen Seines Vertrauens.

Bei dieser dritten Vorbereitung müssen wir uns gut merken, daß wir vier Kinder uns nie über unsere geschilderten Erlebnisse unterhielten, sondern uns darüber in tiefes Schweigen hüllten. Das wird nur durch die besondere Gnade Gottes verständlich. Dagegen waren wir vier Kinder von einer geheimnisvollen Sehnsucht nach den Erscheinungen und Mitteilungen der Heiligen Jungfrau erfüllt. Das ist verständlich, denn durch den „Friedensengel“ wurden wir eigentlich darauf vorbereitet.

Die dritte Engelsunterweisung verfolgte ein dreifaches Ziel und lehrte uns, wie wir unsere Gebete und unser Opfer vereinen könnten, und zwar:

- I. Durch das heilige Sühneopfer.
- II. Durch die unermesslichen Verdienste des heiligsten Herzens Jesu.
- III. Durch die Verdienste des Unbefleckten Herzens der Heiligen Jungfrau.

Nachher wollen wir das dreifache Vorbereitungsziel einzeln und auch näher untersuchen, aber vorher den Begriff des Opfers klären. Aufgrund des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas können wir den

Opferbegriff wie folgt bestimmen: Das Opfer ist eine liturgische Aufopferung einer sinnlich wahrnehmbaren Sache an Gott, um damit womöglich erschöpfend zum Ausdruck zu bringen, daß wir Gott als erste Ursache unseres Seins und als letztes Ziel unseres Lebens unbedingt anerkennen (s. Augustinus: De civitate Dei X,5; Thomas Aquinas: Summa Theologica 2 II,85,3).

I. Nach Klärung des Opferbegriffes wollen wir nun sehen, was mit dem Opfer bezweckt werden soll. „Im Opfer bringt sich die Seele Gott dar als dem Urheber ihres Seins und als dem Ziel ihrer Sehnsucht“ (Thomas, 1.c.; 2 II,85,2). Durch diese opferwillige Selbsthingabe anerkennen wir Gott als erste Ursache und letztes Ziel der Schöpfung. Das Opfer ist also nichts anderes als der möglichst völlige und erschöpfende Ausdruck unseres fundamentalen religiösen Lebens und unserer religiösen Tätigkeit. Durch ein jedes Opfer wird darum:

1. Die Majestät Gottes angebetet im Sinne eines Huldigungsopfers (Sacrificium laetiticum).
2. Gott Dank gesagt für die empfangenen Wohltaten im Sinne eines Dankopfers (Sacrificium eucharisticum).
3. Von Gott die Erfüllung aller Seiner Wohltaten verlangt, und zwar im Sinne eines Bittopfers (Sacrificium impetratorium).

Die ersten zwei Opfer beziehen sich auf Gott als primäre und ausführende Ursache, das dritte Opfer stellt Gott als Endziel hin. Im Heilsablauf unserer gefallenen Natur kommt zu diesem primären Ziel des Opfers noch ein sekundäres hinzu, nämlich das Sühneopfer (Sacrificium propitiatorium). Im Sühneopfer müssen wir wiederum drei Momente unterscheiden:

1. Sühne für die Sünden.
  2. Genugtuung für die Sünden- und Sündenstrafenschuld (Pro reatu peccati et poenae).
  3. Flehen um die Heilung der Wunde, die die Sünde geschlagen hat.
- In diesen Momenten wird also das Ziel der Engelsunterweisungen klar. „Christus hat uns geliebt und Sich selbst für uns an Gott hingegeben als Gabe und Opfer“ (Eph 5,2).

II. Aber gehen wir weiter, und betrachten wir, warum uns der „Friedensengel“ empfohlen hat, unser Gebet und unser Opfer mit den unermesslichen Verdiensten des Heiligsten Herzens Jesu zu vereinigen.

Als Ausgangspunkt wollen wir vor Augen halten, daß Jesus Christus die zweite göttliche Person ist, der eingeborene Sohn Gottes, der für uns Mensch geworden ist. Daß Gottes Sohn Mensch geworden ist, bedeutet, daß Er durch die Kraft des Heiligen Geistes menschlichen Leib und menschliche Seele angenommen hat. Darum ist Jesus Christus ein wahrer Mensch und wahrer Gott.

Der Name „Jesus“ selbst bedeutet soviel wie „Retter“ oder „Erlöser“. Da Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, und zwar in einer Person, aber zwei Naturen hat, darum gebührt Ihm auch als Menschen Anbetung.

Als Erlöser hat Er nicht deshalb die Gestalt eines Knechtes angenommen, um Sich bedienen zu lassen, sondern um selbst zu dienen. Nicht darum hat Er Sich mit menschlicher Gestalt umgeben, um Sich feiern zu lassen, sondern um in Erniedrigung und Opferbereitschaft das Werk der Erlösung zu vollbringen. Und als Er von Seinen Jüngern Abschied nahm, führte Er eine neue Ordnung des Gebetes ein, indem Er sie aufrief, in Seinem Namen zu beten. Das konnte Er auch tun, denn: „Er erniedrigte Sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum hat Ihn Gott auch so hoch erhoben und Ihm einen solchen Namen gegeben, der über alle Namen ist, damit im Namen Jesu alle Knie sich beugen: im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt“ (Phil 2,8-10). „und damit Ihn alle Engel Gottes anbeten“ (Hebr 1,6).

Christus gebührt auch Anbetung wegen Seiner persönlichen Einheit mit dem Wort, und zwar trotz Seiner Menschheit. Christus kann man anbeten nicht nur nach Seiner ganzen Menschheit, sondern auch hinsichtlich eines Teiles Seiner Menschheit oder in Betreff eines Teiles Seiner menschlichen Existenz.

Diese Gesichtspunkte müssen wir auch bei der Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu walten lassen. Diesbezüglich kann ich folgendes sagen:

1. Das besondere Anliegen der Verehrung des Heiligsten Herzens ist die Verehrung des wahren Herzens Jesu, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, das heißt:
  - a) Sein ganzes inneres Leben, Seine Gefühle und Seine unendliche Liebe zu uns.
  - b) Sein leibliches Herz, nicht nur als Symbol Seiner Liebe zu uns, sondern auch als offensichtliches Organ (Cor illud tanto hominum amore succensum).

Diese beiden Punkte – das innere Leben des Heilandes und Sein leibliches Herz – sind der volle Gegenstand der Andacht zu Seinem Heiligsten Herzen (Objectum adaequatum). Diese Auffassung wird andererseits dadurch wahrscheinlicher, daß das Wort „Herz“ in der Heiligen Schrift gewöhnlich in diesem Sinne interpretiert wird (Deuteronomium 10,12;11,16;13,3 und Mt 22,37). In diesem Sinne gebraucht es auch der Heiland (Jo 16,6). Auch die Kirche bedient sich in ihren auf das Heiligste Herz bezüglichen amtlichen Verlautbarungen dieser Interpretation, z. B. in der Litanei vom Heiligsten Herzen Jesu.

2. Die Verehrung des Heiligsten Herzens ist nicht nur dogmatisch begründet, weil nämlich die Menschheit Christi in ihrer Ganzheit und partiell würdig ist, angebetet zu werden, sondern sie wurzelt auch tief in der Heiligen Schrift und in der heiligen Überlieferung (Mt 12,20; Mk 10,21 usw.). Besonders der heilige Augustinus hat in seinen „Enarrationes in Psalmos“ viele feinsinnige Gedanken entwickelt. Also hat die Verehrung des Heiligsten Herzens sichere und tiefe Grundlagen im Dogma und in den Glaubensquellen. Die Privatoffenbarungen der heiligen Margarete von Alacoque waren nur Anlaß, damit die Verehrung des Heiligsten Herzens sich ausbreite.
3. Das Heiligste Herz ist überaus würdig, um besonders verehrt zu werden, weil:
  - a) Das Heiligste Herz Jesu die Urquelle jenes Blutes ist, das uns das Heil gebracht hat.
  - b) Es das Symbol und der Träger jener heiligen Liebe ist, der die Welt ihre Rettung und ihr Heil verdanken kann.
  - c) Es jene geöffnete Seite ist, woraus Wasser und Blut floß und dadurch zum Symbol der seelischen Wiedergeburt, zum Symbol der Taufe und der Eucharistie geworden ist; ja, weil es der beredteste Mund in einer solchen Zeit ist, wo „... die Bosheit überhandnimmt, und wo die Liebe in vielen erkaltet“ (Mt 24,12). Demgegenüber war die Liebe des Erlösers großherzig: Aus Liebe zu uns nahm Er Mühen, Leiden und den Tod auf Sich: „... Er hat uns geliebt und Sich für uns als Opfer hingegeben“ (Eph 5,2).

Das bisher Gesagte vor Augen haltend, möchte ich zur Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu noch folgendes hinzufügen: Die Herz-Jesu-Verehrung muß aus zwei wesentlichen Fakten bestehen, wenn

sie den gewünschten Erfolg haben soll, nämlich aus Liebe und aus Genugtuung.

Die Liebe ist die erste und die Hauptpflicht.

Die Genugtuung ist unsere zweite Pflicht.

Wenn wir nun diese zweifache Pflicht eingehend betrachten, kommen wir leicht darauf, daß diese zwei Werke sehr viel zu unserer Heiligung beitragen, und zwar zuerst die Liebe dadurch, daß sie uns innerlich mit dem Heiligsten Herzen Jesu vereint, dessen Tugenden uns mitteilt und uns dazu ermutigt, trotz der Schwierigkeiten diese Tugenden zu üben; zweitens trägt die Genugtuung zu unserer Heiligung dadurch bei, daß sie uns gegenüber den Leiden des Erlösers mit Anteilnahme erfüllt, unseren Eifer anspricht und dazu bewegt, alle Leiden, die uns treffen, mutig und aus Liebe zu Ihm zu ertragen, um dadurch für das Heiligste Herz des Erlösers zu sühnen wegen unserer und anderer Sünden. So wird unsere Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu, aus dem Geiste des Christentums sprießend, zu einer gleichklingenden Verschmelzung der Liebe und der Selbstaufopferung, worin kein Funke Sentimentalität zu finden sein wird, aber im wahrsten Sinne des Wortes um so mehr eine Quelle der Erlösung für die Sünder werden.

Darum also hatte uns der „Friedensengel“ empfohlen, unser Gebet und unser Opfer mit den unaussprechlichen Verdiensten des Heiligsten Herzens des Erlösers zu vereinen, weil dadurch unser Eifer für die Bekehrung der Sünder wirksamer und erfolgreicher werden würde.

- III. Schließlich wollen wir sehen, warum uns der „Friedensengel“ geraten hat, unsere Gebete und unsere Opfer mit den Verdiensten des Unbefleckten Herzens der Heiligen Jungfrau zu vereinen.

Als Ausgangspunkt wollen wir die Wahrheit nehmen, daß es nur einen Gott gibt, und daß es bei Ihm aufgrund der Heiligen Schrift nur einen Mittler geben kann, wo es nämlich heißt: „Es gibt nur einen Gott und auch nur einen Mittler zwischen Gott und den Menschen: den Menschen Christus Jesus“ (1 Tim 2,5). Das bedeutet aber noch nicht, daß es gegen die Pläne der göttlichen Vorsehung wäre, uns noch solche Mittler und Vorbilder zu geben, die uns nach unseren Vorstellungen näher sind. Das wären die Heiligen, die anziehende Beispiele sind, weil sie das Leben Christi in sich verwirklicht haben. Darum sind sie auch vor Gott gerecht, und darum können sie unsere wirkungsvollen Protektoren und Mittler sein, denn sie sind ja stets von mitleidvollem Herzen gegen uns erfüllt,

sie sind ja mit uns Teile jenes mystischen Leibes, dessen Glieder auch wir sind.

Wenn wir sie nun auf dieser Grundlage verehren, verehren wir den Herrgott in ihnen; sie sind ja der Widersglanz der göttlichen Weisheit, und wenn wir sie um Hilfe bitten, dann wenden wir uns letzten Endes an den Herrgott selbst, indem wir nämlich die Heiligen nur darum bitten, für uns bei Gott unsere Fürbitter zu sein. Aber die Heiligen sind nicht nur unsere Fürbitter bei Gott, sondern auch unsere Vorbilder; wenn wir deshalb ihnen nachahmen, ahmen wir eigentlich nur Jesus nach, weil auch sie die Nachbildungen Jesu sind. Aus diesem Grunde ist die Verehrung der Heiligen der Verehrung Gottes und der des menschengewordenen Wortes nicht nur nicht abträglich, sondern ganz im Gegenteil, sie erhebt jene und ergänzt sie. Da aber unter den Heiligen die Seligste Jungfrau die erste ist, darum hat uns der „Friedensengel“ gelehrt, unsere Gebete und unser Opfer mit den Verdiensten des Unbefleckten Herzens der Heiligen Jungfrau zu vereinen. Da die Seligste Jungfrau aber die Mutter Jesu ist, darum tritt sie in engste Beziehung mit den drei göttlichen Personen:

1. Sie ist die geliebte Tochter des Vaters, Sein Werkzeug bei der Verwirklichung der Menschwerdung.
2. Sie ist die Mutter des Sohnes, und darum gebührt ihr von seiten des Sohnes Achtung, Liebe und auf Erden sogar Gehorsam. Wenngleich nur an zweiter Stelle, in Wirklichkeit nimmt sie Anteil an der Erlösung und Heiligung der Menschen; so wird sie zur Mithelferin ihres heiligsten Sohnes.
3. Sie ist der lebendige Tempel des Heiligen Geistes und ein Heiligtum der Privilegierten; ja, sie ist sogar die Verlobte des Heiligen Geistes, und zwar in einem solchen Sinn, daß sie mit Ihm zusammen und in Abhängigkeit von Ihm an der Wiedergeburt und an der Rettung der Seelen arbeitet.

Siehe nun! Deswegen hat uns der „Friedensengel“ empfohlen, unsere Gebete und unser Opfer mit den Verdiensten des Unbefleckten und Heiligsten Herzens der Heiligen Jungfrau zu vereinen, weil wir dadurch besser mitwirken können an der Bekehrung der Menschheit, die vom Wege des Herrn abgekommen ist, besonders aber an der Bekehrung der ganz verstockten Sünder. Das ist eine Mission. Zur Mission, das heißt zur Seelenrettung, braucht man aber eine Berufung und einen Auftrag, und all dies hat uns der „Friedensengel“ gegeben, darauf hat er uns durch seine Unterweisungen vorbereitet.

## Die Erscheinungen der Seligen Jungfrau

Der Erste Weltkrieg (1914–1918) tobte noch in vollem Ausmaß, als Papst Benedikt XV. vom Mai bis Oktober 1917 sich mit seinem ganzen Einfluß darum bemühte, den Menschen dieser durch wilde Kräfte entzweiten Welt den so sehr herbeigesehnten Frieden in Gerechtigkeit, Liebe, Verständigung und Verzeihung wiederherzustellen.

Der Heilige Vater hielt von allen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen, die unschuldigen Kinder der Kirche für die sichersten. Zu diesem Zwecke rief er am 1. Mai 1917 sämtliche katholischen Kinder der Welt zu einem Gebets-Kreuzzug auf, um dadurch die himmlische Königin, die Selige Jungfrau, zu bestürmen und darum zu bitten, der Welt wieder den Frieden zu geben. Damals fügte der Heilige Vater dem Schluß der Laurentianischen Litanei noch folgende Bitte als seinen sehnlichsten Wunsch hinzu: „Maria, Königin des Friedens, bitte für uns!“

Dieser Aufruf des Heiligen Vaters erreichte auch meine Geburtsstadt, Gyula, und brachte eine lebhaftere Bewegung in das Leben unserer Schule. Wir Kinder faßten die Bitte des Heiligen Vaters ernst auf, und darum bemühte sich ein jedes Schulkind, seinen Teil zu dieser Bewegung beizutragen. Ich selbst gehörte zu denjenigen, die im stillen wirkten, weil ich vorlautem Strebertum abhold war, aber um so ernsthafter ergriff ich jede Gelegenheit, um je mehr und je wirksamer bei der Wiederherstellung des gestörten Friedens mitzuwirken. Das tat ich nicht nur deshalb, weil auch wir Kinder den großen Weltbrand, Umsturz und das unendliche Leid sahen und spürten, sondern auch darum, weil jeder vernünftige Mensch den Krieg, das Morden ohne Überlegung, den unversöhnlichen Haß und die grenzenlose Zerstörung satt hatte. Ich tat es schließlich auch darum, weil auch unsere Familie die schwere Last des Krieges bereits sehr spürte und seine uns immer mehr bedrückende Bürde. Wir lebten zwar, aber bitterlich, weil wir vor dem Leben nicht fliehen konnten; und wir litten unter Seufzern, weil uns das tausendfache Elend des Krieges im Leben überallhin auf den Fersen folgte. Solcherart war es also verständlich, daß jedermann gerne hätte dem Krieg entrinnen wollen, weshalb wir jede Gelegenheit ergriffen, besonders aber das Gebet, um diesem Leben in der „Hölle“ zu entkommen.

In jener auf den Kopf gestellten Welt rief nicht nur Papst Benedikt XV. die katholischen Kinder der ganzen Welt auf, die Fürsprache der Seligen Jungfrau für den Frieden der Welt zu erleben, sondern die Heilige Jungfrau selbst ist uns vier Kindern im portugiesischen Fatima sechsmal erschienen und bat uns:

1. Eifrig den Rosenkranz zu beten, damit auf der Erde wieder Frieden herrsche.
2. Uns dem Unbefleckten Herzen der Seligen Jungfrau zu weihen.
3. Das Unbefleckte Herz der Seligen Jungfrau für jene Lästerungen zu versöhnen, womit unsere himmlische Mutter von so vielen beleidigt wird.

Die Selige Jungfrau hat im Hinblick auf diese ihre Bitten ausdrücklich versprochen, daß wir durch die Verehrung ihres Unbefleckten Herzens viele Seelen retten werden. Somit haben die Erscheinungen und Mitteilungen von Fatima den Zweck: Seelenrettung zur Ehre Gottes vor der großen Weltkatastrophe, die in Riesenschritten auf uns zukommt.

Aber bevor ich meine Erzählung weiterweben möchte, wollen wir doch mindestens in großen Zügen sehen, warum die Heilige Jungfrau diese drei Bitten an uns gerichtet hat.

1. Den Rosenkranz eifrig zu beten, steht darum an erster Stelle, weil er alle Gebete, womit wir die Heilige Jungfrau verehren und sie um ihre Fürsprache bei Gott bitten, überragt. Darum nennt man den Rosenkranz auch das Psalterbuch der Seligen Jungfrau. Daraus entsteht aus dem Englischen Gruß, dem eingeführten Vater Unser und der Pflichtbetrachtung ein wunderbarer Gebetskranz, der uns besonders erfolgreich zur Erlangung des ewigen Lebens verhilft.

Obwohl der Rosenkranz die heiligsten Gebete in sich schließt, ist er dennoch so leicht verständlich, daß diese Andachtsübung, die vom heiligen Dominikus durch göttliche Eingebung und Inspiration der Seligen Jungfrau auf wunderbare Weise verbreitet wurde, auch von ungelahrten und einfachen Menschen verrichtet werden kann.

Die Leichtverständlichkeit des Rosenkranzgebetes verband der Erlöser überdies mit Versprechungen. Ja, noch mehr: Dem Gebet aus dem Glauben sagte Er Wunderkraft zu mit folgenden Worten:

- a) „Um was auch immer ihr in Meinem Namen den Vater bitten werdet, das werde Ich euch tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht werde“ (Jo 14,13).

Dann fügte Er dem noch hinzu:

- b) „Um was auch immer ihr Mich in Meinem Namen bitten werdet, auch das werde Ich tun“ (Jo 14,14).

- c) Als aber die Apostel den Herrn baten: „Vermehre in uns den Glauben!“, antwortete Er wie folgt: „Wenn ihr auch nur einen solchen Glauben hättet so groß wie ein Senfkörnlein, und wenn ihr dem Maulbeerbaum sagtet: ‚Entwurzele dich, und verpflanze dich ins Meer!‘, er würde euch gehorchen“ (Lk 17,5–6).

Durch die Vermehrung des Glaubens wollten die Apostel erreichen, daß auch sie die Kraft hätten, die Beleidigungen zu verzeihen und überhaupt die Gebote Gottes zu halten. Die Apostel anerkannten durch ihre Bitte, daß Glaube und moralische-Kraft ein Werk der göttlichen Gnade sind. Außerdem versicherte ihnen der Erlöser, daß lebendiger Glaube auch zu menschlich Unmöglichem befähigt.

Das weiß auch die Heilige Jungfrau und empfahl uns, den Rosenkranz eifrig zu beten, weil ein Anliegen, worum in Gottes heiligem Namen gebittet wird, immer erhört wird, besonders hinsichtlich der Seelenrettung vor der großen Weltkatastrophe. Tröstlich klingt es diesbezüglich bei der kleinen heiligen Theresia: „... es ist eine schwache Seite des lieben Gottes, daß Er dem Gebet nicht widerstehen kann“ (Müller: Lernet von mir, S. 371, Abs. 3).

2. Weihen wir uns dem Unbefleckten und Heiligen Herzen Mariens. Das heißt soviel, daß wir uns ganz und gar und ohne Vorbehalt der Seligen Jungfrau hingeben, um dadurch ganz dem Erlöser zu gehören.

Also müssen wir hingeben und übergeben:

Erstens unseren Leib mit allen seinen Sinnen und Gliedern;

zweitens unsere Seele mit all ihren Fähigkeiten;

drittens unsere gegenwärtigen und zukünftigen äußeren Güter, die uns das Glück in den Schoß gelegt hat;

viertens unsere inneren, d. h. unsere geistigen Güter, und zwar unsere Verdienste, Tugenden und guten Werke und ebenso unsere vergangenen und zukünftigen geistigen Güter, d. h. mit einem Wort alles, was wir infolge der Natur und der Gnade besitzen, ja sogar auch das, was wir künftig in der Rangordnung der Natur, der Gnade und unserer Seligwerdung besitzen könnten, und zwar ohne Vorbehalt, einzig und allein nur darum, um durch die Selige Jungfrau ausdrücklich dem Erlöser zu gehören. Daraus folgt, durch die Hände der Seligen Jungfrau auf die vollkommenste Art und Weise alles dem Erlöser zu übergeben, was wir Ihm nur übergeben können; dadurch möge Er uns als ein vorbehaltloses Mittel dazu benützen nach

dem Herzenswunsche der Heiligen Jungfrau, in der großen Aufgabe der Seelenrettung vor dem furchtbaren Weltbrand.

3. Wir sollen dem heiligen Herzen der Seligen Jungfrau Sühne leisten für die Kränkungen und Mißachtungen, womit sie in der heutigen Welt von so vielen beleidigt wird. Mit Recht hat sie darum gebeten, denn das Herz ist der Mittelpunkt der Gefühle, und die ihrem heiligen Sohn, d. h. dem Erlöser, zugefügten Beleidigungen sammeln sich im Herzen der Heiligen Jungfrau, denn die Kränkungen, die die Kinder treffen, verwunden immer zuerst das mütterliche Herz. So ist es verständlich, daß die Selige Jungfrau sich danach sehnt, daß ihre treuen Kinder ihre Anhänglichkeit kundtun; an den Leiden, die ihr zugefügt werden, sollen auch wir Anteil nehmen, denn die Kinder sollen mit der Mutter nicht nur Freude, sondern auch Leid teilen. Das ist natürlich, denn mitfühlende Herzen werden durch nichts mehr zusammengeschweißt als durch das gemeinsame Leid.

Als aus diesem Grunde äußerte die Heilige Jungfrau ihren Wunsch und bat uns, daß wir Kinder mit ihr mitfühlen und mit ihr die Beleidigungen, die ihr zugefügt werden, teilen sollten. Gemeinsam ertragenes Leid ist geteiltes Leid, und somit wird das Tragen der Last leichter; durch die Anteilnahme und Sühneleistung der Kinder wird nämlich das Ach und Weh des Mutterherzens gemildert. Eine wahre Mutter wartet nie auf die Hilfe ihrer Kinder, denn sie schafft, was sie braucht, aber sie will, daß ihre Kinder ihr anhangen; das verleiht ihr neue Kraft, um ihre Ziele zu verfolgen. Das Ziel einer guten Mutter ist: das Glück ihrer Kinder; dafür opfert sie alles, sogar ihr eigenes Leben. Wenn nun solche Opfer gebracht werden, um das leibliche Wohl zu fördern, welche Opfer müßten dann gebracht werden für das Wohl der Seele? Ich meine: Unter den Opfern für die Seele ist das wirksamste Opfer – das Gebet. Und diese meine Behauptung wird auch durch den Wahlspruch des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen († 1680) bekräftigt, der da lautet: „Nichts ist stärker als der Mutter Gebet“ (*Maternis precibus nihil fortius*). Wenn das nun für das Gebet von Menschen gilt, von welcher Wirkung kann dann das Gebet der Seligen Jungfrau sein, besonders dann, wenn es um die Rettung der Seelen geht?

Wir können dessen versichert sein, daß die Selige Jungfrau sich selbstlos um uns bemüht, daß sie uns Verständnis und Anteilnahme entgegenbringt. Wenn irgendwo, dann gilt sicherlich für sie der Satz: „Mitleid sieht nicht auf die Ursache, sondern auf das Unglück“ (*Misericordia non causam, sed fortunam spectat*. Wahlspruch König Ruprechts. Regierte 1400 – 1410). Und jedermann von uns modernen

Menschen befindet sich in einer noch größeren Gefahr, weil wir das drohende Übel, in das wir uns stürzen, nicht sehen wollen. Vor dieser Blindheit möchte uns die Heilige Jungfrau von Fatima durch ihre Erscheinungen und Botschaften retten, wozu sie uns vier Kinder als Mittel benützt hat.

Im Laufe meiner Erzählung möge aber niemand daran denken, daß wir vier Kinder nur phantasiert hätten. Mitnichten! Wir geben nur den trockenen, äußeren Verlauf der Erscheinungen treu wieder, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, in den tieferen Sinn der Mitteilungen einzudringen. Wir sind nämlich keine Interpreten der Mitteilungen der Seligen Jungfrau, sondern nur ihre treuen Weitergeber. Die Erklärungen dazu liefert die Geschichte, und nicht wir!

Es ist nämlich durchaus rechtens, daß sich der Sachverhalt herausstellt, ans Licht kommt, den Platz einnimmt, der ihm gebührt. Der Herr sprach uns Mut zu zur Zeit der Verfolgung. Er sagte nämlich: „Fürchtet sie nicht! Denn nichts bleibt verborgen, was nicht offenkundig wird, und nichts bleibt geheim, was nicht bekannt werden würde. Was Ich euch im dunkeln sage, das kündigt am hellichten Tage, und was ihr nur ins Ohr flüsternd vernommen habt, das predigt von den Dächern! Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib zwar töten, aber die Seele nicht töten können. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann. Zwei Sperlinge kauft man um einen Heller, nicht wahr? Und doch fällt keiner von ihnen auf die Erde, ohne daß euer Vater es so wollte. Euch aber sind alle Haare eures Hauptes gezählt. Also fürchtet euch nicht! Denn ihr seid mehr wert als die Sperlinge. Wer immer sich vor den Menschen zu Mir bekennt, zu dem will auch Ich Mich bekennen vor Meinem himmlischen Vater“ (Mt 10,28–33).

Den Leib kann man zwar töten, aber die Wahrheit nicht. Die Wahrheit kann man unterdrücken, mit Lügen verhüllen, aber früher oder später kommt sie doch ans Licht. Die Wahrheit kann man verfälschen, aber die Falschheit blättert sich so von ihr ab wie der Rost vom glühenden Eisen. Wahrheit bleibt immer Wahrheit, auch dann, wenn die Menschen nichts von ihr wissen wollen. Ihre klassische Definition lautet wie folgt: „*Veritas est adaequatio intellectus et rei*.“ Zu deutsch: Die Wahrheit besteht in der Übereinstimmung des Verstandes und der Sache (Oder: . . . von Geist und Seele).

Diese Definition klingt prächtig, aber es ist in Wirklichkeit doch so, wie der ungarische Privatdozent Dr. Ladislaus Nöbly darüber treffend schreibt: „Die Gesellschaft läßt die Wahrheit nur an dem Punkt zu, wo es in ihrem Interesse liegt. Die so geduldete Wahrheit gleicht dann nicht einem königlichen, wilden Löwen, sondern einem Haustier, das gezähmt wurde, das



also gehorcht und sich kaum weiterwagt, als ihm erlaubt wird" (Psychologie der Weltanschauungen, S. 9, Abs. 2).

Das wollte man auch mit mir tun, und obwohl man sich dabei sehr anstrengte, gelang es doch nicht. Schön als Kind hatte ich bemerkt, daß der Horizont der Menschen durch eine schreckliche Unwissenheit in religiösen Fragen vernebelt ist, die dazu oft noch künstlich hervorgerufen wird. Auch diesbezüglich haben die Priester noch größere Aufgaben zu bewältigen. Es ist ihre Pflicht, die religiöse Unwissenheit zu zerstreuen, wovon das Gehirn von so vielen unserer Zeitgenossen – trotz der profanen Wissenschaften – verdunkelt wird. Vielleicht war es nie zeitgemäßer als heute, über folgenden Ausspruch Tertullians nachzudenken: „Die Wahrheit erheischt oft nur soviel, daß wir sie nicht verurteilen, ohne sie gekannt zu haben“ (Apostolische Rundschreiben, S. 320, Abs. 1).

Univ.-Prof. Dr. Anton Schütz (1880-1953), Piarist, schreibt in seiner „Katholischen Apologie“ (S. 30, Abs. 2) folgendes: „Es stimmt, daß durch die einseitige Beschäftigung mit den Naturwissenschaften der Verstand stumpf wird und daran gewöhnt werden kann, nur das für wirklich zu halten, was man messen und betasten kann. Mit Recht werden diese der Erde verhafteten Forscher durch den Faust Goethes wie folgt verspottet:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!  
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;  
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;  
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;  
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;  
Was ihr nicht münzt, das, glaubt ihr, gelte nicht!“

Aber wie auch immer die Gelehrten versuchen mögen, die Wahrheit nach ihrem Geschmack darzustellen, nach dem Sprichwort heißt es: „Kinder und Narren reden die Wahrheit.“ Daß wir vier Kinder keine Narren waren, beweisen die vielen Qualen und Drangsale, die wir um der Wahrheit willen ausstehen mußten.

Aber mit Recht kann man die Frage stellen: Was für einen Sinn und Zweck sollte es haben, sich die Sache einzubilden und zu lügen? Es hätte absolut keinen Sinn und Zweck, und es würde uns nur zu großem Nachteil gereichen. Wenn irgendwo, dann gewiß bei uns Kindern hat sich das ungarische Sprichwort bewahrheitet: „Sage mir die Wahrheit, und ich schlage dir den Schädel ein!“ Treffend schreibt Papst Gregor VII. (1073–1085) in seinem Testament: „Dilexi iustitiam, odi iniquitatem, propterea morior in exilio.“ Wir wurden zwar um der Wahrheit willen nicht verbannt, aber zu einem langsamen Martyrium und zu einer niederträchtigen Ehrlosigkeit verurteilt. Aber einerlei, wir tragen unser Schicksal, denn wer einem ein

Kreuz auferlegt, der gibt auch die Kraft, es zu tragen. Unser Schicksal ist nicht ein stumpfsinniges Kapitulieren vor den Schwierigkeiten, sondern ein standhaftes Ringen um der Wahrheit willen.

Wie allgemein bekannt, ist uns im Jahre 1917, vom Mai bis Oktober, und zwar immer am 13. des Monats und insgesamt sechsmal die Selige Jungfrau im portugiesischen Fatima erschienen. Aber hier hat sich ein Fehler eingeschlichen, denn nicht sechsmal, sondern nur fünfmal ist uns die Selige Jungfrau am 13. der erwähnten Monate erschienen. Im August hatte sich das Erscheinen der Heiligen Jungfrau infolge menschlicher Bosheit vom 13. auf den 19. verschoben. Wie es dazu kam, werde ich bei der Erzählung der Erscheinung im August noch darlegen. Nur soviel möchte ich hier im voraus bemerken: Bei der Erscheinung im August hatte nicht die Macht vom Jenseits versagt, sondern wir Kinder wurden daran gehindert, in der festgesetzten Zeit an den Ort der Erscheinung zu kommen. Aber das ändert nichts am Wesen und an der Wahrheit. Gott kann auch böse Menschen dazu benützen, um Seine Ziele zu erreichen. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß sich die göttliche Vorsehung der boshaftesten Menschen als exaktester Mittel bedient, damit durch sie die Unterdrückten dennoch die Erfüllung ihrer Wünsche erlangen. Der Mensch denkt, aber Gott lenkt!

Das hat sich auch bei mir glänzend bewahrheitet, allerdings mit dem Unterschied, daß nicht ich dachte, sondern die jüngeren Brüder meiner Mutter – natürlich zu meinem Verderben und zu ihrem Vorteil; trotz alledem geschah mit mir nur das, was Gott wollte, und was ich insgeheim auch wünschte. Aber wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen, sondern alles der Reihe nach erzählen. Menschlich gesprochen, bin ich bestrebt, meine Erzählung so genau wie nur möglich niederzuschreiben, soweit ich mich an die fünfzig Jahre zurückerinnern kann. Lieber möchte ich nichts schreiben als mich mit fremden Federn schmücken. Sich fünfzig Jahre zu entsinnen, ist viel schwieriger, als die wirren und verwickelten Ereignisse dieses halben Jahrhunderts oberflächlich oder sachlich zu beurteilen.

### Das erste Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Mai 1917

Noch tobte der Erste Weltkrieg (1914–1918) in vollem Ausmaß, als man seinen unglücklichen Ausgang bereits vorausspüren konnte. Wir Kinder bekamen nur das Elend des Weltbrandes am eigenen Leibe zu fühlen, von der Politik im Hintergrund verstanden wir nichts. Wir sahen die Unordnung, aber wir konnten nicht begreifen, wozu sie gut sei. An jedem Tag gab es eine Aufregung und viele Gerüchte, das eine wilder als das andere, jagten in allen Stunden des Tages dahin. Alles rannte und hastete in unserer Stadt hin und her genau wie die Ameisen in ihrem durchwühlten Haufen, aber eigentlich wußte niemand, warum er es so eilig hatte. Man machte einfach das Rennen mit, weil auch die übrigen Leute es so taten, ohne jedwede Überlegung. Darin waren sie allerdings vollkommen einig, daß sie sich keine Gedanken machten, weil sie vor ihren eigenen Gedanken zurückscheuten. Solche Zustände pflegt man beschämend zu nennen, und unser Schicksal war wirklich so.

In dieser verkehrten Welt ging es besonders uns Kindern schlecht. Inmitten dieser Ereignisse voller Lärm mußten wir nicht nur arg Hunger leiden, sondern auch fleißig lernen und arbeiten, aber vor allem uns auch auf die erste heilige Kommunion vorbereiten. Bei uns bzw. in meiner Geburtsstadt Gyula, in Ungarn, ging man damals immer an Christi Himmelfahrt zur ersten heiligen Kommunion (daher im Ungarischen auch der Name „Kommunion-Donnerstag“ für Christi Himmelfahrt). In jenem Jahr fiel die erste heilige Kommunion auf den 17. Mai 1917. Auch ich befand mich unter den Erstkommunikanten. Der spätere Apostaten-Kaplan der Josefsstadt hatte uns vorbereitet. Die Vorbereitungen zur ersten heiligen Kommunion verliefen zwar glatt, aber die Nachrichten, die über die russische Märzrevolution und über das Schicksal der des Thrones verlustig gewordenen Zarenfamilie verbreitet wurden, stifteten hier und da doch Verwirrung und veranlaßten manchen zu ernstem Nachdenken.

Uns beängstigte nicht so sehr der Thronverlust der Zarenfamilie als vielmehr die Opfer, die mit dem Machtverlust verbunden waren; es ist nämlich schade um jeden Tropfen Arbeiterblut, denn den Preis einer jeden Revolution bezahlen meistens die Arbeiter mit ihrem eigenen Blut und mit ihrem eigenen Leben. Unsere Angst war verständlich, denn auch wir waren

eine Arbeiter- bzw. Handwerkerfamilie, und somit waren auch wir vom Geiste des Mitfühlens erfüllt. Wir machten uns Sorgen wegen des Schicksals, wovon andere betroffen wurden, obschon auch wir davon hätten betroffen werden können. Ich meine, das bedarf keiner Erklärung, denn jedermann sieht ein, daß das Elend zusammenhält, aber daß die Macht die Menschen zersplittert.

In dieser mit wilden Gerüchten vollgespickten Welt waren bis zur ersten heiligen Kommunion nur noch vier Tage Zeit. In dieser angespannten Wartezeit hätte ich gerne ungestört und völlig zurückgezogen gelebt. Aber es kam anders, ganz anders, als ich es erwartet hatte.

Unsere letzte Engelsunterweisung war in den ersten Tagen des Oktobers 1916 geschehen und ein gutes halbes Jahr darauf, am 13. Mai 1917, wurden wir wieder eines außerordentlichen Ereignisses teilhaftig, nämlich im portugiesischen Fatima erschien uns vier Kindern die Selige und Heilige Jungfrau.

Dieser Tag war ein Sonntag.

Wie ich nach Fatima kam, darüber habe ich an einer anderen Stelle schon geschrieben. Hier möchte ich nur soviel hinzufügen: Bei Gott ist nichts unmöglich und – um Seine heiligen Ziele zu erreichen – gebraucht Er den als Werkzeug, den Er will. Wir Menschen haben keinen Einblick in Seine Pläne, wir können vielleicht etwas errahnen, aber Sicheres können wir nie erfahren.

Wie ich schon sagte: Der 13. Mai 1917 war ein Sonntag. Es war bereits Mittag, und die Sonne brannte heiß auf die Erde nieder. Der ganze Horizont war blau überzogen, und nirgends war auch nur ein kleinster Nebelfetzen zu sehen. Der Wind hatte sich gelegt, es rührte sich kein Lüftchen, und dennoch konnte man das Wetter nicht als drückend empfinden. Nirgends konnte man ein Zeichen dafür entdecken, daß ein Gewitter im Anzug ist. Alles war von der Stille und von der feierlichen Stimmung des Sonntags erfüllt.

Wie meistens, so auch heute hatten Lucia, Francisco und Jacinta ihre Lämmer in wundervoller Ruhe in der Cova da Iria versammelt. Die Kinder der beiden Familien hatten heute ihre Herden zusammengetrieben und gemeinsam geweidet. Das kam öfter vor, denn so war das Aufpassen leichter, und man konnte die beiden Herden besser überblicken, wenn sie nur ein Rudel bildeten.

Da es schon Mittagszeit war, beteten sie auch jetzt wie immer kniend den Rosenkranz. Zusammen mit ihnen betete auch ich den Rosenkranz, aber lautlos, denn sonst hätte ich mich verraten.

Nach Beendigung des Rosenkranzes griffen die Hirtenkinder zu ihrem beliebten Spiel. Mit den zerstreut herumliegenden Steinen bauten sie sich eine Hütte. An dieser Stelle erhob sich später die weltberühmte Basilika. Die kleine Hütte war nämlich das symbolische Vorbild der späteren, gewaltigen Kirche. Die Spielarbeit der Kinderhände wurde an ein und derselben Stelle durch ein Prachtwerk ernster, menschlicher Wissenschaft abgelöst. Das Gotteshaus erhebt sich heute dort in gewaltigen Ausmaßen gegen den Himmel, wo einst das spielerische Werk von Kinderhänden stand.

Ich verfolgte das Spiel der drei portugiesischen Kinder aufmerksam. Obwohl Lucia ein Mädchen war, fungierte doch sie als Baumeister. Sie diktierte die Arbeit, und die beiden anderen Kinder führten ihre Befehle aus. Indem sie sich so in die Arbeit vertieften, entstand die ausgedachte Hütte. Währenddessen aber hatten sie nicht vergessen, die Herde im Auge zu behalten.

Während wir auf diese Art und Weise in den Bau vertieft waren, wurden wir plötzlich durch ein Blitzzucken aufgeschreckt. Die Hirtenkinder dachten nun, ein Gewitter werde heraufziehen, und darum liefen sie hin und her, trieben die Herde zusammen und wollten sie nach Hause führen.

Auch ich war mit dabei und ging zum Schluß. Ich hatte nichts zu tun, und darum beobachtete ich, wie das Wetter werden würde. An das Blitzen hatte ich mich bereits gewöhnt, und deshalb hatte ich keine Angst davor. Ja, schon in der Schule hatte ich gelernt, daß auf Blitz Donner folgt, und daß man aus der Zeit, die zwischen Blitz und Donner verfließt, errechnen kann, wie weit von uns die Stelle des Blitzes ist. Ich wußte, daß der Schall in einer Sekunde 333 m zurücklegt, und daß die Stelle des Aufblitzens vom Moment des Blitzes bis zum Moment des Donners um soviel 333 m mehr von uns entfernt ist, als wir in dieser Zeit gewöhnlich zählen können. Darum begann ich in mir zu zählen: Eins . . . zwei . . . drei . . . vier usw. Und ich zählte und zählte immer weiter, aber auf den Blitz folgte kein Donnerschlag, obwohl ich sehr aufpaßte. Und das schien mir verdächtig; darum begann ich, noch mehr aufzupassen.

Währenddessen wollten die drei Hirtenkinder bald zu Hause sein und trieben darum ihre Lämmer noch schneller an. Ich folgte ihnen, weil auch ich unter ein Dach kommen wollte, damit ich nicht durchnäßt würde. Wir mochten schon die Hälfte des Weges, der zum Hügel führte, zurückgelegt haben, als es bei einer niedrigen Eiche, die ungefähr 1 m hoch war, zum zweitenmal blitzte. Nach dem Blitz schwebte ganz plötzlich, und ohne daß wir Angst bekommen hätten, vor uns um einige Meter und etwas über der kleinen Eiche die Heilige Jungfrau.

Sie war eine erhabene, entzückende und anziehende Erscheinung. Ihr Alter hätte man genauso mit 16 wie mit 18 Jahren angeben können. Vielleicht könnte man es am besten so ausdrücken: Sie war in ihrem schönsten und entzückendsten Alter. Sie mochte von 165–170 cm hohem Wuchs gewesen sein, aber kaum höher. Es war eine gerade Gestalt, aber ohne jede Steife. Ihr Haupt war eher länglich als rund; dennoch hätte man sie nicht für mager halten können. Ihre beiden Augen waren schwarz und ihre Lippen fein geschlossen. Von ihrem ganzen Angesicht strahlte eine himmlische Schönheit, die einem anzog und nicht nur Verwunderung, sondern auch Andacht hervorrief. Sie war barfüßig. Ihre Füße berührten die Blätter und Äste der Eiche nicht, sondern zwischen ihren Füßen und den Eichenblättern lag eine feine, wolkenartige Schicht, die man nur durch eine scharfe Beobachtung sehen konnte; darauf stand die schöne, junge Frauengestalt; ihre Haltung war würdevoll, aber man könnte dennoch nicht sagen, unbewegt. Die ganze Gestalt war vom Hals bis zu den Füßen von einem schneeweißen Kleid bedeckt, aber die Zehenspitzen und etwas von der Fußsohle waren frei. Das schneeweiße Kleid war am Hals durch eine goldene Schnur zusammengezogen und dadurch oben völlig geschlossen. Auf ihrem Haupte trug sie einen dichten, weißen Schleier, der bis zur Fußsohle herunterhing, bzw. darüber etwas kürzer war als das Kleid, so daß man den Schleier vom Kleid unterscheiden konnte. Der Schleierrand war mit Gold bestickt. Ihre Hände hatte sie auf ihrer Brust schön zusammengefaltet, wie wenn sie beten würde. In der rechten Hand, unter dem Handgelenk, hatte sie einen glänzenden Rosenkranz, dessen Perlen weiß waren und an dem ganz unten ein kleines Silberkreuz hing. Obschon die Perlen des glänzenden Rosenkranzes weiß waren, konnte man an ihrem Glanz doch eine gewisse feine golden-bläuliche Schattierung wahrnehmen; genauso hatte der Stoff, der die einzelnen Perlen verband, eine sehr blasse, golden-rosa-rote Schattierung. Die Verbindung der Farben spiegelte sich an dem glänzenden Rosenkranz prächtig wider und faßte das Spiel der genannten Farben in einer hauchfeinen Regenbogenfarbe zusammen. Nach alledem konnte ich an der beschriebenen Gestalt noch bemerken, daß ihr Antlitz von einem glänzenden Licht bestrahlt wurde, beschattet von einer leichten Abtönung der Trauer.

Beim Anblick der Erscheinung waren wir alle vier erschrocken. Auch den Lämmern konnte man eine gewisse Unruhe anmerken, denn einige unter ihnen fingen an, hin- und herzulaufen; wahrscheinlich hatten sie den Glanz der erschienenen Gestalt wahrgenommen. Auch Tiere reagieren auf ein plötzliches Licht. Als die Tiere anfangen, unruhig zu werden, wollten die drei portugiesischen Kinder weglaufen und machten bereits Anstalten, zusammen mit ihren Tieren so schnell wie nur möglich vom Schauplatz der Erscheinung zu verschwinden.

Obwohl auch ich es mit der Angst zu tun bekam, bewegte ich mich nicht von der Stelle, denn ich ahnte bereits, wer diese glänzende Gestalt sein könnte. Darum faßte ich sie noch mehr ins Auge, denn ich hatte ja mit den Schafen nichts zu tun.

Als die portugiesischen Kinder bereits den Rücken gekehrt hatten, um davonzulaufen, sagte die Heilige Jungfrau leise:

„Habt keine Angst, ich tue euch nichts zuleide.“

Nach diesen Worten breitete sie ihre Hände aus und winkte den portugiesischen Kindern, die sich bereits angeschickt hatten, wegzulaufen, sanft zu, zurückzukommen. Dies haben die erschrockenen portugiesischen Kinder nicht genau beobachtet, was ja verständlich ist, denn in einem nervösen Zustand kann man nicht alles gut beobachten. Aber das ist nebensächlich und ein unbedeutendes Ereignis, das an der Tatsache nichts ändert. Weiterhin besitzt nicht jedermann eine genaue Beobachtungsgabe. Ich möchte es hier nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die mit dem Zurückrufen verbundene leise Handbewegung ein Zeichen ihrer Güte zur Umkehr bedeutete.

Auf die beruhigenden Worte hin kamen die drei portugiesischen Kinder zurück, und wir vier stellten uns vor Verwunderung unwillkürlich nebeneinander auf. Die glänzende Heilige Jungfrau stand uns gegenüber. Von ihrer rechten Hand gerechnet links, stand zuerst ich; neben mir stand Lucia; neben Lucia stand Jacinta und neben Jacinta Francisco. Also zwischen den zwei Buben standen die zwei Mädchen.

Als wir nebeneinander standen, faßte Lucia sofort Mut und fragte die glänzende Frauengestalt:

„Woher seid Ihr?“

„Ich komme vom Himmell“, antwortete die glänzende Heilige Jungfrau und zeigte mit ihrer Rechten auf das blaue Himmelszelt. Da breitete sie ihre verschlungenen Hände zum zweitenmal aus.

„Und was wollt Ihr von uns?“

„Ich komme, euch zu bitten, daß ihr euch sechsmal nacheinander hier findet, am 13. jeden Monats zur selben Stunde. Im Oktober werde ich euch sagen, wer ich bin, und was ich von euch wünsche. Ich werde dann noch ein siebtes Mal kommen.“

Nun wurde es für einige Augenblicke still, aber dann fragte Lucia die glänzende Heilige Jungfrau weiter:

„Ihr kommt vom Himmel? Werde auch ich in den Himmel kommen?“

„Ja, du wirst auch in den Himmel kommen.“

„Und Jacinta?“ — „Auch.“ — „Und Francisco?“ — „Er auch, aber vorher muß er noch viele Rosenkränze beten.“

Danach interessierte sich Lucia nach zwei aus Aljustrel stammenden Mädchen, die kurz zuvor gestorben waren, bei der Heiligen Jungfrau. Nach der Antwort standen Tränen in ihren Augen, denn sie hatte erfahren, daß die Seele der einen von den beiden Mädchen noch im Fegfeuer leidet, und zwar noch bis zum Ende der Welt leiden muß, weil es der an ihr begangenen Vergewaltigung nicht ganz habe widerstehen können; das war das ältere Mädchen. Ein sechzehn- und ein zwanzigjähriges Mädchen gingen nämlich zu Lucias Mutter, um nähen und weben zu lernen. Daher war das Interesse Lucias über das Schicksal der beiden Mädchen verständlich.

Danach fragte uns die Heilige Jungfrau:

„Wollt ihr euch Gott anbieten, Opfer zu bringen und bereitwillig alle Leiden anzunehmen, die Er euch schicken wird, zur Sühne für die Sünden, wodurch die göttliche Majestät beleidigt wird, um die Bekehrung der Sünder zu erlangen und zur Genugtuung für die Gotteslästerungen und für alle Beleidigungen, die dem Unbefleckten Herzen Mariä zugefügt werden?“

Auf diese Frage antwortete Lucia im Namen unser aller vier mit einem entschiedenen: „Ja, das wollen wir!“

„Gut, ihr werdet viel zu leiden haben“ — sagte die Heilige Jungfrau, „aber Gottes Gnade wird euch helfen und euch immer stärken.“

Diesen Satz sollten wir uns ganz besonders gut merken, denn wir werden vor allem in meinem Leben sehen, wie hart, wieviel und wie grausam ich leiden mußte!

Aber fahren wir in meiner Erzählung weiter.

Nach den oben mitgeteilten Worten breitete die Heilige Jungfrau ihre zum Gebet zusammengefalteten Hände zum drittenmal aus. Da strömte ein Lichtstrahl aus der Erscheinung, und durch dieses Licht erblickten wir uns selbst im lieben Gott, denn der Herr selbst ist das Licht. In dem Augenblick, wo wir im Lichte Gottes unser Elend sahen, knieten wir sofort dort, wo wir nebeneinander standen, nieder und beteten inständig:

„O Heiligste Dreifaltigkeit, ich liebe Dich! Mein Gott, ich liebe Dich im heiligsten Altarsakrament!“

Die Heilige Jungfrau beobachtete durch unser Gebet die aufrichtige Enthüllung unseres Herzens und unserer Seele, dann sagte sie nach einigen Augenblicken:

„Betet täglich den Rosenkranz um den Frieden für die Welt und für das Ende des Krieges.“

Daraufhin verschwand die Erscheinung im Lichte der Sonne. Wir aber konnten darüber nachdenken, was mit uns geschehen war. Eins steht allerdings fest: Die Erscheinung hat unsere Seele und unser Gedächtnis so in ihren Bann geschlagen, daß wir sie nicht vergessen werden, solange wir leben.

### Das zweite Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Juni 1917

Dieser Tag war ein Mittwoch und zugleich der Tag des heiligen Antonius von Padua, der 1195 in der Hauptstadt Portugals, in Lissabon, geboren wurde. Er war der Patron der Kirche von Fatima. Am Feste eines Kirchenpatrons herrscht immer eine größere Aufregung als sonst, besonders in einem solchen kleinen Ort, wie es eben auch Fatima war. Aber die Herzen und Seelen der Menschen, und besonders der Kinder, sind nicht nur von Aufregung, sondern auch von Freude erfüllt am Feste des Kirchenpatrons.

In dieser gemischten Stimmung hatten die Eltern der portugiesischen Kinder gehofft, daß die kleinen Hirten es vergessen würden, ihre Herden hinaus in die Iria-Mulde zu treiben. Aber es kam nicht so, sondern genau das Gegenteil! Der Vater der zwei kleineren Marto-Kinder ging schon frühmorgens auf den Viehmarkt und kam erst spät abends zurück, damit er die Glaubwürdigkeit seiner Kinder nicht in Zweifel zu ziehen gezwungen und auch nicht dem beißenden Spott der vielen gottlosen Menschen preisgegeben sei. So wollte er den Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen, denen nicht nur die Familie Marto, sondern auch die Familie Dos Santos wegen der Erscheinungen der Seligen Jungfrau ausgesetzt war. Jacinta nämlich konnte den Mund nicht halten, sondern verriet und erzählte ungeniert die Erscheinungen der Seligen Jungfrau, wodurch sie ihre Familie und die der Lucia vielen unnötigen Fragereien und Spötteleien aussetzte. Das ausgeplauderte Geheimnis griff immer mehr und mehr um sich und regte die Neugier der Menschen immer mehr an.

So kam es, daß am 13. Juni gegen Mittag etwa 50 – 60 Menschen in Fatima zum Orte der Erscheinung gekommen waren. Aber nicht nur von Fatima kamen die Neugierigen, sondern auch aus weiter gelegenen Ortschaften. Wir beteten gemeinsam den Rosenkranz, und als wir mit der Lauretanschen Litanei beginnen wollten, schrie Lucia auf: „Jacinta! Die Selige Jungfrau kommt!“ Und schon hatte es geblitzt. Daraufhin knieten die Leute auf die Erde nieder und schauten zu, wie wir die Hände zum Beten falteten. Mittlerweile stand die wunderschöne Heilige Jungfrau am selben Platz über dem kleinen Eichenbaum wie bei der ersten Erscheinung. Und flugs fragte sie Lucia: „Ihr habt mir aufgetragen, hierherzukommen. Sagt bitte, was Ihr wünscht?“ – Auf diese Frage erhielten wir folgende Antwort:

*„Ich will, daß ihr am 13. des kommenden Monats wieder hier seid, und daß ihr täglich den Rosenkranz betet. Ich will, daß ihr lesen lernt; dann werde ich euch später sagen, was ich noch wünsche.“*

Diese Worte der Seligen Jungfrau hörten nur Lucia, Jacinta und ich, aber Francisco Marto nicht. Die Umstehenden vernahmen nur eine leise Stimme, die dem Summen der Bienen ähnelte, aber die einzelnen Worte verstanden sie nicht.

Hierauf bat Lucia die Heilige Jungfrau, den Kranken, den sie ihren Gebeten anempfohlen hatte, zu heilen. Auf diese Bitte bekam sie folgende Antwort:

*„Er möge sich bekehren, dann wird er im Laufe des Jahres genesen!“*

Durch diese Worte ermuntert, bat Lucia die Heilige Jungfrau weiter: „Ich möchte euch bitten, uns alle drei mit in den Himmel zu nehmen!“ – „Ja!“ war die Antwort. Diesem „Ja“-Wort fügte die schöne Erscheinung noch folgendes hinzu: *„Ich werde bald kommen und Jacinta und Francisco holen. Du aber bleibst noch länger auf Erden. Jesus will Sich deiner bedienen, um mich mehr bekannt und beliebt zu machen. Er will die Andacht zu meinem Unbefleckten Herzen in der Welt verbreiten. Denen, die sie üben, verspreche ich die Rettung; diese Seelen werden von Gott besonders geliebt sein, gleich Blumen, die durch mich an Seinem Throne niedergelegt werden.“*

Daraufhin fragte Lucia betrübt die Heilige Jungfrau: „Werde ich dann allein hier bleiben müssen?“

*„Nein, mein Kind!“* war die Antwort.

*„Du wirst deswegen sehr leiden, aber verliere nicht den Mut. Ich werde dich nie verlassen. Mein Unbeflecktes Herz wird deine Zufluchtsstätte sein und der Weg, der dich zu Gott führen wird.“*

Bei diesen Worten breitete die Selige Jungfrau ihre zum Gebet gefalteten Hände schon zum viertenmal aus und ließ zum zweitenmal jenen durchdringenden Lichtschein auf uns herabströmen, worin wir uns gleichsam wie in Gott versenkt fühlten. In diesem bis zum Himmel reichenden Lichtkegel schienen Francisco und Jacinta Marto zu stehen, während Lucia und ich nur im Licht standen, das auf die Erde niederfiel. Dieser zum Himmel strebende Lichtkegel und die gewöhnliche Helligkeit hatten eine symbolische Bedeutung. Francisco und Jacinta waren bereits reif geworden zur himmlischen Herrlichkeit; Lucia und ich müssen unter der Leitung der göttlichen Vorsehung noch kämpfen hier auf Erden. Es war interessant, daß

man vor der rechten Hand der Erscheinung ein Herz sehen konnte, das von allen Seiten von einer Dornenkrone umgeben und von den Dornen verwundet war. Wir vier Kinder wußten gleich, daß dieses Herz das Unbefleckte Herz der Seligen Jungfrau war, das traurig und betrübt wegen der vielen wie Sand am Meer zählenden Sünden der Welt war und darum nach Reue und Sühne für die Sünden verlangte.

Jetzt müssen wir gut achtgeben und merken, was ich sage. Als die heutige Erscheinung der Seligen Jungfrau zu Ende war, konnten auch die Anwesenden sehen, daß sich eine helle Wolke von der kleinen Eiche loslöste, sich langsam in östlicher Richtung in die Höhe erhob und dann verschwand. Daß wir nicht phantasierten und nicht logen, bezeugen auch diejenigen, die dort waren. Von einer Massenhysterie kann keine Rede sein, denn wer imstande ist, normal zu beobachten, wer sich Ereignisse und Worte merken kann, der ist im Besitze seines normalen Verstandes; einem solchen Menschen fällt es gar nicht ein, dummes Zeug daherzureden, besonders dann nicht, wenn er davon gar keinen Nutzen hat. Von einem Phantasieren kann schon darum keine Rede sein, weil vier Personen gleichzeitig und am selben Ort dasselbe nicht erfinden können. Schließlich ist es unmöglich, daß vier Personen ohne vorherige Verabredung genau dasselbe lügen.

Wie ich sagte, verschwand die Selige Jungfrau nach ihrer zweiten Erscheinung in östlicher Richtung. Das ist kein Zufall, sondern hat seine Bedeutung. Später werden wir im dritten Band meiner Erzählung sehen, daß auch der der Hölle entronnene Luzifer in östlicher Richtung entwich. Auch das ist kein Zufall. Auch das hat seinen bestimmten Zweck, und sogar sehr!

**Die Selige Jungfrau entschwand aus Portugal in östlicher Richtung. Luzifer aber entwich aus Spanien gegen Osten.**

**Es ist doch interessant: Die Selige Jungfrau wollte die Welt retten, Luzifer aber wollte dieselbe vertilgen. Beide begannen auf derselben Halbinsel mit ihrem Unternehmen, und beide wollten in östlicher Richtung ihr Ziel erreichen. Welches? Das will ich jetzt noch nicht verraten, das werden wir später sehen. Soviel möchte ich aber schon hier bemerken, daß die Geschichte bezeugen wird, was der Unglaube leugnen möchte.**

Objektivitätshalber muß ich hier erwähnen, daß sich unter den Zeugen der zweiten Erscheinung auch eine Frau namens Maria Carreira befand, die aus dem zu Fatima gehörenden Ort Moita stammte. Sie war von der göttlichen Vorsehung dazu auserwählt worden, an der Stelle der Erscheinung eine kleine Kapelle zu bauen, die heute nach der Benennung der Völker „Maria da Capelinha“ — „Maria von der kleinen Kapelle“ genannt wird.

Weiter möchte ich noch sagen, daß durch die erste Erscheinung der Heiligen Jungfrau wir alle vier zu einer großen Liebe und Opferbereitschaft für den lieben Gott entbrannten; die zweite Erscheinung aber entfachte in uns eine große Liebe und Verehrung für das Unbefleckte Herz der Seligen Jungfrau. Diese zweifache Liebe hat in unserem Herzen Besitz ergriffen und zieht uns hinan auf allen Wegen, solange, bis wir unser Ziel erreicht haben.

### Das dritte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Juli 1917

Dieser Tag war ein Freitag, Francisco und Jacinta Marto warteten mit Freude auf diesen Tag, aber Lucia nicht. Sie überlegte sehr, ob sie zur Iria-Mulde gehen sollte. Die sich auftürmenden Schwierigkeiten, die im Elternhaus andauernden Wißbegierden und besonders die Äußerung ihres Pfarrers, daß die Erscheinungen samt und sonders Trügereien des Teufels sein könnten, hatten einen starken Eindruck auf sie gemacht und sie niedergestimmt. Im Innern aber trieb sie eine Stimme an, an den Ort der Erscheinung zu kommen. Und sie kam. Auch Herr Marto kam mit.

Von allen Erscheinungen der Seligen Jungfrau im Jahre 1917 war die heutige samt den Mitteilungen die wichtigste und bedeutendste. An diesem Tag waren außer uns etwa 5000 Menschen in Cova da Iria anwesend. Viele glaubten an die Erscheinungen, viele wiederum nicht und verwarfen sie. Aber das hat uns nicht beeindruckt. Lucia betete kniend den Rosenkranz vor, und die anwesenden Menschen antworteten darauf laut. Während des Betens stand Lucia auf und schrie: „Die Selige Jungfrau kommt!“

Und tatsächlich war sie da, sie stand vor uns wie schon zweimal vorher. Die wunderschöne Heilige Jungfrau hat uns vier Kinder mit Bewunderung erfüllt, sie war mit einem weißen Kleid angetan. Ihr Blick war freundlich und dennoch traurig. Und wir betrachteten sie und betrachteten sie ... wir verloren uns in ihrem Anblick ... und auch die Heilige Jungfrau betrachtete uns, als ob sie uns für immer in ihr Unbeflecktes Herz hätte schließen und uns vor allem Übel und vor jedem Kummer hätte bewahren wollen. Während wir sie so betrachteten, merkten wir gar nicht, wie schnell die Zeit verging, und erst nach ein paar Minuten machte Jacinta Lucia darauf aufmerksam. „Sag' doch was“, sagte sie zu ihr, „siehst du nicht, daß die Selige Jungfrau sprechen will?“

Daraufhin fragte Lucia die Heilige Jungfrau: „Was wollt Ihr von mir?“

Und die Antwort der Heiligen Jungfrau lautete:

*„Ich will, daß ihr am 13. des kommenden Monats wieder hierherkommt; daß ihr fortfahrt, alle Tage den Rosenkranz zu beten zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz, um der Welt den Frieden und das Ende des Krieges zu erlangen; denn durch sie allein kann Hilfe kommen.“*

Nach diesen Mitteilungen baten die Anwesenden Lucia, die Heilige Jungfrau zu fragen, wer sie sei. Außerdem ersuchten sie Lucia, die Heilige Jungfrau möge ein Wunder wirken, damit sich dadurch alle von der Echtheit der Erscheinungen überzeugen könnten. Auch diese Fragen bezeugen, daß die Anwesenden nicht blindlings an das glaubten, was sie sahen, sondern sie wollten sich aufgrund ihres nüchternen Verstandes davon überzeugen, ob sie keiner Selbsttäuschung, Massensuggestion oder einem teuflischen Spiel zum Opfer gefallen seien. Die Heilige Jungfrau hinwiederum war auch nicht übereilig, sondern antwortete ruhig:

*„Kommt weiterhin jeden Monat hierher. Im Oktober werde ich sagen, wer ich bin, und was ich wünsche; und ich werde ein Wunder tun, das alle sehen werden, damit sie glauben.“*

Dann fuhr sie sofort weiter:

*„Opfert euch für die Sünder und sagt oft, besonders, wenn ihr ein Opfer bringt: ‚O Jesus, es geschieht aus Liebe zu Dir, für die Bekehrung der Sünder und zur Sühne für die Beleidigungen, die gegen das Unbefleckte Herz Mariä begangen werden.‘“*

Danach teilte uns die Heilige Jungfrau vertraulich ein dreifaches Geheimnis mit, das Lucia, Jacinta und ich ganz klar hörten. Diese Geheimnisse durften Lucia und Jacinta Francisco Marto erzählen, aber sonst niemandem.

Ich bin der geheime und stumme Zeuge der Erscheinungen von Fatima, aber ich fühle mich heutzutage dazu berufen, alle drei Geheimnisse mitzuteilen, denn die Selige Jungfrau selbst sagte mir sechs Jahre später in ihrer Erscheinung, die ich am 13. Mai 1923 in der Stadt Gyula in Ungarn hatte:

**„Da die Menschheit auf meine Botschaft von Fatima nicht gehört hat: Lies! Und was du gelesen hast, verkünde es Ungarn, der ganzen Welt und dem Haupt der Kirche!“**

An dieser Stelle muß ich schon im voraus bemerken, daß die Selige Jungfrau mir damals zwei Schriften hinhielt und mir befahl, sie zu lesen und ihren Inhalt mitzuteilen.

Diese Aufforderung und dieser Befehl der Seligen Jungfrau in ihrer siebten Erscheinung, die eine Fortsetzung der Erscheinungen von Fatima ist, berechtigt auch zur Mitteilung der Vorgeschichte, denn nur so ist es möglich, die Geheimnisse und Befehle der zwei zusammenhängenden Erscheinungen (1917 – 1923) zu verstehen. Die geheimen Ereignisse der ersten



sechs Erscheinungen beleuchten die Geheimnisse, Mitteilungen und Befehle der siebten Erscheinung. Hingegen werden die Ereignisse der ersten sechs Erscheinungen erst durch die siebte Erscheinung verständlicher. Die Fäden der Zusammenhänge werden nur dadurch ganz klar, wenn wir die Ereignisse der sieben Erscheinungen (Fatima – Gyula) vor Augen halten; darum werde ich versuchen, sie so zu erzählen, wie ich sie weiß und zusammenhängend sehe.

### Das erste Geheimnis: „Der bedingte Plan Gottes“

Die Vision der Hölle war der erste Teil des Geheimnisses.

Mit der Mitteilung des ersten Geheimnisses wurde begonnen, als die Heilige Jungfrau folgendes sagte: „Opfert euch für die Sünder...“ Bei diesen Worten breitete sie schon zum fünftenmal ihre Hände aus, aus denen ein Lichtstrahl herausströmte, der die Erde durchdrang und ihr Inneres beleuchtete. So konnte ich sehen, daß sich im Innern der Erde ein großes Flammenmeer erstreckt, und daß die dahin führende Straße sich vor mir aufgetan hatte. Es war dies eine abschüssige Straße, die erdeinwärts führte. Auf dieser Straße führte mich ein unsichtbarer Irgendwer immer tiefer und tiefer. Als wir ganz an das Flammenmeer herangekommen waren, sah ich verwundert, daß dieser Ort von einer hohen und starken Mauer umgeben war, damit niemand daraus fliehen konnte. Das Flammenmeer befand sich in der Mitte der Stelle, die von einer hohen und starken Mauer umschlossen war. Es hatte auch ein Ufer, sogar ein Weg führte direkt in seine Mitte, die die grausamste Stelle war. Am Ufer des Flammenmeeres und auf dem Weg, der in die Mitte führte, konnte man zwar gehen, aber das war sehr gefährlich. Dennoch führte mich mein unsichtbarer Führer die beiden Wege entlang, damit ich diesen unsäglich grausamen Ort gut beobachten konnte. Das hatte zum Zweck, damit sowohl ich als auch die übrigen Menschen vor den Folgen der Sünden zurückschrecken sollten, nämlich vor der ewigen Verdammnis. Der Enthüllungszweck dieses grausamen Ortes war also präventiv (vorbeugend) gemeint.

Die besondere Eigenschaft dieses Ortes bestand darin, daß zwar alles brannte, aber dennoch alles schwarz war. Auch die Feuerflammen selbst waren nicht rot, leuchteten also nicht, und trotzdem sah ich alles. Es war verwunderlich, daß alles brannte, und dennoch nicht verbrannte, sondern alles so wie brandige Kohlen aussah. Nach außen war alles farblos schwarz, aber im Innern brannte alles unbarmherzig. Obwohl hier alles pechschwarz war, konnte man dennoch durch alles sehen wie durch ein Fenster. Alles, was ich in dieser Höllenvision gesehen habe, kann ich in zwei fürchterliche Ereignisgruppen zusammenfassen. Ich weiß, daß das eine sehr schwere Aufgabe ist, aber ich möchte es dennoch versuchen, sie in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben.

Das erste Ereignis der Höllenvision: Die Offenbarung der Hölle und die Pein der verdammten Seelen darin.

Das Feuermeer war schwefelhaltig und brandete wild. Eine Feuerwelle jagte die andere und brannte unbarmherzig. Aber die Feuerflammen brannten einem nicht nur auf die Glieder, sondern sie würgten einem auch und steigerten dadurch die Qualen. In den qualmenden Feuerflammen jagten dunkelbronzefarbige Teufel in menschlicher Gestalt die verdammten Seelen hin und her, die ebenfalls eine menschliche Gestalt hatten und einer glühenden Kohle ähnelten. Außerdem waren sie durchsichtig. Die verdammten Seelen wurden inmitten der aufbrechenden Feuerwellen bzw. ihrer schwefelhaltigen Rauchwolken durcheinander in die Höhe gewirbelt; dann fielen sie von der Höhe wie die Funken von Feuerbränden gewicht- und gleichgewichtslos qualmend zurück ins Flammenmeer, währenddessen sie vor Schmerzen und vor Verzweiflung so fürchterlich jammerten und schrien, daß ich erschauerte und erstarrte. Es war schrecklich, dieses Grauen zu sehen und das fürchterliche Brüllen zu hören. Die Teufel selbst unterschieden sich voneinander wegen ihrer abscheulichen und schauerhaften Gestalten.

Das zweite Ereignis der Höllenvision: Die Vertreter der verschiedenen Arten von Sünden, ihre Darstellung und ihre grausamen Versuchungen.

An derselben Stelle, wo sich das schwefelhaltige Flammenmeer befand, tauchte auch ein anderes Bild auf. Von dem mit hoher und starker Mauer umgebenen unterirdischen Ort war das Flammenmeer verschwunden. An seiner Stelle war nun ein niedergebrannter Wald zu sehen. Die Bäume trugen kein Laub, die Blätter fehlten. Die Äste waren abgebrannt, und nur die dickeren Äste mit dem versengten Stamm waren noch sichtbar. Zwischen den abgebrannten Bäumen konnte man gehen. Sogar Wege gab es zwischen den Bäumen. Genau in der Mitte der Baumstumpen der finsternen Unterwelt war ein großer See, der nicht tief war. Nur soviel Wasser war darin, daß der Boden bedeckt wurde. Das Wasser wirkte wie ein Brandherd und glich einem siedenden Öl. In diesem großen See wimmelte es von allerhand Tieren, die einem Ekel und Abscheu einflößten. Diese Tiere waren von irgendeiner unsichtbaren Kraft aufgeregt und in Wut gebracht worden. Sie waren ebenfalls von schwarzer Farbe, durchsichtig und sehr gefährlich, aber sie taten einander nichts zuleide, nicht einmal dann, wenn sie wütend übereinander hinwegwateten.

Zwischen der Häßlichkeit der garstigen Tiere gab es einen graduellen Unterschied. Ein jedes Tier symbolisierte je eine Sünde. Mehrere von ihnen kamen auf mich zu, aber sie hielten sofort inne, als sie bei mir anlangten und

gingen dann zurück in den See. Danach sprang der Symbolisierer der Unzucht aus dem See und stürzte wütend auf mich los. Dieses Tier war sehr garstig, ich hätte mir ein solches nicht einmal im Märchen vorstellen können. Dieses häßliche Tier hat mich so angeekelt, daß es mir den Magen umkehrte, und ich Brechreize bekam. Darum versuchte ich, vor ihm zu fliehen, aber es war mir stets auf den Fersen; es wollte mich nämlich beißen, und darum hatte ich eine große Angst vor ihm. In meiner Not wollte ich also fliehen vor ihm und fing an, zu laufen. Aber ich mochte noch so schnell laufen, wie ich konnte, es hat mich immer eingeholt. Jedoch mein unsichtbarer Führer ist mir immer gefolgt, er war immer bei mir. Als das garstige Tier mir ein Leid antun wollte, fragte ich ihn entsetzt: „Was soll ich tun?“ Er antwortete: „Mach' ein Kreuz darüber!“ Ich tat so; daraufhin nahm das abscheuliche Aas Reißaus. Aber auch später, solange wir diesen finsternen unterirdischen Ort besichtigten, kehrte es immer wieder zu uns zurück und trachtete danach, wie es mich beißen könnte; das Zeichen des Kreuzes aber hinderte es immer daran und jagte es dorthin zurück, woher es gekommen war.

Nachdem mein unsichtbarer Führer mir an diesem schauerhaften und finsternen unterirdischen Ort alles gezeigt hatte, gelangten wir durch einen sehr langen und engen Pfad wieder zurück an die Erdoberfläche unter den freien Himmel Gottes. Ermüdet blickte ich zur strahlenden Sonne empor und lobte den lieben Gott von Herzen, daß ich wieder frei war.

Der scheußliche unterirdische Ort, den ich gesehen habe, erfüllt mich heute noch mit Abscheu, und ich kann mich von der Erinnerung daran nicht freimachen. Dieser Ort kann nichts anderes gewesen sein als der Ort der Verdammnis, d. h. die Hölle, wo die verdammten Seelen entsprechend dem Grade ihrer Strafe unaussprechlich leiden. Nach den Worten des Erlösers besteht die eine Grauenhaftigkeit der Hölle darin, daß dort eine stete, nie endende Finsternis herrscht (Mt 8,12 und 25,30). Die Finsternis ist eine Verwandte des Todes, aber noch schlimmer als der Tod selbst, denn der Tote denkt nicht mehr, aber wer in der Finsternis lebt, den schaudert es und rüttelt es immer. Die Finsternis zwingt auch den verstocktesten Menschen zum Nachdenken und bricht ihm früher oder später das Rückgrat. Die Finsternis des Ortes der Verdammnis zwingt die verdammte Seele in Schranken, und das Entsetzliche besteht darin, daß die verdammte Seele lebt und dennoch tot ist – tot ist und dennoch lebt, aber keine Hoffnung mehr hegen kann.

Feuer brennt diese Seelen, aber kein irdisches Feuer, sondern ein übernatürliches, das vermutlich darin besteht, daß die verdammten Seelen einsehen, was sie durch ihre Sünden verloren haben; und diese Einsicht zehrt

an ihnen durch eine schreckliche seelische Qual, durch ein inneres, nie mehr endendes verzehrendes Feuer, das sie stets peinigt. Das natürliche Feuer kann man löschen, aber das übernatürliche nicht. So ist es verständlich, daß die verdammten Seelen in Ewigkeit brennen und dennoch nicht verbrennen.

Der Gang durch die höllische Unterwelt und die Dinge, die ich dort gesehen habe, erfüllten mich mit Furcht vor der ewigen Verdammnis und retteten mich schon oft vor vielen gefährlichen Sünden. Weiterhin regen sie mich stetig zum Guten an und zur Standhaftigkeit in meinem Beruf. Der am Kreuze hängende Erlöser beweist es am besten, daß Gott streng, ja sogar hart sein kann, wie es eben seine Gerechtigkeitsliebe fordert.

Aus dem praktischen Leben wissen wir, daß die Elektrizität uns segensreich Licht und Wärme spendet, sogar Maschinen antreibt, aber wenn wir sie mit bloßer Hand berühren, tötet sie, schlägt sie uns tot. Solchergestalt ist sie also nicht nur zu unserem Nutzen, sondern auch zu unserem Schaden da. Die Nahrung erhält unseren Körper am Leben, aber wenn wir sie nicht einnehmen, sterben wir vor Hunger. Genauso will der Herrgott einem jeden Menschen auch das ewige Leben spenden, hilft einem jeden dazu durch Seine Gnädengeschenke, aber wenn wir uns durch unsere Sünden von Ihm losreißen und die dargebotenen Gnadenmittel nicht nützen, müssen wir die traurigen Folgen davon tragen. Die Hölle erwirbt sich ein jeder selbst. Ich möchte jedoch nicht in die Hölle fahren, sondern lieber hier auf Erden meine Qualen ertragen, um dafür im Jenseits den ewigen Frieden zu erlangen.

Wie lange diese Höllenvision gedauert haben mag, kann ich nicht genau sagen. Sollte die Zeit kurz gewesen sein, so wäre sie zur Mahnung dennoch lang genug gewesen, solange ich lebe. Menschlich gesprochen: Trotz ihrer Kürze war sie lang, und trotz ihrer Länge war sie kurz. Ich verstehe das so: Selbst wenn die Höllenvision nur kurze Zeit gedauert haben sollte, auch dann hatte sie unendlich lange gedauert, um ihr Ende zu erwarten wegen der unermesslichen Qualen, die ich beim Anblick der Hölle durchstehen mußte. Es bedarf nur einer kurzen Zeit, um uns die lange Dauer, ja: unendliche Dauer der Hölle zu verschaffen; wir müssen nur das Gute nicht wollen, und schon sind wir verloren; alles hängt vom Willen ab und davon, ob wir die Gebote Gottes halten oder nicht.

Das erste Geheimnis bestand also darin, daß die göttliche Barmherzigkeit auf die Fürsprache der Seligen Jungfrau einwilligte, in den Ort und Zustand der verdammten Seelen einen Einblick zu gewinnen, worin irdischen Sterblichen der Blick sonst verwehrt ist. Das hatte den Zweck, das, was wir sahen, weiterzugeben und auf diese Art mitzuhelfen, die armen Sün-

der am Ende der Zeiten zu retten. Der barmherzige Gott will die Verehrung des Unbefleckten Herzens Mariä darum auf der ganzen Welt verbreiten, um die Sünder, die sich ins eigene Verderben stürzen, zu retten.

Das würde zur Folge haben, daß viele Seelen gerettet würden, und Friede eintreten würde, wenn die Menschen tun würden, worum die Selige Jungfrau bittet, was sie durch uns mitgeteilt hat. Friede würde unter den Menschen auf dieser Welt herrschen, Friede in die Herzen der Menschen einkehren, und die Waffen würden ruhen. Siehe: Darum wurde uns das erste Geheimnis des Jenseits geoffenbart, nämlich zur Belehrung und zum Nutzen unserer selbst und anderer.

## Das zweite Geheimnis: Die Verwirklichung

Der zweite Teil betraf die Verehrung des Unbefleckten Herzens Mariä.

Nach der Höllen-Vision blickten wir – Hilfe suchend – erschrocken zur Seligen Jungfrau auf, die voll Güte, aber auch voller Trauer sagte:

*„Ihr habt die Hölle gesehen, wohin die Seelen der armen Sünder gehen. Um sie zu retten, will der Herr die Andacht zu meinem Unbefleckten Herzen in der Welt begründen. Wenn man tut, was ich euch sage, werden viele Seelen gerettet werden, und es wird Friede sein. Der Krieg geht seinem Ende entgegen. Wenn man aber nicht aufhört, Gott zu beleidigen, dann wird unter dem Pontifikat Pius XI. ein anderer und schlimmerer Krieg beginnen. Wenn ihr eine Nacht erhellt sehen werdet durch ein unbekanntes Licht, dann wisset, daß dieses das große Zeichen ist, das Gott euch gibt, daß Er nun die Welt strafen wird für ihre Missetaten durch Krieg, Hungersnot, Verfolgung der Kirche und des Heiligen Vaters.“*

*„Um das zu verhüten, werde ich kommen, um die Weihe Rußlands an mein Unbeflecktes Herz und die Sühnekommunion an den ersten Samstagen des Monats zu verlangen. Wenn man auf meine Wünsche hört, wird Rußland sich bekehren, und es wird Friede sein; wenn nicht, dann wird es seine Irrlehren über die Welt verbreiten und wird Kriege und Verfolgungen der Kirche heraufbeschwören.“*

*„Die Guten werden gemartert werden; der Heilige Vater wird viel zu leiden haben; verschiedene Nationen werden vernichtet werden, aber am Ende wird mein Unbeflecktes Herz triumphieren. Der Heilige Vater wird mir Rußland weihen, das sich bekehren wird, und eine Zeit des Friedens wird der Welt geschenkt werden. In Portugal wird der Glaube immer bewahrt bleiben. Dieses dürft ihr niemandem sagen, nur Francisco dürft ihr es erzählen.“*

Hierauf unterbrach die Selige Jungfrau ihre Mitteilungen für eine Weile. Dann fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte:

*„Wenn ihr den Rosenkranz betet, dann sagt nach jedem Gesetz: ‚O Jesus, verzeihe uns unsere Sünden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle, führe alle Seelen in den Himmel, besonders jene, die Deiner Barmherzigkeit am meisten bedürfen.‘“*

Nach all dem Gehörten möchte ich noch folgendes bemerken und zur dritten Erscheinung der Seligen Jungfrau und zu ihren Mitteilungen hinzufügen.

1. Die Bekehrung Rußlands war ein großes Verlangen der Seligen Jungfrau, warum, werden wir im III. Band meiner Erzählung sehen; zunächst aber bleibt dieses inbrünstige Verlangen der Seligen Jungfrau mein ausschließliches Geheimnis. Unsere himmlische Mutter sehnt sich sehr danach, daß wir für die Bekehrung Rußlands beten. Der Grund, warum wir für die Bekehrung Rußlands beten sollen, wurde nur mir mitgeteilt. Hier möchte ich nur soviel erwähnen, daß die Begründung höchst interessant, aber zugleich über die Maßen gefährlich, ja sogar unheilvoll ist.
2. Die Mitteilung des zweiten Geheimnisses hörten nur Lucia, Jacinta und ich. Francisco Marto war zwar bei der Erscheinung der Seligen Jungfrau zugegen, hörte aber die Mitteilungen nicht. Darum erlaubte es die Selige Jungfrau Lucia und Jacinta, diese ihm mitzuteilen, aber nur ihm und niemand anderem!

Das Verbot galt jedoch nicht nur Lucia und Jacinta, sondern auch mir. Immerhin sollte es nicht auf ewige Zeiten, sondern nur für eine gewisse Zeit Gültigkeit haben. Obwohl wir während der gebotenen Schweigepflicht den auf unserer Seele lastenden Druck durch die Erzählung der Geheimnisse gerne hätten erleichtern wollen, ist das nie gelungen, denn es hat sich immer alles so gestaltet, daß die Geheimnisse ein Geheimnis blieben, solange, bis die Zeit kam, wo wir sie bekanntgeben durften.

3. Der von der Seligen Jungfrau bedingt genannte, noch gefährlichere Krieg ist in seiner Zusammensetzung von zweifacher Art: Der eine ist mit dem anderen gekoppelt und geht in den anderen über. Der erste Krieg war der spanische Bürgerkrieg, der 1936 unter der Regierung des Papstes Pius XI. ausbrach und 1939 zu Ende ging. Papst Pius XI. starb am 10. Februar 1939. Bereits am 2. März 1939 wurde Pius XII. sein Nachfolger. Der Zweite Weltkrieg brach dann am 1. September 1939 aus. Diese Daten zeigen klar, wie die Ereignisse ineinanderfließen. Der spanische Bürgerkrieg war der Anfang, und der Zweite Weltkrieg war seine Fortsetzung. Genauso wie 1939 der spanische Bürgerkrieg zu Ende ging und der Zweite Weltkrieg begann, ebenso beschloß Pius XI. 1939 sein Leben auf dem päpstlichen Thron, und ihm folgte in der Regierung Papst Pius XII. Sowohl die Kriege als auch die genannten Päpste stehen am Rande des Jahres 1939, und da sie nahe zueinander sind, verbinden sich die Ereignisse so unkompliziert miteinander, daß

ihr Übergang ohne Erschütterung vor sich geht. Aber nicht nur die Ereignisse gleiten ineinander über, sondern auch die Namen der Päpste verschmelzen sich so sehr, daß im Grunde genommen der Name ein und derselbe ist, obwohl dieser von zwei verschiedenen Personen getragen wird.

Wir wissen, daß Hitler bereits zur Zeit des Papstes Pius XI. mit seinen Eroberungen begann, wenngleich nicht mit offener Gewaltanwendung, aber durch seine Politik hat er den Zweiten Weltkrieg vorbereitet. So hat der Zweite Weltkrieg bereits zur Zeit des Papstes Pius XI. seinen Anfang genommen, aber erst in der Zeit des Papstes Pius XII. brach er in voller Leidenschaft und Grausamkeit los, und zwar in der Morgendämmerung des 1. September 1939 um vier Uhr, und nicht, wie der „Führer“ Adolf Hitler über Radio in die ganze Welt hinausposaunte, wonach der deutsch-polnische Krieg erst um sechs Uhr morgens ausgebrochen wäre. Das stimmt nicht; der „Führer“ hat sich diesbezüglich nicht an die Tatsachen gehalten.

4. Die Selige Jungfrau hatte schon am 13. Juli 1917 im voraus gesagt, daß auf den ersten Krieg ein noch grausamerer folgen wird, wenn die Menschen nicht aufhören werden, den Herrgott zu beleidigen; den bevorstehenden Krieg würde jedoch ein unbekanntes Licht andeuten, und dieses große Zeichen würde von Gott gegeben werden als Mahnung für die bevorstehenden Strafen.

Und dieses große Zeichen wurde nicht nur vorausgesagt, sondern trat auch ein, und zwar in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1938. In dieser Nacht beleuchtete ein außergewöhnlich starkes „Nordlicht“ viereinhalb Stunden lang die Dunkelheit. Das „Nordlicht“ war von abends 20.45 Uhr bis morgens 1.15 Uhr zu sehen. Noch im selben Jahr, nämlich am 13. März 1938, wurde der erzwungene Anschluß Österreichs an Deutschland vollzogen, und von hier nahm dann das Verhängnis seinen unaufhaltsamen Lauf, das unabsehbare und schwerwiegende Folgen hatte.

Im Zusammenhang mit dem nächtlichen Licht, das als großes Zeichen gelten sollte, muß ich bemerken, daß es kein „Nordlicht“ war, und es auch nicht hat sein können. Nach einem gewissenhaften Studium wird jeder ernsthafte Gelehrte die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen. Dieses Licht war jenes Zeichen, das die Selige Jungfrau fast 20 Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vorausgesagt hatte. Hier stehen wir einem übernatürlichen Phänomen gegenüber, und es wäre schade um die Anstrengung, natürliche Ursachen hineininterpretieren zu wollen. Wo das Jenseits spricht, dort verstummen die irdischen Zusammenhänge.

### Das dritte Geheimnis: Verheißung für die Zukunft

Bevor ich über das dritte Geheimnis etwas schreibe, muß ich darauf aufmerksam machen, daß wir bei diesem Teil besonders achtgeben müssen. In diesem Geheimnis geht es nämlich um die Zukunft, namentlich um die Verheißung für die Zukunft. Im Zusammenhang mit dieser Verheißung wurden nach den bisherigen Vermutungen nur die positiven Erscheinungen vor Augen gehalten, und diese sind allgemein bekanntgeworden. So z. B., daß schließlich doch das Unbefleckte Herz der Seligen Jungfrau über die Verstocktheit der Sünder siegen wird; daß der römische Papst Rußland der Seligen Jungfrau weihen wird; er wird es in seinen besonderen Schutz und in seine besondere Obhut nehmen, aufgrund dessen die Heimat der Ikonen nicht zugrunde gehen kann. Ja, Rußland wird sich sogar bekehren, und auf der Welt wird eine Weile Frieden herrschen. Wie lange diese Friedenszeit dauern wird, das werden wir im Laufe meiner Erzählung noch erfahren bzw. wird aus den Zeilen herauszulesen sein.

Aber eine jede Sache hat neben ihrer positiven Seite auch eine negative. Davon reden jedoch die Menschen nicht gerne, aber ich bin dazu verpflichtet, weil diese Dinge mir mitgeteilt wurden.

Mir wurde nicht nur mitgeteilt, über diese negativen Dinge zu reden, sondern auch diese negativen Dinge jetzt, wo die Zeit da ist, beim Namen zu nennen.

Die zukünftigen gefährlichen und unheilvollen Geschehnisse sind in jenem Teil meiner Erzählung beschrieben, dem ich den Titel „Ich habe einen Blick in die kommenden schauderhaftesten Zeiten getan“ gegeben habe. In diesem Kapitel ist das dritte Geheimnis veröffentlicht sowie weiter Geschautes, was mir aber erst später gezeigt wurde.

Was Lucia als das dritte Geheimnis beschrieben hat, weiß ich nicht. Aber auch Lucia weiß nicht, was ich geschrieben habe. Von ihren privaten Erscheinungen und den nur ihr gemachten Mitteilungen weiß ich nichts. Die Erscheinungen von Fatima sind uns allen gemeinsam. Außer diesen Erscheinungen von Fatima bleiben die Einzelercheinungen und die darin gemachten Mitteilungen gegenseitiges, persönliches Geheimnis. Ich selbst gehe meine eigenen Wege und lasse mich darin durch nichts beeinflussen. Ich beschreibe alles so, wie ich es gesehen habe, und wie ich es weiß. Von an-

deren übernahm ich kein Wort, und wenn uns irgendwo dennoch dieselben Wörter, ja sogar dieselbe Reihenfolge gemeinsam ist, so ist das nur ein Zufall und durchaus nicht gewollt. So z. B. ist das Pferd für alle ein Pferd und hat vier Füße; es fragt sich bloß, wo ich mit meiner Erzählung über das Pferd beginne. Ich kann damit beim Kopf beginnen, wenn es mir so gefällt, ich kann aber auch über den Schweif sprechen oder schreiben. Das Pferd bleibt auf alle Fälle „Pferd“, nur meine logische Reihenfolge kann verschieden sein, was aber am Wesen nichts ändert. Genauso kann auch ein anderer verfahren, und auch ein anderer kann mit der Reihenfolge so beginnen wie ich, ja sogar dieselben Worte gebrauchen wie ich, ohne daß er meinen Stil kopieren würde.

Da ich jetzt über das dritte Geheimnis schreibe, muß ich auch noch eine andere wichtige Sache erwähnen. Die Frage, wann eigentlich die Selige Jungfrau mit der Mitteilung des dritten Geheimnisses begonnen hat, ist nicht ganz ohne Interesse, ja sogar berechtigt. Bestimmt nach den folgenden Worten: „... mehrere Nationen werden vernichtet werden.“

Wie ich schon oben erwähnte, hat Lucia das dritte Geheimnis niedergeschrieben und ihren Brief in einem verschlossenen Umschlag dem Bischof von Leiria übergeben, damit er ihn aufbewahre. Der Brief darf nur zu der festgesetzten Zeit geöffnet werden. Die Öffentlichkeit weiß soviel, daß außer Lucia niemand von den Sterblichen den Inhalt des Briefes kennt. Selbst der Bischof von Leiria, ja sogar der Papst von Rom soll nichts vom Inhalt des Briefes wissen. Das ist jedoch ein riesengroßer Irrtum! Ich selbst kenne diese Dinge, kenne das dritte Geheimnis, ja, ich könnte noch mehr aussagen. Sowohl das dritte Geheimnis als auch die mit den drei Geheimnissen zusammenhängenden Mitteilungen wurden seit 1937 planmäßig niedergeschrieben, und kirchliche Stellen haben meine Schriften streng und sorgfältig unter Verschuß gehalten. Die Mitglieder zweier Parteien, die einander gegenüber Todfeinde waren, haben versucht, meine Schriften für sich zu verschaffen und gegen ihre Gegner auszuspielen, aber ich habe beiden einen Streich gespielt und meine Schriften mir zurückerworben. Wie ich das geschafft habe, werde ich im dritten Band meiner Erzählung darstellen. Ich will den Ereignissen nicht vorgreifen, denn das würde die Reihenfolge stören.

Wie ich erwähnte, hat Lucia den verschlossenen Brief dem Bischof von Leiria zwecks Aufbewahrung übergeben. Bei der Übergabe des Briefes hat Lucia ausdrücklich gesagt, daß das Geheimnis des Briefes der Öffentlichkeit nicht vor 1960 mitgeteilt werden darf. Als man sich bei Lucia nach dem Grund erkundigte, antwortete sie einfach: „Weil die heilige Jungfrau es nicht will.“

Seitdem ist das Jahr 1960 vergangen, ja, die Zeit ist bereits weiter fortgeschritten, und der Inhalt dieses Briefes interessierte die Menschheit mehr und mehr, aber sie erfuhr nichts davon. Darum haben die deutschen Gläubigen an die Redaktion des „Paulinus“, des Trierer Bistumsblattes, wiederholt die Frage danach gerichtet; schließlich erschien in der Nr. vom 30. April 1967, S. 7, als Antwort folgender Artikel:

„Frage: In diesem Jahre ist es gerade ein halbes Jahrhundert her, seit die Muttergotteserscheinungen in Fatima ergangen sind. Eine der Botschaften der Gottesmutter wurde verschlossen und sollte erst im Jahre 1960 geöffnet werden. Ist das eigentlich geschehen? Welchen Inhalt hat die Botschaft? In der Öffentlichkeit ist meines Wissens nichts darüber bekanntgeworden.“

„Antwort: Diese Frage ist uns schon öfter gestellt worden. Wir waren aber nicht in der Lage, sie zu beantworten, weil auch wir nicht informiert waren. Über die verschlossene dritte Botschaft der Gottesmutter hat man viel gerätselt; aber die Vermutungen, die zuweilen ausgesprochen wurden, entbehren jeder Grundlage.“

„Kürzlich hat nun Kardinal Ottaviani einiges über das Schicksal dieser Botschaft berichtet, und zwar in einer Rede bei einem Festakt der Internationalen Marianischen Akademie, die anlässlich der fünfzigsten Wiederkehr der Ereignisse von Fatima in Rom abgehalten wurde. Nach seinen Ausführungen empfing das Mädchen Lucia von der Gottesmutter drei Botschaften. Die erste war für sie selbst bestimmt, die zweite an die Welt gerichtet, die dritte wandte sich an den Papst persönlich mit der Maßgabe, daß sie erst im Jahre 1960 gelesen werden sollte. Lucia schrieb sie nieder, und der für Fatima zuständige Bischof von Leiria ließ sie in verschlossenem Umschlag dem Papst zugehen.“

„Im Jahre 1955 reiste Kardinal Ottaviani, der Sekretär des damaligen Heiligen Offiziums, selbst nach Portugal und befragte die inzwischen in ein Kloster eingetretene Schwester Lucia nach dem Sinn dieser seltsamen Anordnung. Schwester Lucia sagte ihm, das sei so bestimmt worden, weil die Botschaft dann klarer erscheinen werde. Tatsächlich hat Papst Johannes XXIII. 1960 den Umschlag geöffnet und die Botschaft gelesen. Er erklärte, daß er alles verstanden habe und ließ auch Kardinal Ottaviani die Botschaft lesen. Dann aber verschloß er sie aufs neue und gab sie in das Geheimarchiv des Vatikans mit der Anweisung, daß sie dort aufbewahrt bleiben solle, bis ein Papst es für angebracht halte, sie zu veröffentlichen.“

„Es ist also anzunehmen, daß wir in absehbarer Zeit den Inhalt der Botschaft nicht erfahren werden.“

Das stimmt aber nicht, denn wir werden den Brief Lucias nicht lesen, worin das dritte Geheimnis beschrieben ist, sondern das, was als drittes Geheimnis niedergeschrieben ist, werden wir erleben! Die Schilderung ist an die Leitung der Kirche gerichtet, damit sie die Kirche Christi in den schwierigsten Zeiten sicherer lenken und die Herde Christi auf dem rechten Weg leiten kann.

Meine Erzählung aber ist — alles in allem genommen — eine Vorbereitung auf die große Katastrophe und ein Wegweiser in den größten Gefahren.

Der Brief Lucias und meine Erzählung ergänzen einander und bekräftigen gegenseitig die Wahrheiten, die wir völlig unabhängig voneinander niedergeschrieben haben. Im Zusammenhang mit den niedergeschriebenen Wahrheiten kann mit Recht die Frage auftauchen, warum diese nicht eher ans Tageslicht gekommen sind, und warum sie nicht früher mitgeteilt wurden? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach. Die von uns beschriebenen und in Zukunft noch eintretenden schrecklichen Ereignisse wurden darum nicht eher mitgeteilt, weil die Zeiten und Ereignisse noch nicht ganz eingetreten waren, die zum vollständigen Verständnis des dritten Geheimnisses notwendig sind. Alles kann man am besten zu seiner Zeit verstehen. Genauso auch das dritte Geheimnis.

Diejenigen, die in Geheimnisse eindringen wollen, müssen mit offenen Augen durch das Leben schreiten und müssen nicht nur schauen, sondern auch sehen. So wissen wir aus uralter Erfahrung, daß das Licht vom Schatten, die Wahrheit von der Falschheit, die Aufrichtigkeit von der Schlaueit, die Religiosität von der Gottlosigkeit, die ernste Wissenschaft von der gauklerischen Spekulation verfolgt wird, und daß neben all diesen Erscheinungen in allen Dingen noch der nagende Wurm darinsitzt, der das Nest zerstören will, dem er selbst entschlüpft, und worin er aufgewachsen ist.

Auch bei Fatima konnte es nicht anders sein. Ein Geheimnis bleibt nur solange ein Geheimnis, solange wir es anderen nicht erzählen. Die drei portugiesischen Seherkinder haben versucht, ihre Geheimnisse solange zu verbergen, bis eines Tages doch etwas durchsickerte, und dieses langsam immer größere und größere Kreise um sich zog. Wenngleich nicht jedermann ihnen Glauben schenkte, hatte es doch verschiedene gegeben, die an ihren Aussagen nicht zweifelten. So fingen einige langsamer, andere schneller an, zu suchen, was an den Mitteilungen der Seligen Jungfrau wahr sei. So begann man, die Kinder über ihre Visionen auszufragen. Die Gläubigen erbauten sich an dem Gehörten. Die Ungläubigen aber haben diese Kinder verspottet und verhöhnt. Es hat sogar solche gegeben, die durch Prügel und Hiebe versuchten, den Kindern die Wahrheit zu entlocken. So wurden sie langsam zu Prellböcken von zwei gegensätzlichen Mei-

nungen. Dadurch mußten sie unwillkürlich viele Unbilden über sich ergehen lassen.

Mittlerweile und langsam erhielt das Volk nicht nur in Portugal, sondern auch in Europa und sonstwo auf der Welt Kenntnis von den Erscheinungen der Seligen Jungfrau in Fatima. Im Zuge dieser Nachrichten war es ganz natürlich, daß die Erscheinungen von der atheistischen Presse nicht nur mit beißendem Spott übergossen wurden, sondern dieselbe war auch bestrebt, ihnen jedwede Grundlage zu zerstören, die ihr im Grunde genommen gar nicht bekannt waren. Mit teuflischer List setzte sie alle Hebel in Bewegung, um die ganze Erscheinungsangelegenheit so verzerrt wie nur möglich hinzustellen. Mit anderen Worten: sie um so mehr unglaubwürdig und lächerlich zu machen. Aber wie überall, so auch hier, hatte dieses teuflische Spiel selbst bewiesen, daß man eine ernsthafte Sache niederreißen möchte. Nämlich nur Wahnsinnige pflegen etwas zu verfolgen, was nicht existiert. Somit bewies die Verfolgung selbst, daß die Dinge existierten.

Der größte Feind der Erscheinungen von Fatima war der zuständige Bezirksamtman, der schon verschiedene Schritte unternommen hatte, der Sache ein Ende zu bereiten. Wieviel ihm davon gelang, werden wir bei der Erzählung der vierten Erscheinung sehen. Hier möchte ich nur soviel bemerken, daß auch der Possenreißer im Zirkus leidet, wenn andere über seine Späße lachen.

Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß meine Erzählung über die dritte Erscheinung der Seligen Jungfrau nicht vollständig wäre, wenn ich die damit zusammenhängenden Phänomene nicht erwähnen würde. Diese haben die Erscheinung untermalt und ihr eine naturgemäße Beweiskraft verliehen.

Obwohl am 13. Juli 1917 etwa 5000 Menschen in Cova da Iria anwesend waren, hat außer uns viere niemand die Heilige Jungfrau gesehen oder gehört; vor allem aber konnte niemand ahnen, was für Mitteilungen wir empfangen hatten. Allerdings konnten sie sehen, daß sich auf den Ort der Erscheinung eine kleine weiße Wolke herabgelassen hatte. Außerdem konnte jedermann beobachten, daß das Sonnenlicht außerordentlich gedämpft war, als ob eine partielle Sonnenfinsternis eingetreten wäre. Auch die Temperatur war gesunken, denn eine leichte und frische Brise milderte die erdrückende Hitze. Daneben war auch ein leises Geräusch zu hören, womit ebenfalls bewiesen wurde, daß hier im geheimen etwas geschieht. Große Dinge geschehen fast immer geheim und still. Damit soll gleichsam ausgedrückt werden, daß bedeutende und heilige Dinge dem marktschreierischen Lärm abhold sind. Als die dritte Erscheinung zu Ende war, hörten auch die begleitenden Erscheinungen auf, und alles nahm wieder seinen gewohnten Lauf.



#### Das vierte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 19. August 1917

Aufgrund des bisher Gesagten können wir uns sicherlich noch zurück-erinnern, daß die Heilige Jungfrau am 13. Mai 1917 anläßlich ihres ersten Erscheinens in Fatima gesagt hatte:

*„Ich komme, euch zu bitten, daß ihr euch sechsmal nacheinander hier einfindet, am 13. jeden Monats zur selben Stunde ...“*

Das war nicht nur eine Bitte, Aufforderung, sondern auch ein Auftrag an uns, und diese festgesetzte Zeit mußten wir genau einhalten. In uns war die gute Absicht vorhanden, das zu tun; außerdem sehnten wir uns schon immer danach, daß diese Zeit sehr bald komme, denn wir waren von dem Wunsch beseelt, die schöne Heilige Jungfrau öfter sehen zu können. Obwohl die Ungeduld die ständige Begleiterin der Sehnsucht und des Wunsches ist, und wie sehr wir auch die Zeit uns hätten vertreiben wollen, damit sie schneller verstreiche, es gelang nie; ja, wir hatten das Gefühl, als ob die Flügel der Zeit immer schwerer geworden wären.

Wenn ich aber ganz aufrichtig sein will, muß ich noch sagen, daß sich zu unserer Ungeduld auch die Besorgnis gesellte. Daran darf man sich nicht wundern, denn eine uralte Erfahrung lehrt es, daß, wo die göttliche Vorsehung so strahlend waltet, sich auch die satanische Finsternis einschleicht. Das ist sicher und zugleich auch wahr. Wie sehr diese meine Behauptung zutrifft, werden wir aus meiner laufenden Erzählung ersehen.

Wir wissen, daß die kirchlichen Behörden sich anfangs von den Ereignissen in Fatima sehr distanzierten und besonders dann außerordentlich zurückhaltend waren, wenn der 13. Tag der einzelnen Monate heranrückte. Überdies hatten sie im Zusammenhang mit den Geschehnissen von Fatima keinerlei Erklärungen abgegeben. So hielt jedermann von den Erscheinungen das, was er wollte. Die katholische Presse im ganzen Lande übte Zurückhaltung und enthielt sich jeder Stellungnahme, denn sie wollte kein Wortführer sein, ja sie warnte sogar die Landesbevölkerung vor jedweden frommen Betrug und unangenehmer Enttäuschung. Also stand die Presse nicht auf der Seite von Fatima, wenn sie auch nicht ausdrücklich dagegen war.

Aber da trat die göttliche Vorsehung dazwischen, die auch aus einem Übel Gutes herausholen kann. Und so geschah es auch, obwohl niemand

daran dachte. Die kirchenfeindliche Presse schrieb nämlich herabwürdigend über die Ereignisse von Fatima, aber dadurch erreichte sie gerade das Gegenteil von dem, was sie wollte. Gerade durch ihre Verachtung lenkte sie die Aufmerksamkeit der Menschen überall auf die Vorkommnisse im Tale von Cova da Iria. Das war die beste Reklame und Stimmungsmache für die Ereignisse von Fatima. Siehe: So entpuppt sich aus dem Bösen das Gute. Was die zurückhaltende Kirche durch ihre reservierte Haltung bisher nicht erreicht hatte, das schaffte die kirchenfeindliche Presse durch ihre überstürzte Unachtsamkeit. So wurde das ans Tageslicht gebracht, was bisher verborgen war.

Wir wissen auch, daß von menschlicher Bosheit alles unternommen wurde, um die Ereignisse in Fatima aus der Welt zu schaffen. Der führende Geist dieser Richtung war der zuständige Bezirksamtman, der „der Sache ein Ende bereiten“ wollte. Bis zu welchem Grade ihm das gelang oder nicht gelang, werden wir bald sehen.

Es war der 13. August. Ich war wieder in Fatima. An diesem Tag hatte ich an zwei interessanten Begebenheiten Anteil. Wie das möglich war, weiß ich nicht. Gott weiß es, aber das ist Sein Geheimnis. Zur selben Zeit war ich anwesend am Ort der Erscheinung und im Hause der Eltern von Lucia, Francisco und Jacinta. So konnte ich mir die Vorgänge an beiden Orten merken. Aber sehen wir sie nacheinander.

Zuerst wollen wir die Ereignisse am Erscheinungsort untersuchen.

Am besagten Tag mochten etwa 20 000, aber höchstens 25 000 Menschen an die Stelle gekommen sein, wo die Selige Jungfrau uns bisher erschienen war. Die versammelten Leute warteten auf die drei portugiesischen Kinder, beteten dazwischen laut den Rosenkranz und sangen dazu. Sie gruppierten sich um die kleine Zwergeiche. Anstatt diese zu schonen, wurde sie von den Pilgern so entblättert, daß an der Stelle eines Bäumchens mit grünem Laub nur mehr ein Baumstumpf ohne Blätter und Äste zurückblieb. Was man nur konnte, nahmen die Leute als Erinnerungsstück mit. Und dennoch wurde dieser unförmige und kaum lebensfähige Stumpf berühmt. Rings um ihn nahm die anwesende Menge Platz, und es kamen noch immer mehr Leute auf verschiedenen Fuhrwerken herbei. Gegen Mittag, als die Zeit der Erscheinung bereits heranrückte, blickte eine große Menge in der Gegend herum, wo die erwarteten Kinder auftauchen sollten.

Während dieser allgemeinen Erwartung konnte man verschiedene, in langen Reihen abgestellte Autos, Fahrzeuge und an die Bäume angelehnte Fahrräder sehen; die an grasigen Stellen weidenden Pferde und Maul-tiere machten die ganze Umgebung noch bunter. Die ganze überschaubare Gegend bewegte sich. Die Luft schien spannungsgeladen, wodurch die Men-

ge immer unruhiger wurde. Das konnte man auch verstehen, denn trotz der Mittagszeit waren die Kinder immer noch nicht da. Das war verdächtig und erregte jedermanns Aufsehen.

In dieser Wartezeit voller Spannung tauchte auf einmal ein Junge auf, der auf die Menge zustürzte, und als er dort ankam, erzählte er keuchend und schnaubend folgende Geschichte:

Der größte Feind der Erscheinungen von Fatima, der gottlose Bezirksamtman, sei – Frömmigkeit vortäuschend – zu den Eltern der drei portugiesischen Kinder gefahren und habe ihnen sein Fahrzeug angeboten, um darin die Kinder an den Erscheinungsort zu bringen. Die Eltern hätten ihm Glauben geschenkt und es erlaubt, daß er die Kinder in seinem Fahrzeug mitnehme. Aber er hat sie dann entführt. Dies konnte leider geschehen, weil die Eltern zu gutgläubig waren, und nicht glauben wollten, daß hinter der heuchlerischen Frömmigkeit eine hinterlistige Falle aufgestellt worden war, unschuldigen Kindern ein Bein zu stellen und sie ins Verderben zu führen.

Der gottlose und schlaue Bezirkskommissar, Arturo d'Oliveira Santos von Vila Nova de Ourém, fuhr Lucia, Francisco und Jacinta mit seinem Fahrzeug nicht an den Ort der Erscheinungen, sondern genau nach dem in entgegengesetzter Richtung liegenden Ourém, wo er ein eigenes Haus hatte. Dorthin brachte er die drei Kinder. Dann versuchte er mit einer größtmöglichen Schlaueit, Schmeichelei, mit wiederholten Versprechungen und Drohungen, auch Folterungen, aus den Kindern die Wahrheit herauszupressen bzw. sie dazu zu zwingen, zu bekennen, daß das Ganze nur ein Betrug sei. Mit anderen Worten, er wollte erreichen, daß die Kinder eingestehen, sie hätten gelogen, und daß an den Erscheinungen nichts wahr sei. Zwei Tage lang hielt er die Kinder bei sich gefangen, aber er mochte sich wie auch immer anstrengen, es gelang ihm nicht, die Kinder in Widersprüche zu verwickeln. Am meisten jedoch war er darüber verärgert, daß er den Kindern nicht das Geringste von den Geheimnissen abtrotzen konnte, die uns die Selige Jungfrau bei den Erscheinungen geoffenbart hatte.

Nachdem der Bezirkskommissar eingesehen hatte, daß er in seinem eigenen Hause mit schönen Worten bei den Kindern nichts erreichen konnte, änderte er die Taktik und brachte die Kinder zum Bezirksamt, wo er sie einem regelrechten Verhör unterzog. Hier mußten die Kinder nicht nur ein Kreuzfeuer von Fragen über sich ergehen lassen, sondern man versuchte auch, sie durch goldene Uhren, goldene Ketten und Goldgeld zu täuschen, aber es gelang in keiner Weise. Darüber wurden die Schergen des Bezirkskommissars wütend und benahmen sich grob gegenüber den Kindern; sie drohten ihnen mit Verprügeln, Töten und Verbrennen bei leben-

digem Leibe im öffentlichen Gefängnis, wo sie eingesperrt wurden, wenn sie ihre Geheimnisse nicht verraten würden.

Ist das doch eine lächerliche Sache: Der gottlose Bezirkskommissar glaubte nicht an die Erscheinungen von Fatima, hielt sie für nicht geschehen und kämpfte dennoch wild gegen sie. Das ist ein Widerspruch in sich, denn nur Narren kämpfen gegen etwas, was nicht existiert. Lächerlich klingt auch das, daß der Bezirkskommissar an trügerischen Dingen des Jenseits riechen wollte; das beweist, daß auch seine Gottesverleugnung keine sichere Grundlage hatte. Er spielte mit Gott, aber er hatte Angst vor Ihm. Dabei wollte er andere vor Betrügereien schützen und die Kinder dazu bringen, Sachen zu leugnen, die wirklich existierten.

Dieser Bezirkskommissar war ein in menschliche Form gekleideter leibhaftiger Teufel, der seine ruchlosen Absichten unter allen Umständen verwirklichen wollte. Angesichts seines großen Eifers ist die Frage berechtigt, ob sich dahinter nicht die Aussicht auf eine Belohnung oder ein persönliches Interesse verbarg? Wer weiß? Soviel steht allerdings fest, daß charakterlose Individuen sich besonders in solchen Fällen ereifern. Von diesen würde sich keiner ohne persönlichen Vorteil exponieren.

Der Bezirkskommissar mochte noch so schlau sein, die göttliche Vorsehung machte durch ihre Schachzüge seine Pläne immer wieder zunichte. Als er die drei Kinder von ihren Eltern weggebracht hatte, glaubte er sich seiner Sache schon sicher. Aber er täuschte sich sehr, denn die entführten Kinder standen während jener zwei schweren Tage unter menschlicher Beobachtung.

Das besorgte der älteste Sohn der Olympia Marto, Antonio. Er wurde von den Eltern nach den Kindern geschickt, um sie im Auge zu behalten und sofort Meldung zu erstatten, wenn ihnen eine Unannehmlichkeit zustoßen sollte. Daß das keine erfundene Geschichte ist, kann Lucia beweisen. Aus dem Gebäude nämlich, wo der Bezirkskommissar wohnte, führte eine Veranda (Vorlaube) in den Hof, und die Kinder durften dorthin vor ihrer Gefangennahme hinausgehen und mit den Kindern des Bezirkskommissars spielen. Hier und da bemerkte Lucia, wie sich Antonio um das Haus herumtrieb. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Lucia den beiden anderen gefangenen Marto-Kindern davon erzählt hat. Aber genauso steht fest, daß die Anwesenheit Antonios und die Überwachung durch ihn auf die Kinder ermutigend und beruhigend gewirkt hat.

Nun wollen wir sehen, wie es sich mit der wartenden Menge am Erscheinungsort verhielt. Als die Leute erfuhren, was mit den Kindern geschehen war, empörten sie sich und wollten sofort zum Hause des Bezirkskommissars ziehen und ihn gehörig ins Gebet nehmen. Sie hätten ihm sicher das Leder auf dem Rücken gegerbt und ihm vor Entrüstung einige Seitenrippen

zerbrochen, aber eine außerordentliche Erscheinung hielt sie von ihrer Absicht zum Glück zurück. Nämlich zweimal hintereinander zuckte plötzlich ein Blitz um die Zwergeiche, dann rollte ein mächtiger Donnerschlag durch das Tal von Cova da Iria und zehn Minuten lang war der Ort der Erscheinungen von einer kleinen Wolke umgeben. Daraufhin wurden die Anwesenden von einer heiligen Furcht ergriffen, und sie freuten sich im Innern, denn sie dachten alle, daß die Selige Jungfrau doch noch erschienen sei, auch wenn sie sie wegen der sie umhüllenden Wolke nicht sehen konnten. Jetzt traten Vermutungen und Gefühle auf und bestärkten ihre Überzeugung, denn was sie mit den Augen nicht sahen, das bewiesen die Anwesenden durch ihre Haltung. Nämlich um große Dinge zu beweisen, braucht man nicht immer einen tosenden Lärm zu schlagen; oft genügt die stille Andacht selbst. Die Andacht ist nämlich nichts anderes als ein heiliges Gefühl im Menschen; dieses bedeutet die Entzückung der Seele zu höheren, heiligen und himmlischen Dingen und dadurch eine Erhebung zu Gott. Wie schön und treffend heißt es bei Schiller:

„Des Herzens Andacht hebt sich hin zu Gott,  
Das Wort ist tot, der Glaube macht lebendig.“

(Maria Stuart, V, 7).

Aber der Glaube macht nicht nur lebendig, sondern auch stark. Das können wir auch bei den drei gefangengehaltenen Kindern von Fatima sehen. Der gottlose und schlaue, ja grausame Bezirkskommissar wollte nicht nur selbst, sondern auch durch eine alte Frau versuchen, den Kindern ihre Geheimnisse zu entlocken, aber auch das gelang ihm nicht. Nach mehrmaligen Verhören und bohrenden Ausfragereien wandte der Bezirkskommissar einen Kniff an, der leicht hätte verhängnisvoll werden können, weil er auf Gewalt beruhte. Nachdem er einsehen mußte, daß er bei den Kindern nichts ausrichten konnte, geriet er in rasende Wut und befahl einem seiner Angestellten, einen Kessel mit siedendem Öl vorzubereiten, um darin die trotzigsten, widerspenstigen Kinder, die kein Geständnis ablegen wollten, bei lebendigem Leibe zu braten.

War das ein dummer und unüberlegter Kniff von seiten des Bezirkskommissars! Kann man unschuldige Kinder so quälen? Als oberster Ordnungshüter des Bezirks wäre es seine heilige Pflicht gewesen, sich vor die Wahrheit und Unschuld zu stellen, aber anstatt dessen wollte er diese mit Feuer und Schwert vertilgen. Er dachte nicht daran, daß gegenüber den Offenbarungen des Jenseits die hinterlistige menschliche Wichtigtuerei kläglich versagen würde. Er dachte nicht daran, daß er durch sein grausames Spiel einen unheilbaren Schaden an Leib und Seele der Kinder anrichten könnte. Leiblich hätten die Kinder leicht Krämpfe, eine Geisteskrankheit, Hezkrankheit bekommen können, ja, auch der Schlag hätte sie treffen können!

Seelisch hätten sie einen solchen Schaden erleiden können, daß sie davon nie mehr hätten geheilt werden können. Hier benötigen wir keine große Einbildungskraft, um einzusehen, daß diese Kinder unter dem besonderen Schutze Gottes standen.

Aber fahren wir weiter und sehen wir, was der Bezirkskommissar mit den Kindern unternahm, nachdem er einem seiner Angestellten befohlen hatte, einen Kessel mit siedendem Öl vorzubereiten.

Zu dieser Zeit waren die Kinder aus dem Gefängnis bereits ins Bezirksamt zurückgeholt worden und wurden dort in ein Zimmer gesperrt. Nach einer Weile öffnete sich die Tür und der Bezirkskommissar rief den Namen des jüngsten Mädchens Jacinta und fügte gleich hinzu: „Wenn du nicht antwortest, bist du die erste, die verbrannt wird. Komm mir nach!“ Das Kind folgte diesem wilden Menschen. Er führte es in ein anderes Zimmer, und dort begann man mit den Gefälligkeiten, Versprechungen, Drohungen von neuem, damit es sein Geheimnis verrate. Aber all das führte nicht zum Ziel, denn Jacinta schwieg standhaft. Daraufhin sperrte er Jacinta allein ins Zimmer ein, weil er einsah, daß jedwede Bemühung zwecklos sei. Darauf folgte Francisco, und auch er mußte dieselben Qualen durchstehen wie seine Schwester. Nachdem auch bei ihm nichts herauszubekommen war, sperrte man ihn in dasselbe Zimmer ein, wo Jacinta schon eingeschlossen war.

Zuletzt kam Lucia an die Reihe, aber auch bei ihr erreichte der schlaue Bezirkskommissar nichts.

Nun mußte er einsehen, daß er gegenüber der Standhaftigkeit der Kinder machtlos war und gab deshalb seine grausamen Versuche auf. Der schlaue Fuchs kam durch seine eigene Dummheit zuschanden, denn zum Schluß mußte er einsehen, daß er keine Macht über die Kinder hatte, und darum brachte er sie am 15. August 1917, am Tage Mariä Himmelfahrt, zum Pfarrer von Fatima, damit dieser sie zu ihren Eltern zurückschicken sollte. Siehe da, die Kinder von ihren Eltern wegzulocken, hatte er Mut, aber sie zurückzubringen, hatte er Angst. So sind die Schlaunen und Feigen: Wenn sie ihr Fell in Sicherheit wännen, dann haben sie den Mut, sich als Paschas aufzuspielen und zu betrügen; aber wenn sie sich ihrer Haut nicht mehr wehren können und sich fürchten, einige tüchtige Schläge einstecken zu müssen, dann schieben sie die Unannehmlichkeiten auf andere.

Wir können uns gar nicht vorstellen, welche leiblichen und seelischen Qualen die Kinder während all dieser Verhöre auszustehen hatten. Die überstandenen Grausamkeiten aber sind ein Beweis dafür, daß die Kinder keine Schwärmer, Leichtgläubige, Geheimnisverräter oder Lügner waren.

Von den erduldeten Grausamkeiten schmerzte uns Kinder am meisten der Umstand, daß wir am 13. August die schöne Heilige Jungfrau nicht sehen konnten, aber wir trösteten uns damit, daß wir sie am 13. September wiedersehen könnten.

Einige Tage später, am Sonntag, dem 19. August, hielten die Gottlosen in Fatima eine Protestversammlung ab, um gegen die „Komödie“ der Erscheinungen zu demonstrieren. Noch am selben Tag belohnte uns die Selige Jungfrau dafür, daß wir Kinder ihr treu geblieben waren gegen die Feinde der Kirche, und daß wir unseren heiligen Glauben verteidigten. An diesem Tag weideten Lucia, Francisco und sein älterer Bruder Joao ihre Herde an einem Ort, der „Valinhos“ hieß. Jacinta mußte daheim bleiben. Die Zeit verstrich von Stunde zu Stunde. Es mochte schon gegen nachmittag vier Uhr gewesen sein, als Lucia auf die typischen Zeichen aufmerksam wurde, die den Erscheinungen der Seligen Jungfrau gewöhnlich vorausgegangen waren. Daraufhin bat sie Joao, von zu Hause sofort Jacinta zu holen. Im Laufschrift kamen sie zurück, denn es hatte bereits zum zweitenmal geblitzt. Lucia beruhigte sie, die Heilige Jungfrau werde bald erscheinen. Und wie sie es gesagt hatte, so wurde es auch wirklich. Einige Augenblicke später sah Joao, daß die Kinder sich vor einem entlaubten Eichenbaum niederknieten. Dieser war dem in Cova da Iria ähnlich, aber er war viel höher.

Vergessen wir hier nicht, daß diese Erscheinung nicht in Cova da Iria, sondern in „Os Valinhos“ stattfand: „Valinhos“ bedeutet soviel wie „kleine Täler“.

Bei dieser Erscheinung der Seligen Jungfrau waren nicht drei, sondern fünf Kinder anwesend. Zu viert sahen wir die junge Dame, aber Joao sah sie nicht. Er hörte alles, was Lucia sagte, aber er sah nichts von der Erscheinung.

Die glänzend schöne Heilige Jungfrau beklagte sich darüber, daß am 13. August wir vier Kinder daran gehindert wurden, an den Ort der Erscheinungen zu kommen. Dann fügte sie dem noch hinzu, daß wegen dieser Behinderung das für Oktober bereits vorausgesagte Wunder einfacher sein wird. Sie machte uns darauf aufmerksam, weiterhin den Rosenkranz zu beten und an den folgenden zwei Monaten den angekündigten Tag und die angekündigte Stunde einzuhalten.

Nach diesen Ermahnungen hatte Lucia den Mut, die Heilige Jungfrau zu fragen:

„Was wollt Ihr von mir?“

Auf diese Frage erhielt sie folgende Antwort:

„Ich will euch sagen, daß ihr weiterhin am 13. zur Cova da Iria kommen sollt bis zum Oktober, und daß ihr täglich den Rosenkranz betet.“

Nach diesem Satz bat Lucia die Heilige Jungfrau, ein Wunder zu wirken, um dadurch die Menschen zu überzeugen, daß ihre Erscheinungen wahr seien, und daß wir vier Kinder nicht logen, nicht phantasierten, sondern die Wahrheit sagten.

Auf diese Bitte Lucias antwortete die Heilige Jungfrau folgendes:

„Im letzten Monat werde ich ein Wunder wirken, auf daß alle glauben. Hätte man euch nicht nach Vila Nova d'Ourém gebracht, würde das Wunder viel eindrucksvoller sein. Als Entschädigung wird euch der heilige Joseph mit dem Jesuskind erscheinen, um der Welt den Frieden zu geben . . . Unser Herr . . . um das Volk zu segnen . . . Unsere Liebe Frau als Schmerzhafte Mutter . . .“

Daß Lucia sorgfältig und umsichtig war, beweist auch folgender Fall. Anlässlich der bisherigen Erscheinungen legten die frommen Pilger viele Geschenke neben der Zwergeiche nieder. Aber niemand wußte, was man damit anfangen sollte. Darum fragte Lucia die Heilige Jungfrau, was mit den zu ihrer Ehre dargebrachten Geschenken geschehen soll. Die Heilige Jungfrau verfügte so, daß man die Geschenke verkaufen und aus ihrem Erlös zwei tragbare Gestelle kaufen soll. Das eine sollte von Lucia, Jacinta und noch zwei anderen kleinen Mädchen getragen werden; alle vier sollten in Weiß gekleidet sein, wenn sie das tragbare Gestell tragen würden. Das andere tragbare Gestell sollten Francisco und noch drei andere, gleichaltrige Knaben tragen, und auch sie sollten mit einem weißen Mantel angetan sein. Das noch übriggebliebene Geld sollte dazu verwendet werden, um das Rosenkranzfest schöner gestalten und um eine Kapelle bauen zu können.

Bezüglich der Bestimmung der zwei tragbaren Gestelle gibt es zwei Meinungen. Die erste Meinung lautet: In Portugal, in der Diözese Leiria, sei es Sitte, daß an Feiertagen die Gläubigen Geld und Produkte der Kirche schenken. Diese Gaben werden von Kindern auf tragbaren Gestellen auf den Kirchplatz getragen, wo sie versteigert werden. Das eingenommene Geld wird für kirchliche Zwecke verwendet. — Die andere Meinung: In Portugal sei es auch Sitte, bei Prozessionen die Statuen der Heiligen auf diese tragbaren Gestelle zu stellen, die die Gläubigen mit sich tragen, um dadurch die Prozessionen glanzvoller und schöner zu gestalten. Sind die Statuen der Heiligen klein und nicht schwer, werden die Gestelle von Kindern getragen.

Hier möchte ich einfügen: Die Heilige Jungfrau hat nicht gesagt, zu welchem Zweck die zwei tragbaren Gestelle gekauft werden sollten. Nach menschlichem Ermessen wäre eine von den beiden genannten Meinungen als Ursache annehmbar. Aber vergessen wir nicht, daß diese Anordnung nicht von einem irdischen Menschen, sondern von der Heiligen Jungfrau

selbst kam. Von ihr wissen wir, daß sie eine Magd des Herrn ist, daß sie also demütig ist. Ein demütiger Mensch aber verrät seine weiteren Pläne nicht im voraus. Lieber hüllt er sich in tiefes Schweigen, überläßt Gott den Ruhm über die Gestaltung der Ereignisse, die da kommen sollen und bekennt mit dem Psalmisten:

„Nicht uns, o Herr, nicht uns!  
Deinem Namen schaff' Ehre  
Ob Deiner Güte und Treue!“ (Psalm 113b, 1).

Nachdem ich all das vorausgeschickt habe, möchte ich hier noch den Gedanken ventilieren und die Frage aufwerfen, ob die Heilige Jungfrau damals, als sie den Ankauf von zwei tragbaren Gestellen befahl, nicht schon an die späteren weltberühmten Prozessionen dachte, wo man die Pilgermadonna von Land zu Land trug?

Nach den gegebenen Anweisungen bat Lucia die Heilige Jungfrau, jene Kranken zu heilen, die sich ihren (Lucias) Gebeten empfohlen hatten. Die Heilige Jungfrau hatte zwar versprochen, daß von diesen einige im Laufe des Jahres geheilt würden, aber sie hat nicht gesagt, daß alle genesen werden. Doch diejenigen, die geheilt wurden, deren Namen schloß die göttliche Vorsehung in ihr Geheimnis ein. Obwohl die Heilige Jungfrau die Bitte Lucias gnädig anhörte, konnte man ihr doch anmerken, daß irgendetwas schwer auf ihrem Herzen lastete. Ihr Blick war darum traurig. In dieser gedrückten Stimmung bat sie uns Kinder aus mütterlicher Liebe, zu beten und Sühne zu leisten. Dann schloß sie ihre Bitten mit folgenden Worten:

„Betet, betet viel und bringet Opfer für die Sünder! Schaut, es kommen viele Seelen in die Hölle, weil niemand da ist, der sich für sie opfert und für sie betet!“

Jetzt erzähle ich etwas, das noch niemand gehört, und niemand von den Erscheinungen in Fatima erfahren hat. Darum horche auf, du vielgesichtige Welt! Ich schäme mich zwar, aber ich werde dennoch erzählen, was mich fast an den Rand des Todes brachte nach den eben gehörten Worten der Heiligen Jungfrau. Ich habe stets gern gebetet und bete auch heute noch gerne und viel. Ja, bereits seit der ersten Volksschulklasse habe ich meine Tagesarbeiten in Gebet verwandelt und zur Ehre Gottes aufgeopfert. So gedacht und aus diesem Grunde konnte ich die Bitte der Heiligen Jungfrau nicht begreifen, wir sollten viel und noch mehr beten, und ich zweifelte einen Augenblick daran, ob das möglich sei? Ich wiederhole, ich zweifelte bloß und habe kein einziges Wort ausgesprochen. Und was geschah? Kaum war mir dieser zweifelvolle Gedanke durch den Kopf geschossen, blickte mich die Heilige Jungfrau schon an, und aus ihrem Blick konnte ich ent-

nehmen, daß ihr mein augenblicklicher Zweifel schweren Kummer bereitete. Daraufhin kniete ich vor der Heiligen Jungfrau nieder, aber ich erschrak von ihrem Anblick so sehr, daß ich mich zitternd zu Boden warf und mit beiden Händen mein Gesicht verdeckte, damit ich nichts sah. In meinem Schrecken glich ich eher einem Toten als einem Lebenden, denn den Anblick der Himmlischen kann kein Sterblicher ertragen. Wie lange ich so auf dem Boden hingestreckt lag, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur soviel, daß ich meine Augen erst dann wieder aufschlug, als die Heilige Jungfrau schon verschwunden war. Obschon bereits fünfzig Jahre vergangen sind, seitdem mir das geschah, werde ich heute noch von Schrecken gepackt, wenn ich daran denke. Diesen Anblick kann man nicht vergessen! Und wenn ich ihn auch nur annähernd beschreiben möchte, wäre das entsprechendste Wort nur: vernichtend!

Die jetzige Erscheinung dauerte nur zehn Minuten, aber mir kam es dennoch so vor, als ob sie schon eine Ewigkeit gedauert hätte.

Noch an diesem Abend fragte die Mutter Marto ihren Sohn Joao (Johann), den älteren Bruder von Francisco, was er in den „Valinhos“ gesehen habe, denn er sei ja auch bei der Erscheinung der Heiligen Jungfrau dabei gewesen. So wollte sich ihre Mutter davon überzeugen, ob Lucia, Jacinta und Francisco nicht etwa logen.

Joao Marto erzählte in seiner biedereren Einfalt seiner Mutter folgendes: „Ich sah, wie sich Lucia, Jacinta und Francisco bei der Eiche niederknieten; ich hörte auch, was Lucia sagte, aber ich sah nichts. Als mich dann Jacinta darauf aufmerksam machte, daß die Heilige Jungfrau weggehe, hörte ich ein lautes Krachen. Meine Augen schmerzen noch immer, denn ich blickte stark und lange in die Luft, damit auch ich etwas sehe, aber ich habe mich vergeblich angestrengt.“

Diese Begebenheit erwähne ich hier nur darum, weil es ebenfalls ein Beweisstück für die Echtheit der Erscheinungen von Fatima ist.

Die Erzählung über die vierte Erscheinung wäre weiterhin nicht vollständig, wenn ich nicht noch die folgenden interessanten Geschehnisse erzählen würde.

1. Die Zeugen der Erscheinungen der Heiligen Jungfrau, nämlich die Kinder von Fatima, waren immer dagegen, daß jemand die kleine Eiche in Cova da Iria auch nur berühre. Davon wollten sie überhaupt nichts wissen, daß jemand einen Ast abbreche. Nun klingt es merkwürdig, daß ausgerechnet die Kinder von Fatima jenen gabelförmigen Ast der Eiche abgebrochen haben, worauf die Heilige Jungfrau stand. Den losgebrochenen Ast nahmen Francisco und Jacinta mit nach Häu-

se. An der Haustüre unterhielt sich ihre Tante mit einer Nachbarnfrau, als die Kinder unerwartet eintrafen. Sie teilten ihnen voll Frohsinn mit, daß sie die Selige Jungfrau gesehen hätten. Durch diese Nachricht wollten sie ihrer Tante eine Freude bereiten, aber diese war von der Mitteilung überhaupt nicht entzückt. Die Kinder mußten sich in ihr sogar täuschen, denn anstatt gelobt zu werden, wurden sie beschimpft und „Lügner“ genannt.

Wegen dieser Apostrophierung fühlten sich die Kinder sehr betroffen in ihrem Selbstbewußtsein, und darum bekräftigten sie immer wieder, daß sie – jawohl – die Heilige Jungfrau gesehen und den Zweig, worauf sie gestanden ist, mitgebracht hätten. Und damit drückten sie der Tante den Ast in die Hand, und kaum hatte Frau Maria Rosa diesen in die Hand genommen, strömte auch schon ein sehr feiner und ungewöhnlich wohlriechender Duft daraus. Diesen Duft spürten alle Umstehenden.

Auch diese Begebenheit ist ein Beweis dafür, daß die Erscheinungen von Fatima vorgefallen sind, und daß die göttliche Vorsehung die Einstellung der Kinder so lenkte, in „Valinhos“ genau das zu tun, was sie in Cova da Iria bekämpft hatten, nämlich vom Baum einen Ast abzubringen. Dadurch hatten sie unwillkürlich an den Plänen der göttlichen Vorsehung mitgewirkt, denn durch den außergewöhnlichen Duft hatte sich erneut bewiesen, daß die Ereignisse von Fatima keine Fabel, sondern Wirklichkeit sind.

Aber es geschah noch etwas anderes, dessen Erwähnung ich für notwendig halte. Die Mitglieder der Familien Santos und Marto hörten bislang nicht gerne von den Erscheinungen in Fatima, und wenn ihre Kinder davon erzählten, gerieten sie oft in eine unangenehme Situation. Jetzt, aber, wo die Eltern selbst den aus dem Eichenast herausströmenden vorzüglichen Geruch spürten, änderte sich ihre feindselige Haltung. Papa Santos selbst nahm Lucia und die Marto-Kinder in Schutz und ließ von nun an nicht mehr zu, daß den Kindern ein Leid geschähe. So hörte der innere Zwist in den Familien auf.

2. Für die Kinder von Fatima ist es noch charakteristisch, daß sie die Bitte der Heiligen Jungfrau sehr ernst nahmen, nämlich: *„Betet, betet viel und bringet Opfer für die Sünder! Schaut, es kommen viele Seelen in die Hölle, weil niemand da ist, der sich für sie opfert und für sie betet!“* Diese mitleidvolle Klage drang tief in ihr Herz ein und löste bei ihnen den teilnahmsvollen Entschluß aus, daß sie viel beten würden und Opfer bringen werden zur Bekehrung der Sünder.

Die kindliche Seele ist sehr erfinderisch, und sie überlegt nicht lange, wenn es darum geht, Gutes zu tun, oder wenn man anderen helfen soll. Sie faßt die Gelegenheit beim Schopf, die ihr gerade in den Weg kommt. Nur so können wir die Opferbereitschaft der Seher von Fatima begreifen. Das beweist wahrhaftig der Fall Jacintas. Das kleine Mädchen fand einmal auf der Wiese einen groben Strick und drehte ihn spielerisch um ihren Arm. Aber das bereitete ihr einen Schmerz, und darum entschloß sie sich sofort, den Strick unter ihrem Kleid um die Hüften zu binden und die dadurch hervorgerufenen Schmerzen für diejenigen Seelen aufzuopfern, die sich in ihr eigenes Verderben stürzen. Dasselbe tat Francisco und vergeblich bat Lucia sie, den Strick-Bußgürtel von den Hüften abzulegen; sie hörten nicht auf sie, sondern trugen ihn solange, bis sie sterbenskrank wurden. Erst dann übergaben sie Lucia die blutigen Strick-Bußgürtel, die diese dann verbrannte.

3. Das Leben der Kinder von Fatima beweist, daß der Teufel nicht schläft, sondern die Gelegenheit sucht, Verwirrung zu stiften und im trüben zu fischen. Ich habe bereits erwähnt, daß in den Familien Santos und Marto die feindselige Haltung gegenüber den Kindern aufgehört hatte, aber dafür fing wiederum der Bezirkskommissar zu geifern und zu belfern an, bis er eines schönen Tages drei Beamte zu den Eltern der Kinder hinaus schickte, um die drei Seher-Kinder zu verhören. Nun zerbrachen sich diese den Kopf darüber, wie sie den Kindern die von der Seligen Jungfrau empfangenen Geheimnisse entlocken könnten. Als dann auch diese schlauen Füchse bei den Kindern nichts ausrichten konnten, drohten sie ihnen damit, daß ihr Schweigen sie aufgrund einer Entschließung des Bezirkskommissars das Leben kosten würde. Aber diese Drohung jagte den Kindern keinen Schrecken ein, sondern erfüllte sie vielmehr mit Freude, denn durch ihre Hinrichtung wären sie schneller in den Himmel gekommen. Aber das wollte wahrscheinlich nicht einmal der Bezirkskommissar, eher wünschte er sie in die Hölle, damit er sie endlich loshabe.

Daß die Absicht des Bezirkskommissars keine leere Erfindung war, beweist die Volksstimmung. Als nämlich die Leute in der Umgebung von Fatima von der Einstellung des Bezirkskommissars gegenüber den Kindern Kenntnis erhielten, waren die Beschützer der Seher-Kinder entschlossen, diese in einen anderen Bezirk zu bringen, wo der Bezirkskommissar von Vila Nova de Ourém keine Macht über die Kinder hätte. Das wäre nach menschlicher Berechnung

das Vernünftigste gewesen, und damit hätte man den Feindseligkeiten gegenüber den Kindern von Fatima ein Ende bereiten können. Aber in diesen Plan willigten die Kinder nicht ein, sondern blieben weiterhin zu Hause bei ihren Eltern, denn sie vertrauten auf die göttliche Vorsehung, die sie gegenüber diesem gottlosen Menschen in Schutz nehmen würde.

#### Das fünfte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. September 1917

Den schlagendsten Beweis für eine Wahrheit liefert jene Bosheit, die die Wahrheitsverderber aufmarschieren lassen. Genauso wie das Licht immer vom Schatten begleitet wird, und dieser jenes verdecken möchte, ebenso möchte auch die Bosheit der Wahrheit auf Schritt und Tritt folgen und sie mit Dreck bewerfen. Dasselbe sehen wir auch in Fatima, aber genauso wie das Böse über kurz oder lang bloßgestellt und besiegt wird, geschah es auch dort.

Wir wissen, daß der Bezirkskommissar von Vila Nova de Ourém die Seher-Kinder von Fatima ständig verfolgt hat, wenn auch nicht offen, aber geheim. So dachte er, die Angelegenheit ersticken zu können. Durch seine unüberlegte Verfolgung erreichte er jedoch genau das Gegenteil. Auch die Verfolgung ist eine Herausforderung, aber nicht zugunsten der Falschheit, sondern der Wahrheit. Besonders dann horchen die Menschen auf, wenn der Machthaber den ihm ausgelieferten Untergebenen zertreten will. Genauso erreichte der Bezirkskommissar das, was er nicht wollte. Er wollte die Glaubwürdigkeit der Seher-Kinder von Fatima zerstören, aber damit erreichte er nur, daß die Menschen nicht mehr an der Glaubwürdigkeit der Kinder zweifelten, sondern die Übernatürlichkeit der Erscheinungen anerkannten. Auf diese Art und Weise wurde die Schar der Verehrer der Heiligen Jungfrau von Tag zu Tag größer. Daß die Kinder nicht phantasierten, beweist auch ihre Standhaftigkeit im Gefängnis, wo sie lieber den Tod erlitten hätten, als die von der Seligen Jungfrau empfangenen Geheimnisse zu verraten.

Der Bezirkskommissar überschritt gegenüber den Seher-Kindern von Fatima seine Machtbefugnisse und ließ sich in eine Sache ein, die ihn gar nichts anging. Hier handelte es sich eindeutig um religiöse und nicht um politische Dinge, und er hätte höchstens dann eingreifen können, wenn am Erscheinungsort ein Verbrechen begangen worden wäre. So etwas aber gab es in Fatima nicht, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß man durch Gebet noch niemanden totgeschlagen hat. Außerdem brachten die Pilger keine Unordnung in das bürgerliche Leben. So gedacht, hatte der Bezirkskommissar keinen Grund, dort hineinzureden, wo er nichts zu suchen hatte. Es ist verständlich, wenn man von allen Seiten gegen die



Einmischung ziviler Behörden in kirchliche Angelegenheiten protestierte. Die Folge davon war, daß man am 13. September schon sehen konnte, in welchem Ausmaß Glaube und Frömmigkeit in dieser Gegend zugenommen hatten.

Der 13. September war ein Donnerstag. In dieser Zeit begann bereits die Traubenlese. Obwohl diese Arbeit dringlich war, fanden sich dennoch etwa 20 000 Menschen am Erscheinungsort ein, und es strömten noch immer von allen Seiten Menschen herbei.

Während die große Menge betete, wurde es Mittag. Da ließ das Sonnenlicht nach, die Farbe der Sonne wurde matt. Auch die Luft färbte sich gelblich. Das haben viele bemerkt, andere wiederum haben nichts wahrgenommen. Das bedeutet freilich noch nicht, daß nichts geschah. Wir sollten nämlich nicht vergessen, daß die Selige Jungfrau nicht zu allen kam, sondern ausdrücklich nur zu uns vieren, um uns das mitzuteilen, was sie wollte. So ist es auch begreiflich, daß nicht jedermann irgendein Zeichen sah. Ebenso leuchtet ein, daß die Heilige Jungfrau nicht zu allen gekommen ist, um ihnen Geheimnisse mitzuteilen; darum hat sie sich nicht allen zu erkennen gegeben. Es kam ja nicht darauf an, daß die Leute sahen, sondern daß sie glaubten. Der Glaube wird nicht durch das Sehen wach, sondern durch die Seele. Auch Gott ist Seele, und somit kann Er sowohl mit einzelnen Menschen als auch mit großen Massen reden, und zwar unsichtbar. So wirkte das Wunder von Fatima sowohl innerlich wie auch äußerlich. Darum sammelte sich um die kleine Zwergeiche eine immer größer werdende Menschenmenge an.

Ich war schon dort am Erscheinungsort, als die anderen drei portugiesischen Kinder sich nur mit Mühe und Not einen Weg durch die Menge bahnen konnten. Unterwegs gab es nämlich immer wieder einige, die ihre mißlichen Angelegenheiten den drei Kindern anvertrauten, damit sie diese der Heiligen Jungfrau unterbreiten würden.

Es gab auch solche, die auf Bäume und Mauern kletterten, um die kleinen Seher-Kinder zu sehen.

Endlich hatten sie sich mit großer Anstrengung durch die Menge durchgerungen, und als sie bei mir ankamen, sahen sie sehr müde aus. Sich durch eine Menge durchzuboxen, fällt auch Erwachsenen schwer, schwachen Kindern freilich noch mehr! Gleich nach ihrer Ankunft rief Lucia die Menge auf, gemeinsam zu beten. Die Leute knieten nieder und beteten, in Andacht versunken, von Herzen. Eine alles durchdringende andächtige Stimmung bestürmte die Heilige Jungfrau um Fürbitte beim himmlischen Herrn.

Mittlerweile mischten sich auch Neugierige unter die Betenden, aber auch ernsthafte Beobachter fanden sich ein. Von der Menge einige hundert Meter zurückgezogen, stand mit seinem vertrauten Freund der Generalvikar des Bischofs der Diözese Leiria und beobachtete die Vorgänge. Auch das kleinste Ereignis interessierte ihn, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit.

Da ertönten auf einmal jauchzende Rufe und störten die andächtige Menge beim Gebet. Sehr viele Hände schwenkten in die Höhe und zeigten nach Osten. Die meisten sahen zunächst nichts, denn der Himmel war ganz blau, und nicht einmal ein Wolkenfetzen war am weiten Horizont zu sehen. Aber nach einem anstrengenden Hinschauen konnte man erkennen, daß sich von Osten her langsam und würdevoll, gerade auf uns zu, eine ovale helle Lichtkugel niederließ und schließlich über der kleinen Zwergeiche stehen blieb.

Wir zu viert, Lucia, Jacinta, Francisco und ich, knieten vor der kleinen Eiche und beteten mit der Menge laut. Das Gebet der riesigen Schar hörte sich von weitem so an wie das Brausen des Meeres, worin sich unsere kindliche Stimme ganz verlor. Inmitten dieses Rauschens schrie Lucia auf einmal freudestrahlend auf: „Da ist sie! Da kommt sie!“

Aber sie, die Heilige Jungfrau, war nicht nur gekommen, sie stand schon vor uns. Ernst, aber doch gütig, schaute sie uns an. Wenn man ihr Antlitz scharf beobachtete, konnte man sehen, daß sich in ihren gütigen Blick auch eine hauchdünne, feine Nuance von Kummer mischte, der wahrscheinlich eine Ausstrahlung ihres für die Menschen leidenden Herzens war. Auch die Himmlischen machen sich Sorgen um die irdischen Sterblichen, und zwar besonders dann, wenn sie sich wider alle Vernunft gegenseitig abschlachten und sich dadurch in die ewige Verdammnis stürzen. Diese ewige Verdammnis kann aber weder für die Himmlischen noch für die Irdischen gleichgültig sein, besonders damals während des Ersten Weltkrieges nicht, wo der rasende Teufel der Hölle sich seine Opfer in Massen holte. Diese Grausamkeit stimmte die Himmlischen zur Barmherzigkeit und Hilfeleistung für die Irdischen. Darum war die Heilige Jungfrau vom Jenseits zu uns gekommen; darum wollte sie für eine schönere und bessere Zukunft ihre fördernden Aufklärungen hinterlassen und dadurch zur Rettung beitragen.

Die Heilige Jungfrau war heute in Fatima zum fünftenmal erschienen und bat uns auch bei dieser Gelegenheit, weiterhin fleißig den Rosenkranz zu beten, um durch die Kraft des Gebetes schneller beim Herrgott das Kriegsende zu erwirken. Danach versprach sie wiederholt, wie am 19. August, daß am Tage der letzten Erscheinung, nämlich am 13. Oktober, am Erschei-

nungsort der Erlöser selbst, Unsere Liebe Frau von den Sieben Schmerzen und vom Karmel sowie der heilige Joseph mit dem Jesuskind erscheinen werden, um die Welt zu segnen. Aus diesen Verheißungen können wir also ersehen, daß die Heilige Jungfrau uns große Ereignisse in Aussicht stellte. Wahrscheinlich aus diesem Grunde legte sie uns ans Herz, am 13. Oktober unbedingt in Cova da Iria zu erscheinen.

Nach alldem teilte uns die Heilige Jungfrau mit, daß der Herrgott mit unseren Opfern zufrieden sei, aber er wolle nicht, daß Jacinta und Francisco mit dem Bußgürtel um die Hüften schlafen, sondern ihn nur tagsüber tragen sollten. Es genüge das Opferbringen und die Sühneleistung am helllichten Tag; die Nacht sei die Zeit der Ruhe und der Kraftsammlung. Wer freiwillig leiden wolle, der müsse sich zuerst darauf vorbereiten.

Bei der jetzigen Erscheinung bat Lucia wiederum die Heilige Jungfrau, diejenigen Kranken zu heilen, die sie um ihre Fürbitte angefleht hatten. Die Heilige Jungfrau versprach die Heilung einiger, aber nicht aller. Das ist natürlich und verständlich. Auch wissen wir, daß es für manche Kranken heilsamer ist, das Kreuz einer Krankheit weiterzutragen als geheilt zu werden.

Nachdem Lucia die Heilige Jungfrau gebeten hatte, die Kranken zu heilen, gab sie ihr auch noch davon Kunde, daß die Menschen zu ihrer Ehre eine Kapelle bauen möchten.

Das fand den Beifall der Heiligen Jungfrau, und sie trug auf, die Hälfte der hier gespendeten Gelder für die Baukosten zu verwenden.

Was nun folgt, sollten wir uns gut merken. Anläßlich der September-Erscheinung hatten sich nicht nur andächtige Gläubige und Beobachter eingefunden, sondern auch schlaue Berechner und Intriganten. Lucia hätte ihr Werkzeug werden sollen, wenn alles so gelungen wäre, wie sich das die Planer ausgedacht hatten. Von den Anwesenden hatten nämlich einige Lucia zwei Briefe und ein Fläschchen Parfüm übergeben, damit sie diese Dinge der Heiligen Jungfrau überreichen sollte. Lucia hat in ihrer kindlichen Einfalt diese Sachen tatsächlich der Heiligen Jungfrau übergeben und ihr gesagt: „Man hat mir diese Dinge gegeben, um sie Ihnen zu überreichen. Wünschen Sie diese Sachen?“ Daraufhin antwortete die Heilige Jungfrau: „Solche Sachen braucht man nicht im Himmel.“

Den Satz der Heiligen Jungfrau: „Solche Sachen braucht man nicht im Himmel“ sollten wir gut ins Auge fassen und vor Augen halten, denn ich werde ihn als Beweisstück zur Bekräftigung einer anderen Erscheinung heranziehen.

Und dieses Ereignis trug sich in der Zeit zu, während die Heilige Jungfrau uns erschienen war. Wir knieten zu viert vor ihr und hörten auf ihre Worte, aber auf einmal wurde ich darauf aufmerksam, daß die Heilige Jungfrau von einer nebelartigen weißen Wolke umhüllt wurde, ebenso auch die kleine Zwergeiche und wir alle vier. Diese weiße Wolke hat uns vor den Blicken der Leute ganz verschlossen und hielt uns so umfangen wie Sachen unter einer großen schützenden Glasglocke. Für die Wolke war es charakteristisch, daß ihr Inneres leer war wie eine Höhle, und daß wir darunter die Heilige Jungfrau sahen. Die Leute konnten nicht durch die Wolke sehen und uns somit nicht erblicken. Aber auch die drei portugiesischen Kinder konnten nicht durch die Wolke schauen und somit nicht wahrnehmen, was inzwischen draußen geschah.

Ich jedoch konnte durch die Wolke sehen und das zweite höchst interessante Ereignis dieses Tages beobachten. Während wir nämlich von der Wolke umhüllt waren, geschah, daß eine gewisse Art weißer Blumen vom Himmel herabfiel. Diese Blumen blieben über der Erde in einer Höhe von ca. 3 bis 4 Meter stehen, so daß die Leute sie zwar sehen, aber nicht erreichen konnten. Bald darauf waren sie spurlos verschwunden, ohne daß sie jemand hätte berühren können. In dieser Höhe konnte man sie nicht genau beobachten. Ich aber hatte die Gelegenheit, diese herabfallenden kleinen weißen Blumen aus unmittelbarer Nähe anzuschauen, denn sie ließen sich bis zu meiner Brusthöhe herab und verschwanden nicht so schnell, sondern schwebten solange vor mir in der Luft, bis ich sie genau betrachtet hatte.

Hier muß ich sagen, daß Lucia, Jacinta und Francisco die weißen herabfallenden Blumen nicht gesehen haben. Von dieser Erscheinung bemerkten sie nichts. Also bin ich wahrscheinlich der einzige Mensch, der diese herabfallenden weißen Blumen ganz aus der Nähe betrachten durfte.

Das war eine besondere Gnade des Jenseits. Damit die Erinnerung an diese Blumen aus der Geschichte der Menschheit nicht ganz verschwindet, werde ich versuchen, sie so zu beschreiben, wie ich sie gesehen habe. Aber ich möchte im voraus betonen, daß es unmöglich ist, himmlische Dinge mit menschlichen Worten genau zu beschreiben, weil es für Tatsachen aus dem Jenseits keine völlig entsprechenden menschlichen Ausdrücke gibt.

Als die weißen Blumen herabzufallen anfangen, erwachte in meinem Herzen ein Gefühl des Verlangens. Ich wollte aus der „Wolken-Glasglocke“ heraus, um diese interessante Erscheinung besser beobachten zu können. Aber das ohne Erlaubnis zu tun, wäre eine Unachtsamkeit und eine Unhöflichkeit gegenüber der Heiligen Jungfrau gewesen. Ich wollte sie nicht

beleidigen und dachte in mir, wenn ich die Augen auf die Heilige Jungfrau richte, könnte ich aus ihrem Blick ersehen, ob ich aus der „Wolkenglocke“ heraustreten darf oder nicht. Darum heftete ich meine Augen mit einem besänftigenden Blick auf das Antlitz der Heiligen Jungfrau und las von ihren Augen sofort ab, daß sie meinen Wunsch zu erfüllen bereit sei. So stellte ich mich vor die „Wolkenglocke“ und beobachtete von dort das Herabfallen der weißen Blumen.

Hier muß ich bemerken, daß die weißen Blumen nicht in die „Wolkenglocke“ fielen.

Nach meinen Beobachtungen waren diese weißen Blumen klein. Ihre Größe war großen Schneeflocken ähnlich. Langsam und würdevoll gingen sie auf die Menschen nieder, die mit weit aufgerissenen Augen diese Erscheinung betrachteten, die man mit menschlichem Verstand nicht erklären kann. Während des Blumenfalls erfüllte ein sonderbares Gefühl die Herzen und Seelen der Menschen. Aber dieses Gefühl kann ich nicht genau beschreiben, höchstens nur annähernd ausdrücken, wenn ich sage: Es war eine heilige Andacht voll Verwunderung. Während des Blumenfalls spürte jedermann, daß hier jetzt etwas Außerordentliches geschieht, nämlich daß der Himmel sich der Erde mitteilt, und die herabfallenden weißen Blumen bewiesen, daß die Heilige Jungfrau uns wirklich erschienen ist, daß die Mitteilungen der Heiligen Jungfrau nicht die Erzeugnisse von Einbildungen sind, sondern wahrhaftig eine Botschaft aus dem Jenseits an die Menschheit.

Aufgrund meiner Beobachtungen kann ich sagen, daß nicht nur eine, sondern zwei Sorten kleiner Blumen vom Himmel herabfielen. Die eine sah so aus wie ein Schneeglöckchen, das in der wissenschaftlichen Sprache „*galanthus nivalis*“ genannt wird. Diese Blume wird in Deutschland „Schneeglöckchen“ genannt und blüht bereits Ende Februar in den Gärten. Die andere aber sah so aus wie eine Schleierblume, die in der wissenschaftlichen Sprache „*gypsophila*“ heißt. Diese Blume nennt man in Deutschland „Gipskraut“ oder „Schleierkraut“ und beginnt erst Mitte Oktober in den Gärten zu blühen.

Wie ich sagte: Die einen Blumen sahen so aus wie Schneeglöckchen und waren doch keine Schneeglöckchen; die anderen aber so wie Schleierblumen und waren doch keine Schleierblumen. Darum müssen wir die Frage stellen: Was waren das für blumenähnliche Gebilde? Auf natürliche Weise können wir es nicht erklären. Zur Klärung dieser Frage führe ich zwei Überlegungen an:

1. Die herabfallenden kleinen weißen Blumen konnten keine natürlichen Blumen sein, denn der Tag, wo sie zum erstenmal fielen, war der 13. Sep-

tember 1917. Zu dieser Zeit entsprach keine der beiden Blumensorten der Jahreszeit. Die Schneeglöckchen beginnen Ende Februar zu sprossen und sind Ende März bereits ganz und gar verblüht. Somit existieren sie nach der natürlichen Ordnung Mitte September schon längst nicht mehr. Die Schleierblumen beginnen Mitte Oktober zu blühen. Sonach gedeihen sie nach der natürlichen Ordnung Mitte September noch nicht. Zu der genannten Zeit, d. h. am 13. September, konnte also keine von beiden Blumenarten existieren. Darum bleibt die Frage weiterhin offen: Was waren eigentlich diese Blumen?

2. Wir wissen, daß vor der heutigen Erscheinung irgendwelche Leute Lucia zwei Briefe und ein Fläschchen Parfüm übergeben haben, damit sie diese Sachen der Heiligen Jungfrau weiterreichen sollte. In bezug auf diese Dinge sagte dann die Heilige Jungfrau: „*Solche Sachen braucht man nicht im Himmel.*“ Wenn aber diese irdischen Dinge im Himmel nicht notwendig sind, dann sind dort auch andersgeartete nicht nötig. Dann braucht man dort auch keine sprossenden Blumen. Aber diese Beweisführung löst nicht ganz unser Problem, und die Frage bleibt weiterhin offen: Wenn im Himmel physikalische Dinge nicht notwendig sind, von wo kamen dann die kleinen herabfallenden Blumen her? Leugnen kann man sie nicht, denn viele, sehr viele haben sie gesehen. Also müssen sie auch von irgendwo herkommen. Von Massensuggestion kann hier keine Rede sein. Was steht also im Hintergrund? Mag diese Frage noch so schwierig erscheinen, ich versuche sie trotzdem menschlich zu erklären.

Ich habe zwar die kleinen Blumen aus der Nähe gesehen, wollte mich aber damit noch nicht begnügen, sondern sie auch berühren, damit ich mich von der Festigkeit ihres Materials überzeugen könnte. Darum versuchte ich, sie in der Luft zu erhaschen und in die Hand zu nehmen. Aber da mußte ich eine merkwürdige Erfahrung machen. Als nämlich meine Hand nach den Blumen griff, waren sie spurlos verschwunden; aber an ihrer Stelle tauchten gleich andere auf, damit ich sie weiterhin beobachten konnte. Währenddessen fuhr mich die Heilige Jungfrau mit einem Blick an und sagte: „*Berühre die Blumen nicht!*“ Also durfte ich die herabfallenden kleinen weißen Blumen nur aus der Nähe betrachten, aber nicht anfassen. Darum beantworte ich jetzt an dieser Stelle die noch offene Frage. Die beiden Arten der herabfallenden kleinen weißen Blumen waren meines Erachtens Astralblumen. Darum waren sie schöner als die irdischen, und darum konnten sie auch spurlos verschwinden.

Hier möchte ich einfügen, daß Dr. Alois Wiesinger auf Seite 355 seines mit „Okkulte Phänomene im Lichte der Theologie“ betitelten Werkes (Erklä-

rung des 7. Fachausdruckes) in bezug auf „Astralleib“ folgendes schreibt: „Leib, der bereits der geistigen Sphäre entstammt.“

Diese kleinen weißen Blumen fielen mehrmals herab, wenn Pilger nach Cova da Iria kamen, so besonders am 13. Mai 1924. Das Fallen von kleinen weißen Blumen wurde auch von solchen Personen bestätigt, die voll- auf glaubwürdig sind. Unter ihnen war ein Pilger, der USA-Vizekonsul M. Antonio Rebelo Martins, der am 13. Mai 1924 das Fallen der kleinen weißen Blumen sogar fotografierte. Auf den Fotos kann man klar kleine Blumen und Lichtkegel erkennen. Der Bischof der Diözese Leiria selbst verhielt sich gegenüber den Ereignissen von Fatima in einer passiven Resistenz und einer teilnahmslosen Opposition. Trotz alledem konnte er einmal mit seinen eigenen Augen sehen, wie die kleinen und weißen Blumen herabfielen. Damals brach wahrscheinlich auch seine Passivität.

Nicht nur der Bischof der Diözese Leiria hatten einen schweren Stand, sondern auch wir Kinder. Ich duckte mich in unserer Familie und verriet niemandem etwas von meinen Erlebnissen in Fatima. Gott behüt'! Da hätte ich meinen Teil abbekommen, wenn ich auch nur das Geringste erzählt hätte! Obwohl es sehr schwer war, alles zu verheimlichen, war es doch besser, zu schweigen als zu reden. Niemand hatte eine Ahnung von meinen Erlebnissen, und so blieb ich von Belästigungen verschont.

Ganz anders aber war die Situation der Kinder in Fatima, besonders der Lucia, die nicht nur von seiten ihrer Familie, sondern auch unter fremden Neugierigen genug auszustehen hatte. Leider sind die Erwachsenen den Kindern gegenüber entweder überaus schonungsvoll oder überaus grausam. Der letztere Fall tritt besonders dann ein, wenn die Erwachsenen überaus neugierig sind und ihre Neugier um jeden Preis befriedigen möchten. In einer solchen Situation kennen sie keine Nachsicht, und das Geheimnis muß heraus, wenn nicht mit schönen Worten, dann mit Gewalt. Die Menschen kennen selten eine Grenze in ihrer Grausamkeit, besonders dann nicht, wenn von ihrem eigenen Interesse die Rede ist. So ist es verständlich, daß Lucia unter dem Druck der unverdienten Quälereien am heutigen Tag die Heilige Jungfrau, bevor sie noch von uns weggegangen ist, mit Nachdruck bat, ihr zu helfen. „Wirke doch ein Wunder, damit alle glauben!“ Durch dieses herbeigesehnte Wunder wollte Lucia die ständigen Tratschweiber zum Schweigen bringen, die von ihr schwatzten, sie sei eine Schwindlerin, die es verdiene, aufgehängt oder lebendig verbrannt zu werden. Die Worte Lucias bestätigen ebenfalls, daß nicht alle fromm über uns dachten. Aber die Heilige Jungfrau sagte ihr zum Trost:

*„Ja, im Oktober werde ich das Wunder wirken, damit alle glauben.“*

Damit war die heutige Erscheinung zu Ende, die insgesamt nur zehn Minuten gedauert hatte, aber auch in dieser kurzen Zeit waren verhältnismäßig viele Ereignisse eingeflochten und untergebracht. Während der Erscheinung konnte die Menschenmenge um uns teilweise sehen und beobachten, daß Lucia mit jemandem sprach, aber sie konnte von den geheimnisvollen Worten nichts verstehen, mochte sie noch so sehr aufgepaßt haben. Schließlich entfernte sich die Heilige Jungfrau wieder, sie erhob sich in die Höhe und verschwand im Lichte der Sonne. Sie zog sich dorthin zurück, woher sie gekommen war.

## Das sechste Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Oktober 1917

Es war die letzte Erscheinung der Heiligen Jungfrau.

Der heutige Tag war ein Samstag.

Nach diesem Tag hatten wir uns sehr gesehnt. Wir hatten uns deshalb besser darauf vorbereitet als auf den 13. Tag der vorausgegangenen Monate. Wir versprachen uns von diesem Tag großartige Erlebnisse, und wir zu viert waren davon überzeugt, daß wir mit unseren Hoffnungen nicht enttäuscht würden, denn was die Heilige Jungfrau bis jetzt versprochen hatte, hatte sie auch gehalten. So hatten wir nicht den geringsten Grund, uns zu ängstigen, sie könnte uns eventuell im Stich lassen. Das wäre unerhört gewesen. Das wäre aber auch unmöglich gewesen, und daran hätte man nicht einmal denken dürfen. Der Himmel oder ein Abgesandter des Himmels hat noch nie mit dem Glauben der Menschen Spiel getrieben und wird auch weiterhin keines treiben.

Darum hatte ich ein ruhiges Gewissen hinsichtlich der Versprechungen der Heiligen Jungfrau. Ich hielt den Mund, hüllte mich in tiefes Schweigen, und so fragte mich niemand über die Ereignisse, die am heutigen Tag eintreten sollten. Augenblicklich war meine Lage leichter als die der drei anderen portugiesischen Kinder; allerdings war ich davon felsenfest überzeugt, daß sich später mein Leben viel schwieriger gestalten würde als das der drei anderen Kinder zusammen. Das werden wir später noch erwiesen sehen.

Bei uns breitete sich bis jetzt über alle Fatima-Geschehnisse noch der Schleier der Ahnungslosigkeit, aber Lucia entfachte in ihrer Familie durch die Erzählung der Erscheinungen der Heiligen Jungfrau einen großen Sturm. Die Pilger kamen und gingen und erzählten überall von den Ereignissen in Fatima. So verbreiteten sich die Nachrichten immer weiter und weiter und steigerten das Interesse für den Erscheinungsort. Die besten Fürsprecher des heutigen Tages waren die liberalen Zeitungen, die spöttisch über die Erscheinungen schrieben und dadurch ganz Portugal auf den heutigen Tag aufmerksam machten, wo die Heilige Jungfrau ein großes Wunder zu vollbringen versprach. Diese Zeitungen haben durch ihre Spötteleien ihre bislang verhüllten Hoffnungen entlarvt und freuten sich schon im voraus, wie lächerlich die Verehrung der Seligen Jungfrau erscheinen wird, wenn

die eingeläuteten Wunder nicht eintreten werden; andererseits blickten die Verfasser dieser Zeitungsartikel bangen Herzens in die Zukunft, denn sie fürchteten, sie könnten zuschanden werden und ihre Glaubwürdigkeit verlieren, wenn die für den heutigen Tag angekündigten Wunder dennoch geschehen würden. Diese Journalisten dachten nicht daran, daß sich ihre Spötteleien als Bumerang erweisen, und nach einem schlechten Wurf die Bumerangwerfer selbst tödlich treffen würden. Auch dachten sie nicht daran, daß sie durch ihre Spottartikel die mächtige Schar der Verehrer der Seligen Jungfrau verletzen und all diejenigen zu ihren Feinden machen werden, in deren Herzen sie die Verehrung zur Heiligen Jungfrau in den Schmutz ziehen wollten. Somit ist es wahrscheinlich, daß diese Journalisten sich am meisten vor dem Ablauf des heutigen Tages fürchteten.

Aber nicht nur die spöttelnden Journalisten bangten in ihrem Innern, sondern auch die Familien Dos Santos und Marto. Das war verständlich, denn den Zeugen der Fatima-Erscheinungen hatte man gedroht, sie müßten schwer dafür büßen, wenn das angekündigte Wunder nicht geschähe. Ja, eine noch schrecklichere Nachricht wurde verbreitet, nämlich, die zivilen Behörden würden in den Minuten der Erscheinung, wenn die Heilige Jungfrau mit den Kindern spreche, an der Stelle, wo sich die Kinder befänden, eine Bombe zur Explosion bringen. So dachte man, den Erscheinungen ein Ende bereiten zu können.

Diese Drohungen und Attentatspläne waren keine ausgeklügelten Phantasiegebilde, sondern die Vorreiter eines rachelüsternen Bestrebens. Von wem sie stammten, weiß ich nicht, jedoch kann ich ruhig behaupten, daß sie von den Feinden der Seligen Jungfrau herrührten. Diese mit Blindheit geschlagenen, rachesüchtigen Menschen dachten, sie könnten durch den Knall einer sinnlosen Bombe die Stimme des Jenseits zum Schweigen bringen und ihre lebenden Zeugen von der Erde wegfegen.

Die feindselige Stimmung lastete schwer auf den Familien Dos Santos und Marto, und darum stellte sich bei ihnen eine gewisse Unsicherheit zwischen Hoffnung und Furcht ein, denn sie meinten, ihre Kinder könnten sich doch geirrt haben. Demzufolge wären soundso viele Tausende von Menschen dem Irrtum ihrer Kinder zum Opfer gefallen. Schon beim Denken daran konnte es einem übel werden, denn die zum Narren gehaltene Masse ist grausam in ihren Ausfällen und kennt in ihrer Rachsucht keine Grenzen.

Wie in allen Gefahren, so gab es auch jetzt Ratgeber, die den beiden gefährdeten Familien zu Hilfe kommen wollten. Sie rieten ihnen, ihre Kinder irgendwohin an einen unbekanntem Ort zu bringen, wo sie niemand finden und vernichten könnte, wenn das angekündigte Wunder ausbleiben sollte.

Von der gereizten Stimmung zeugt auch der Umstand, daß Lucia am 12. Oktober von ihrer von Sorgen geplagten Mutter morgens geweckt wurde, und diese ihr riet, sie möchte doch beichten und kommunizieren gehen und sich so auf den Tod vorbereiten, denn am nächsten Tag müßte sie infolge der Volkswut in Cova da Iria sterben, wenn das angekündigte Wunder nicht geschähe. So gedrückt und gefährlich war die Stimmung für die Kinder. Jedermann wartete voll Sehnsucht auf das angekündigte großartige Wunder und wollte nichts davon wissen, daß es nicht eintrete. Das wäre verheerend gewesen! Die feindselige Stimmung wollte das Jenseits geradezu zur Offenbarung herausfordern, denn dadurch wollten sich die am Erscheinungsort Versammelten davon überzeugen, daß sie in ihrem Glauben an das Jenseits nicht getäuscht würden, und daß sie voller Hoffnung sein könnten, woran sie glauben, wird auch Wirklichkeit werden. Sie wollten also die Versicherung haben, daß ihr Glaube richtig ist. Denn wehe demjenigen, der ihren Glauben in eine falsche Richtung gelenkt hätte!

So können wir behaupten, daß sich hinter dem angekündigten Wunder die Überzeugung von der Echtheit ihres Glaubens verbarg, denn niemand wollte getäuscht werden. Das war die Quelle, warum sie ihre eventuelle Enttäuschung mit dem Tod der Kinder ahnden wollten. So ist es zu verstehen, daß die Mutter Lucias sich fürchtete, sie könnte das leibliche Leben ihres Kindes verlieren und wollte darum wenigstens die Seele für das ewige Leben retten.

Die portugiesischen Kinder und ich waren dagegen völlig unbesorgt und überzeugt, daß das angekündigte Wunder trotz der angedrohten Bombe, der Zweifel und der verlauteten Unsicherheiten geschehen wird. Wenn wir aber mit unserem Leben dafür hätten büßen müssen, so wäre das für uns nur ein Gewinn gewesen, denn dadurch wären wir zu der Heiligen Jungfrau in den Himmel gekommen, und alles irdische Leiden hätte für uns aufgehört.

Schon in der Morgendämmerung des 12. Oktobers 1917 strebten von den entlegensten Gegenden Portugals Leute dem Erscheinungsort zu. Von Stunde zu Stunde füllten sich die Straßen, die nach Cova da Iria führten, mehr und mehr mit Menschenmassen. Zwischen den verschiedenen Fahrzeugen drängten sich barfußige Gruppen und beteten den Rosenkranz. Viele wollten ja rechtzeitig am Erscheinungsort sein. Dort verbrachten sie die ganze Nacht unter freiem Himmel und kümmerten sich um das naßfeuchte Gras überhaupt nicht. Sie wollten sich für den nächsten Tag einen möglichst guten Platz sichern, von wo aus sie alles besser sehen und hören könnten.

Endlich brach der sehnlichst herbeigewünschte Tag an, der 13. Oktober. Es war ein kalter, trüber und regnerischer Herbsttag. Es hatte den Anschein, als ob das unfreundliche Wetter die Gemüter bedrücken wollte, jedoch die in das Wunder gesetzte Hoffnung verscheuchte die unfrohe Stimmung und versetzte die Menschen in eine gleichsam elektrisch geladene Spannung gegenüber den Dingen, deren Eintritt sie herzklopfend erwarteten.

Der ununterbrochen anhaltende Regen verwandelte das Gebiet von Cova da Iria in ein riesiges tümpelhaftes Feld, und die im Dreck trippelnden Menschen wurden bis auf die Haut naß. Auch mein Anzug wurde durchnäßt und so dreckig wie ein Ferkel, das sich in der Pfütze hin- und herwälzte. Aber das spielte jetzt keine Rolle, denn an einem nassen und dreckigen Anzug nahm zu dieser Stunde niemand Anstoß, im Gegenteil: Es galt jetzt für ehrenvoll, weil man meinte, es sei die Folge der Verehrung der Heiligen Jungfrau.

Die Schar der Verehrer der Heiligen Jungfrau war genauso standhaft wie der ununterbrochene und nicht aufhören wollende Regen. Die Menge wurde immer größer. Gegen Mittag war bereits eine Masse von 60 000 — 70 000 Menschen am Ort der Erscheinung versammelt. Die Zahl dieser Menschenmenge ganz genau festzustellen, war nicht möglich.

Ich war bereits am Erscheinungsort eingetroffen, als kurz vor mittags zwölf Uhr Lucia, Jacinta und Francisco in Begleitung ihrer Eltern eintrafen. Die drei portugiesischen Hirtenkinder hatten ein Feiertagskleid an, während ich meinen einfachen Werktagsanzug trug. Unerkannt und unsichtbar braucht man sich nicht vornehm und feierlich zu kleiden, besonders dann nicht, wenn man sowieso dreckig wird, und wenn man nicht mehrere ausgesprochene Sonntagsanzüge hat. Die Heilige Jungfrau sah nicht auf das Kleid, sondern auf die Seele. Überdies seien wir aber auch ganz ehrlich: Die Heilige Jungfrau war immer so gekleidet, wie wir sie zuerst gesehen hatten. Wenn es nun für den Abgesandten des Himmels keine Schande war, sich immer gleichmäßig zu kleiden, wie hätte es dann für mich eine Schande sein sollen?

Als die portugiesischen Hirtenkinder auf mich bzw. auf den Erscheinungsort zukamen, machte ihnen die versammelte Menge ehrfurchtsvoll die Bahn frei. Die Kinder blieben zusammen mit ihren von Furcht erfüllten Müttern neben mir bei der entlaubten Zwergeiche stehen. Nun schloß sich die Menge wieder eng zusammen, bildete einen Ring um uns, denn jedermann wollte in unserer Nähe sein.

Leider ist vielfach auch die andächtige Pilgerschaft nicht immer bedächtig und rücksichtsvoll, und so geschah es, daß die kleine Jacinta infolge

des vielen Gestößes und Gedränges anfang, zu weinen. Da nahmen sie Lucia und Francisco in ihre Mitte und schützten sie vor weiteren Drangsalen.

Obwohl es noch immer regnete, bat Lucia das Volk, die Regenschirme einzuziehen. Und die Leute fragten nicht warum, sondern taten es wortlos. Man hätte ja auch unter dem Regenschirm beten können, aber obige Maßnahme war schön als Vorbereitung für das Wunder gedacht; zuvor sollten alle bis auf die Haut durchnäßt werden. Hier kann mit Recht die Frage aufgeworfen werden, ob diese Bitte Lucias nicht vermessen war, daß die Leute ihre Regenschirme einziehen sollten. Denn durch den kalten Herbstregen hätten sich alle nur allzu leicht einen gründlichen Schnupfen, eine Grippe oder unter Umständen auch eine Lungenentzündung holen können. Aber all diese Befürchtungen traten nicht ein, sondern im Gegenteil; sie halfen um so mehr mit, das bevorstehende Wunder hervorzuheben. Die übernatürliche Macht schickte sich an, die natürliche zu widerlegen.

Wir alle beteten unerschütterlich den Rosenkranz. Es war Punkt Mittag, als Lucia mit einer plötzlichen Handbewegung das Beten unterbrach und aufschrie:

„Es hat geblitzt!“

Dann schaute sie nach oben und sagte in heiliger Andacht:

„Still! Sie kommt . . . Sie kommt . . . Sie ist schon da! . . . Sie ist schon da!“

Nun legte sich erwartungsvoll eine tiefe Stille auf die Menge, und in dieser Lautlosigkeit hörte ich, wie die von Furcht erfüllte Frau Dos Santos ihre Tochter leise mahnte: „Paß auf, mein Kind, und betrüge dich nicht!“ Die Mutter Lucias hatte nämlich noch immer Angst davor, der heutige Tag könnte für uns verhängnisvoll werden.

Lucia aber hörte die mahnenden Worte ihrer Mutter nicht mehr. Sie war schon entrückt, und irdische Dinge interessierten sie nicht mehr. Das bezeugt auch der Umstand, daß ihr Antlitz sich verklärte und von einer sanften Röte überzogen wurde. Ihre dicken und schwulstigen Lippen preßten sich fein zusammen. Damit deutete sie an, daß sie mit etwas sehr beschäftigt war.

In der atemlosen Stille wurden die Menschen auf einmal darauf aufmerksam, daß wir vier Kinder von einer weihrauchartigen weißen Wolke umgeben wurden, die sich uns bis auf etwa sechs Meter näherte. Diese Wolke war ein Zeichen aus dem Jenseits. Durch sie wollte die Heilige Jungfrau ihre Anwesenheit beweisen und unterstreichen, daß wir nicht phantasieren und nicht logen. Die weihrauchartige Wolke dämpfte die Drohlust der

Menschen, stimmte sie um und lenkte ihre Aufmerksamkeit sofort auf die Dinge, die plötzlich eintreten sollten.

Aber mehr als alle anderen Vorkommnisse besagte die andächtige Stillé, die während der ganzen Erscheinung nun schon zum zweitenmal durch dieselbe Frage Lucias unterbrochen wurde:

„Bitte, sage, wer bist Du, und was verlangst Du von uns?“

Auf diese Frage antwortete die Erscheinung feierlich und entschieden:

„*Ich bin Unsere Liebe Frau vom Rosenkranz. Ich bin gekommen, um die Gläubigen zu ermahnen, ihr Leben zu ändern, Gott, der so sehr beleidigt wird, nicht mehr durch die Sünde zu betrüben, den hl. Rosenkranz zu beten, sich zu bessern und Buße zu tun für ihre Sünden.*“

Nach diesen Worten drückte die Heilige Jungfrau Lucia gegenüber den Wunsch aus, an dieser Stelle, d. h. am Orte der Erscheinungen, ihr zu Ehren eine Kapelle zu bauen. Weiterhin teilte sie noch mit, daß der Krieg zu Ende gehen, und die Soldaten von der Front nach Hause kommen werden, jedoch nur unter der Bedingung, wenn die Menschen sich bessern. Aber davon war keine Rede, daß der Erste Weltkrieg (1914–1918) noch am heutigen Tag zu Ende gehen wird. Nicht einmal ein Zeitabschnitt wurde angegeben, binnen welchem der Krieg ein Ende haben sollte. Alles war davon abhängig gemacht worden, auf welche Art und Weise sich die Menschen bessern würden.

Was sich nun alles in Fatima zugetragen hat, kann nur der begreifen, der dort war und alles miterlebte. Nachdem Lucia ihre Bitten der Heiligen Jungfrau unterbreitet hatte, bekam sie zur Antwort, daß die Bitten einiger Personen Gehör finden würden, anderer wiederum nicht. Die Erhörung der Bitten hing von der seelischen Disposition und nicht von der Protektion ab. Danach wandte sich die Heilige Jungfrau wieder dem Hauptpunkt der himmlischen Botschaft zu und sagte nochmals:

„*Die Menschen müssen sich bessern und um Verzeihung ihrer Sünden bitten.*“

Hierauf wurden ihre Gesichtszüge von Trauer überzogen, als sie in hellem Ton sagte:

„*Sie sollen den Herrn nicht mehr beleidigen, der schon zuviel beleidigt wurde!*“

Das waren die letzten Worte der Heiligen Jungfrau, womit sie ihre Botschaften von Fatima abschloß. Aus ihren Worten klangen Trauer und Mitleid. Sie war besorgt um uns wegen der Folgen der Sünden und hatte Mitleid mit dem Herrn, weil Er durch die Sünden beleidigt wird.



Und nun war die Zeit gekommen, wo das große Wunder geschehen sollte, welches die Heilige Jungfrau schon am 13. September 1917 vorausgesagt hatte. Diese Zeit dauerte nach portugiesischer Zeitrechnung von mittags 12 Uhr 5 Minuten bis mittags 12 Uhr 15 Minuten, also insgesamt zehn Minuten. Das Wunder beweist die himmlische Sendung der Heiligen Jungfrau. Und die riesige Menge, die sich heute in Fatima versammelt hatte, wurde Zeuge eines überwältigenden und einzigartigen Schauspiels, jenes himmlischen Wunderzeichens, womit der Erlöser die Vollendung der Zeiten schon vor Seiner Zweiten Wiederkunft andeuten wollte: „Es werden Zeichen sein an Sonne, Mond und Sternen. Auf Erden wird unter den Völkern angstvolle Verzweiflung herrschen beim Brausen und Branden des Meeres. Die Menschen werden vergehen vor banger Erwartung der Dinge, die über den Erdkreis kommen werden. Denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden“ (Lk 21,25–28).

Mit anderen Worten möchte ich das so ausdrücken: Der Sinn der Worte des Erlösers besteht darin, daß Seiner Zweiten Wiederkunft auch im Reiche der Natur große Erschütterungen – als gleichsam letzte Zuckungen der Natur – vorausgehen werden. Die Kräfte des Himmels werden erschüttert, d. h., die Kräfte, die das All zusammenhalten. Dies könnte ich auch so ausdrücken, daß die astronomischen Gesetze einstweilen außer Kraft gesetzt werden. Weiterhin: Wie beim ersten Erscheinen der Heiligen Jungfrau ausdrücklich auf die Apokalypse, d. h. auf das Weltende, hingewiesen wurde, so war es auch heute. Hinsichtlich des Höhepunkts der Parusie, d. h. bei der Wiederkunft Christi in der Vollendung der Heils- und Weltgeschichte, lesen wir:

„Am Himmel erschien ein großes Zeichen: Eine Frau mit der Sonne umkleidet...“ (Hervorgetreten aus einer Kugel aus Licht!), (Offb 12,1).

Hier möchte ich die kühne Frage aufwerfen, ob bei den Erscheinungen in Fatima nicht dasselbe geschehen ist? Vergessen wir jedoch nicht, daß am Ende der Zeiten die Ereignisse sich nicht von einem Augenblick zum anderen vollziehen werden, sondern in gewissen Zeitabständen. Aber wir Erdenkinder haben keinen Begriff, wie groß diese Zeitabschnitte sein werden. Jedoch das eine ist sicher: „... Wie der Blitz im Osten aufzuckt und bis zum Westen leuchtet, so wird es auch mit der Wiederkunft des Menschensohnes sein“ (Mt 24,27). Damit beweist die Heilige Schrift, daß während der ungewissen Abschnitte am Ende der Zeiten der Erlöser der Welt plötzlich und rasch erscheinen wird. Dann wird man Christus nicht suchen müssen, denn Sein Erscheinen wird sofort und auf einmal sichtbar sein wie der Blitz, der den Himmelsbogen durchzuckt, und nicht so wie zur Zeit Seiner irdischen Geburt.

Wie jede gesunde irdische Geburt einem mit Freude erfüllt, so wird man beim Anblick aller Vergänglichkeit von Trauer gerührt. Die Erscheinungen von Fatima hatten begonnen, nun mußten auch sie zu Ende gehen. Die Heilige Jungfrau nahm Abschied von uns. Aber bevor sie ging, breitete sie nun schon zum sechstenmal – während aller Fatima-Erscheinungen – ihre Hände aus, die wie der Sonnenschein strahlten, und zeigte dann mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand zur Sonne.

Genau im selben Augenblick schrie Lucia aus innerem Antrieb unwillkürlich:

„Seht die Sonne!“

Die gewaltige Menge wandte ihren Blick sofort zur Sonne, und der Anblick schlug die Menschen in ihren Bann, daß vielen vor Bewunderung sogar der Atem stockte. Auch ich selbst schaute nur und schaute und wollte meinen Augen nicht trauen. Ein unglaubliches Ereignis spielte sich vor unseren eigenen Augen ab. So etwas hatten wir noch nicht gesehen. Ja, ich bin sogar sicher, daß sich Ähnliches seit dem Bestehen der Welt noch nicht zugetragen hat. Der ganze Vorgang war ein ungewöhnlich interessantes Ereignis. Die Mühe wird sich lohnen, es zu beschreiben.

Nach dem Aufschrei Lucias hörte der Regen mit einem Schlag auf. Die bleigrauen Wolken rissen entzwei und jagten sich gegenseitig auseinander. Der Himmel wurde wieder blau. Die Sonne trat am blauen Himmelsmeer hervor und sah aus wie eine silberne Scheibe. Dann fing sie an, wie ein Feuerrad um ihre eigene Achse mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu rasen. In diesem ihrem schrecklichen Rasen leuchtete sie in allen Farben des Regenbogens, und aus allen Punkten des Ringes streute sie Lichtkegel und Lichtstrahlen aus. In dieser Farbenpracht wurden Himmel und Erde, Berge und Täler, Bäume und Pflanzen, Menschen und Tiere, verschmutzte Autos und klapprige Fahrzeuge, alle nacheinander bald gelb, bald grün, bald rot, bald blau oder veilchenblau übermalt. Wegen der schnellen Abwechslung der Hauptfarben konnte man die Nebenfalten des Regenbogens nicht sehen. In diesem Farbenspiel blieb die Sonne auf einmal für einige Augenblicke stehen; die Menschen brauchten nicht viel Phantasie dazu, um daran zu denken, jetzt wolle sie zum Weiterrasen neue Kraft sammeln. Und wirklich: Sie fing zum zweitenmal an, um ihre Achse zu rasen, aber in einer noch schöneren Licht- und Farbenpracht als zuvor. Dann blieb sie wiederum für einige Augenblicke stehen, als ob sie nur darauf warten würde, um einen noch heftigeren Anlauf zu nehmen. Und dann raste sie zum drittenmal los. Nun aber prangte sie schon in einer solchen erhabenen Licht- und Farbenpracht, daß die menschliche Phantasie sie nicht mehr beschreiben kann.

Die sich um ihre Achse wirbelnde und in prächtigen Farben strahlende Sonne machte einen solchen Eindruck auf die Menschen, daß man sich das nicht vorstellen kann. Unter dem zauberhaften Bann der Sonne blickten die Menschen mit aufgerissenen Augen gegen den Himmel, als ob sie selbst verzaubert worden wären. Während diesem Staunen schien es uns auf einmal so, als ob die Sonne vom Himmel fallen und sich mehrmals überschlagend auf die Erde stürzen würde. Bei diesem Anblick fuhr ein Teil der Menge auf, und die Menschen fingen an, wie verrückt zu schreien. Der andere Teil der Menschenmenge aber jauchzte und schrie:

„Das ist ein Wunder! Das ist das versprochene Wunder!“

Andere wiederum, von Überzeugung durchdrungen, riefen:

„Ich glaube an Gott!“

Viele grüßten die Selige Jungfrau und baten hoffnungsvoll um ihren Beistand. Aber der größte Teil dieser riesigen Menge wandte sich hilferufend und bußfertig zum Himmel und sprach:

„Erbarme dich meiner, o Gott!“

Und obschon die Stimmung unter den Seelen in diesen Minuten verschieden war, bezeugen doch die aufrichtigen Ausbrüche, daß wir alle zusammen einig waren in dem Bekenntnis zur Existenz eines gewaltigen und allmächtigen Gottes, der durch dieses Sein Wunder die gewaltige Menge in die Knie zwang. Und in Schmutz und Morast kniend, flehten die Menschen laut zu Gott um Erbarmen, weinten über ihre Sündhaftigkeit, schlugen sich aus Reue mit der Faust an die Brust, verfluchten ihre unnütze Vergangenheit und gelobten hoch und heilig eine Besserung ihres Lebenswandels von Grund auf für die Zukunft. Von all dem abgesehen, beteten wir mit solcher Inbrunst und mit solcher Andacht wie noch nie zuvor. Dann erhoben wir uns alle aus dem Dreck der Erde und – obschon bis auf die Haut durchnäßt und bis zum Halse mit Dreck bespritzt – sangen wir gemeinsam aus vollem Herzen und aus voller Seele das Apostolische Glaubensbekenntnis. Das war der schönste Ausdruck unserer inneren Gefühle. In diesem Gesang waren nicht nur die Worte auf den Lippen die gleichen, sondern auch die Gefühle in den Herzen und die Entscheidungen in den Seelen. Und all diese zusammen waren gut, und so konnten wir mit Recht heute erwarten, daß Gott uns alle erhören wird.

Heute konnten wir sehen, daß die Heilige Jungfrau gehalten hat, was sie versprochen hatte. Die Masse von ca. 70 000 Menschen, die in Cova da Iria zusammengekommen war, ist Zeuge dafür. Aber nicht nur diese Menge war Zeuge des riesigen Wunders, sondern auch jene Menschen, die im Umkreis von 50 – 60 km von Fatima entfernt wohnten und es ebenfalls sahen.

Das heutige Sonnenwunder dauerte nur zehn Minuten, aber seine Folgen werden sich auf lange und sehr lange Zeitläufe erstrecken, und je mehr sich die Zeit hinausdehnen wird, um so bedeutsamer und wertvoller werden sie sein. Zeugen des Sonnenwunders waren nicht nur Gläubige, sondern auch Ungläubige, nicht nur fromme Dorfbewohner, sondern auch städtische, studierte Leute, nicht nur Menschen guten Willens, sondern auch raffinierte Schlaupöppe, nicht nur Journalisten, sondern auch Zeitungsleser, ja, auch von den geschworenen Feinden der Kirche waren dort einige in schöner Zahl vertreten. Aber keiner von ihnen konnte das heutige große Sonnenwunder-Ereignis, dessen Originalität und Wirklichkeit in Abrede stellen.

Im Zusammenhang mit dem Sonnenwunder muß ich hier noch bemerken, daß von einer Massensuggestion keine Rede sein kann. Kein einziges Observatorium hatte es gemeldet, obwohl dieses Wunder ein großer Leckerbissen für die Sternbeobachter gewesen wäre. Auch im Verlauf der Natur trat keine Störung ein, sondern alles ging seinen gewohnten Gang. Das ganze Ereignis beleuchtet am besten das kirchenfeindliche Blatt „O Seculo“, denn ohne viel herumzutüfteln, bekannte es, daß es sich zweifellos um ein übernatürliches Ereignis handelte. Wenn nun ein kirchenfeindliches Blatt ausdrücklich so schreibt, was könnten dazu die frommen Gläubigen noch sagen? Überhaupt gar nichts, sondern nur zu Boden sinken, um im Bewußtsein ihrer Nichtigkeit Gott Dank zu sagen für ihren Glauben, denn der Glaube ist ein großer Schatz, den nur der wirklich zu schätzen weiß, der seine Seele noch nicht verloren hat.

Nach dem Sonnenwunder bemächtigte sich meiner eine gewisse Unruhe, denn ich fürchtete, zu Hause in Ungarn würde ich eine gute Tracht Prügel bekommen, weil mein Anzug voller Dreck war. Solche Dreckspatzen sah man bei uns nicht gern. Ich aber mochte die Prügel nicht und ging ihnen, wo ich nur konnte, aus dem Weg. So machte ich mir jetzt nur darüber Gedanken, wie ich den Prügeln entgehen könnte. Aber kaum hatte ich begonnen, mich in diese unangenehmen Gedanken zu vertiefen, als mir eine plötzliche Überraschung zuteil wurde. Ich wollte meinen Augen und meiner Haut nicht trauen, denn mein vom träufelnden Regen durchnäßter Anzug trocknete schnell, und auch der Dreck, der meinem Kleid anhaftete, war spurlos verschwunden. So wurde ich wieder sauber und mein Körper warm. Darüber hinaus war es wohl am interessantesten, daß ich mich nicht erkältet habe, und daß ich nicht krank wurde.

Aber genauso war es auch mit der riesigen Menge, der nach dem Sonnenwunder ebenfalls eine neue Überraschung bereitet wurde. Kaum waren die Menschen aus der einen außerordentlichen Begebenheit erwacht, fielen sie schon in eine andere. Alles machte nur große Augen, aber niemand konnte begreifen, wie es möglich war, daß die nassen Kleider der ganzen Menge

binnen kurzem trocknete, und daß der Dreck und Schmutz von allen Kleidern verschwand, ohne auch nur einen einzigen Fleck zu hinterlassen. Außerdem wurde von der ganzen Menge niemand krank. Mit Recht können wir darum fragen, wie das möglich gewesen ist? Ganz einfach: Es war das Amen, d. h., der Schluß zum Sonnenwunder. Genauso war es auch das Ende für die grimmigen Gegner der Erscheinungen, von denen kein einziger die Tatsache vom heutigen Sonnenwunder abstreiten konnte.

Das war der erste Teil des Sonnenwunders.

Aber das Sonnenwunder hat einen zweiten, ja sogar einen dritten Teil. Auch diesen werde ich erzählen. Vielleicht erinnern wir uns noch, daß die Heilige Jungfrau bereits am 13. September uns Kindern versprochen hatte, daß sie am 13. Oktober, also heute, zu uns nach Fatima zurückkehren wird, aber nicht allein, sondern auch der hl. Joseph und das Jesuskind werden mit ihr kommen. Und das geschah auch wirklich so.

Nach ihrem heutigen Erscheinen nahm die Heilige Jungfrau Abschied von uns, erhob sich in die Höhe in Richtung der Sonne und schlug den Weg in die Ferne ein. Wir begleiteten sie mit unseren Blicken und hätten sie gerne zurückgeholt, denn ihr Scheiden bereitete uns Schmerzen; aber vergebens, sie entschwand langsam unseren Blicken. Aber kaum war sie fort, wurde uns eine weitere interessante Erscheinung zuteil. Die Sonne stand still. Sie kreiste nicht mehr mit schwindelerregender Schnelligkeit. Neben ihr stand die Heilige Familie. Rechts von der Sonne stand die Selige Jungfrau in einem weißen Kleid und angetan mit einem blauen Mantel über ihren Schultern; links stand der hl. Joseph und hielt das Jesuskind auf seinem Arm. Das Jesuskind saß gerade und ruhig und mochte nicht älter als zwei Jahre gewesen sein. Beide waren in ein hellrotes Gewand gekleidet. Auf dem Arm des heiligen Joseph sitzend, segnete das Jesuskind mit seiner zarten kleinen Hand die in Fatima versammelte Menschenmenge.

Nach dem Segen des Jesuskindes änderte die Selige Jungfrau ihre Gestalt. Die Heilige Jungfrau im weißen Kleid und mit dem blauen Mantel verschwand, und statt dessen erschien an derselben Stelle neben der Sonne die Heilige Jungfrau von den Sieben Schmerzen, aber ihr Herz war von keinem Dolch durchbohrt. Möglich, daß sie damit andeuten wollte, sie habe ihre Freude an der Menschenmenge, die sich in Fatima versammelt hatte. Auch diese Gestalt der Heiligen Jungfrau entrückte unseren Blicken, und statt ihrer tauchte wiederum an derselben Stelle die Gestalt der Seligen Jungfrau vom Berge Karmel auf. Die Heilige Jungfrau war jetzt mit einem braunen Kleid angetan und hielt in ihrer Rechten ein Skapulier, das ebenfalls von brauner Farbe war, so wie es die Leute auch heute unter ihrem Kleid tragen. Das Skapulier in ihrer Rechten hielt sie so, als ob sie es uns

hätte übergeben wollen. Die Haltungsweise ihrer Hand verriet eine gewisse Empfehlungsbewegung, womit sie gleichsam sagen wollte: Siehe da, hier ist das Mittel zum Heil der Seelen, benützt es mit Erfolg, wenn ihr wollt. Das Skapulier ist nämlich das Unterpfand des Heils für alle, die mit ihm bekleidet sterben.

Wir Kinder haben drei Gestalten der Seligen Jungfrau gesehen, und warum eben drei, fragen wir uns. Den Grund dafür müssen wir in den Erscheinungen von Fatima suchen. Durch die Erscheinungen von Fatima will die Heilige Jungfrau die Seelen retten. Nach ihren mündlichen Mitteilungen will sie uns auch durch ihre drei Gestalten jene Wege aufzeigen, auf welchen jedermann seine Seele retten kann, wenn er will. Und diese Wege sind folgende:

1. Die körperliche und seelische Reinheit, mit dem Symbol des schneeweißen Kleides;
2. Der mit Ergebung ertragene Leidensweg, mit dem Symbol des verwundeten Herzens;
3. Die besonders zum Heile führenden Mittel, mit dem Symbol des Skapulier.

Nach alledem kann hier auch noch die Frage auftauchen, warum der heilige Joseph und das Jesuskind bei diesem Sonnenwunder ein hellrotes Kleid trugen? Das hellrote Kleid war eigentlich ein purpurnes Kleid. Ein solches Kleid trugen zur Zeit des irdischen Lebens der Heiligen Familie die Könige und die Mitglieder des königlichen Hauses. Die Heilige Familie stammte aus der Familie des Königs David, und so waren Jesus, Maria und Joseph mit Recht in Purpur gekleidet. Purpur ist gleichzeitig die Farbe der Macht und des Martyriums. Durch die Purpurfarbe wollten sie gleichsam andeuten, daß auch sie die Macht haben, denen zu helfen, die sich mit Vertrauen an sie wenden würden. Weiterhin sollten wir bei der Heiligen Familie auch dann standhaft aushalten, wenn wir dafür mit dem Martyrium zahlen müßten.

Nun möchte ich auch noch auf einen anderen interessanten Punkt des Sonnenwunders die Aufmerksamkeit lenken. Betrachten wir ihn gut! Wir wissen, daß die Sonne von unserer Erde 150 Millionen km entfernt ist. Ihr Durchmesser beträgt 1 392 000 km. Wie kommt es, daß man neben dieser fürchterlich riesigen Scheibe aus einer Entfernung von 150 000 000 km einen kaum zwei Meter hohen Menschen sehen kann? Das ist aufgrund der natürlichen Ordnung unmöglich, aber möglich mittels eines Wunders. Obzwar die Sonne sehr weit von uns entfernt war, konnten wir sie dennoch aus unmittelbarer Nähe betrachten. Obendrein war die Sonne nicht

viel größer als die Mitglieder der Heiligen Familie, bzw. sie erhob sich nur wenig über ihre Häupter. Wir hatten also die gewaltig große Sonne im Verhältnis zur Größe der Menschen gesehen, d. h., ein Zusammenklang war zwischen beiden riesigen Unterschieden eingetreten. Das war der dritte Teil des Sonnenwunders.

Hier möchte ich im Zusammenhang mit dem Sonnenwunder nochmals betonen, daß diesbezüglich von einer Massensuggestion keine Rede sein kann. Niemand wußte, wie das Wunder aussehen würde und konnte somit im voraus nicht davon reden. Wie bereits erwähnt, wurde es von keinem einzigen Observatorium im voraus angezeigt, obschon dies einen Hochgenuß und eine frappierende Nachrichtenmitteilung für ein Observatorium bedeutet hätte!

So wie der Anfang war, so war auch das Ende, d. h., Wunder folgte auf Wunder. Damit hatte die Heilige Jungfrau öffentlich und vor aller Welt bewiesen, daß ihre Erscheinungen und Mitteilungen nicht Produkte der Phantasie gewesen sind, sondern unbestreitbare Tatsachen.

Als das Sonnenwunder zu Ende war, brach die am Erscheinungsort versammelte gewaltige Menge in alle vier Himmelsrichtungen auf. Obschon alles nach Hause strebte, gab es doch auch solche, die, von Neugier getrieben, sich auf die portugiesischen Kinder stürzten. Jedermann hätte von ihnen gerne etwas erfragen und darum um so mehr in ihre Nähe geraten wollen. In der großen Drängelei verlor Lucia ihr Kopftuch und – was kaum zu glauben, aber doch wahr ist – jemand schnitt ihr ihr langes Haar ab und nahm es insgeheim mit sich fort. So hat dieses Mädchen in seinem Leben ihr langes Haar verloren, aber dieses dreiste Haarabschneiden wollte gleichsam im voraus jenen Weg anzeigen, den Lucia später im klösterlichen Leben beschritt.

Noch am 13. Juni 1917 sagte Lucia zur Heiligen Jungfrau:

„Ich möchte Euch bitten, uns alle drei mit in den Himmel zu nehmen.“

Auf diese Bitte antwortete die Heilige Jungfrau folgendes:

*„Ja, ich werde bald kommen und Jacinta und Francisco holen. Du aber mußt noch länger hier ‚unten‘ bleiben. Jesus will sich deiner bedienen, um mich mehr bekannt und beliebt zu machen. Er will in der Welt die Verehrung meines Unbefleckten Herzens begründen.“*

Was die Heilige Jungfrau damals versprochen hatte, löste sie bald ein. Francisco starb am 4. April 1919 und wurde im Friedhof von Fatima begraben. Bald darauf schied Jacinta am 20. Februar 1920 um Mitternacht im Krankenhaus von Lissabon aus dem Leben. Auch sie wurde im Fried-

hof von Fatima beerdigt. Später wurden die Leiber beider Kinder in die Basilika von Fatima überführt. Francisco wurde auf der Epistelseite, Jacinta auf der Evangeliumsseite zur ewigen Ruhe gebettet. An beiden Stellen ist ein Grabstein aufgestellt worden. Im Dezember 1950 wurde ihr Seligsprechungs- bzw. Heiligsprechungsprozeß eingeleitet, da an ihrem Grabe mehrere aufsehenerregende Gebetserhörungen stattgefunden hatten.

Lucia trat am 17. Juni 1921 auf den Rat des Bischofs von Leiria unter einem fremden Namen in die Klosterschule der Dorotheenschwestern ein. Dort nahm sie den Namen „Maria von den Schmerzen“ an. In der Osterwoche 1948 trat sie in das Kloster der Karmelitschwestern in Coimbra über und lebt dort heute als „Maria vom Unbefleckten Herzen“-Schwester in stiller Zurückgezogenheit. Ihr feierliches Gelübde hatte sie am 31. Mai 1949 abgelegt.

Im Leben der Fatima-Kinder habe ich mehreren Ereignissen von Anfang bis zum Ende zugesehen, aber diese gehören nicht strikt zu meiner Erzählung. Darum schreibe ich sie nicht alle nieder, sonst würde sich der erste Band zu sehr in die Länge ziehen. Die bisher erzählten Begebenheiten sind notwendig gewesen, weil dadurch die weiteren Geschehnisse besser zu verstehen sind.

Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß es dem Leser vielleicht aufgefallen ist, daß die Heilige Jungfrau nur von drei Kindern sprach, als Lucia am 13. Juni 1917 sie bat, sie drei mit in den Himmel zu nehmen. Von mir wurde keine Erwähnung getan, und der Grund hierfür liegt darin, daß ich bei den Erscheinungen in Fatima nur eine Beobachterrolle gespielt habe, also nur die Rolle eines Statisten. Meine eigentliche öffentliche Rolle begann erst am 13. Mai 1923. Den Auftrag, den mir damals die Heilige Jungfrau gegeben hat, werden wir in den späteren Teilen meiner Erzählung kennenlernen.

### Mein Schutzengel befiehlt mir das Schweigen

Ich ging schon in die dritte Klasse der Volksschule, als wir uns eines Tages in der Schule absprachen, daß wir mittags in den Turm der Josefsstädter Kirche steigen würden, um dort die Glocken zu läuten. Das hat uns der alte Küster gerne erlaubt; so brauchte er nicht in den Turm zu steigen. Ich hatte bis dorthin noch keine Glocke geläutet, ja, nicht einmal eine Glocke gesehen. Doch die Höhe des Turmes hat mich angezogen, denn von diesem Turm konnte man die ganze Umgebung schön überschauen. Welcher Junge hätte nicht seine helle Freude an einer solch prächtigen Aussicht?

Mittags war nur die abgemachte Zeit da, aber meine Mutter ließ mich nicht weg, denn sie fürchtete, im Turm könnte mir etwas zustoßen. Da ich nicht fortgehen durfte, bat ich wenigstens darum, daß ich bis zur Gassentür vorgehen dürfte. Sie ließ mich auch, prägte mir jedoch ein, mich nicht zu unterstellen, in den Turm zu entlaufen. Das habe ich ihr auch versprochen, aber kaum war ich draußen, wußte ich schon, daß ich dennoch zum Läuten gehen werde, da ich es ja den Buben versprochen hatte; außerdem war bei uns das Mittagessen sowieso erst nach dem Mittagsläuten fällig; nach dem Läuten würde ich nach einem Lauf von fünf Minuten zu Hause sein, denn wir wohnten ja von der Kirche nicht weit weg. Gedacht — getan. Ich rannte also zum Turm.

Dort zog ich glücklich am Strick. Aber mein Gewissen hat sogar die Stimme der großen Glocke übertönt. Meine Unbotmäßigkeit schmerzte mich und vor allem der Umstand, daß ich versuchte, meine gute Mutter hinters Licht zu führen. Aber Gott sei Dank, ich habe gründlich draufgezahlt. Denn während ich läutete, sah meine Mutter nach, ob ich wirklich bei der Gassentür bin. Sie fand mich nicht dort. Die Folge war nicht nur eine gute Tracht Prügel, sondern auch eine noch gründlichere Unterweisung über den Gehorsam. Von da an war ich meiner Mutter gegenüber nicht mehr unfolgsam.

Bislang hatten wir fast alles in der Schule gelernt, und zu Hause brauchten wir nur die schriftlichen Aufgaben zu erledigen. Aber in der dritten Klasse mußten wir auch schon zu Hause ernsthaft lernen, und wenn unser Lehrer jemanden unvorbereitet erwischt hat, der hatte nichts zu lachen. Er war übrigens ein sehr mürrischer Mensch und besonders an dem Tag sehr schlecht aufgelegt, an dem er sich rasiert hatte. Zu solcher Zeit pflegte er nur allzu schnell den Hosenboden der Kinder zu verklopfen.

Schon bisher, aber besonders in der dritten Klasse, konnte ich beobachten, wie groß der Gegensatz unter den Menschen war. Die Bauern haßten die Handwerker und umgekehrt; hinwiederum wurden die Herren sowohl von den Bauern wie auch von den Handwerkern gehaßt. So konnte man schon in der Schule spüren, daß dieser als Bauernbub, jener als Handwerkerbub bzw. als Herrenbub behandelt wurde.

Diese Klassifizierung und Abgrenzung ist sowohl vom Standpunkt des einzelnen als auch der Gemeinschaft eine verhängnisvolle und irrtümliche Einstellung, denn in wesentlichen Punkten sind wir alle gleich: Wir alle kommen unbekleidet und weinend auf die Welt und scheiden aller unserer Sachen beraubt aus dieser Welt. Bei der Geburt und beim Tod sind wir alle völlig gleich. Diese Überlegung ist sehr dazu geeignet, den Hochmut zu dämpfen.

Wir wissen, daß die Neugier keine Mannestugend ist, aber man kann sie bei Kindern nicht ernst nehmen. Das konnten wir an einem Herbstnachmittag an uns erfahren. Der Unterricht war bereits in vollem Gange, als plötzlich ein gewaltiges Brummen die Schulfenster erschütterte. Unsere Augen waren weit aufgerissen, denn über den Dächern flog ein Flugzeug, und es hatte den Anschein, als ob es herabstürzen würde. Mehr hatte es nicht gebraucht: Wir schnellten von unseren Sitzen auf, und einige stürzten zur Tür, andere aber sprangen zum Fenster hinaus auf die Straße und liefen dem Flugzeug nach. Der Lehrer sperrte bloß seinen Mund auf und konnte nur noch zusehen, wie seine Zöglinge davonflogen; bevor er auf uns hätte dreinschlagen können, waren wir aus der Sicht der Schule bereits verschwunden.

Das Steuer des Flugzeuges hatte versagt, und ein Flügel blieb nicht weit von der Schule entfernt in einem Weingarten an einem Ast eines großen Pfirsichbaumes hängen. Der Propeller bohrte sich in den Boden. Bis abends bestaunten wir das Flugzeug; damals sah ich zum erstenmal ein Flugzeug aus der Nähe. Zu ihm entstand sozusagen eine Wallfahrt, und wir konnten die Erfahrung machen: Nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen sind neugierig.

Die Erscheinungen der Heiligen Jungfrau in Fatima waren kaum zu Ende, als ich schon wieder sehr interessante Erlebnisse hatte.

An einem düsteren und bewölkten Spätherbsttag gingen wir nicht in den Hof hinaus, sondern verbrachten die Pause im Klassenzimmer. Es folgte die Religionsstunde, und wir sprachen bereits von der aufgegebenen Lektion. Ich schaute nach rückwärts und lehnte mich stehend gegen die Bank. Während wir uns so unterhielten, wurde ich darauf aufmerksam, daß sich

vor meinen Augen die Umrisse eines großen Bildes entwickelten, worauf eine Schlacht in Rußland geschlagen wurde. Während die übrigen Buben einen Lärm schlugen, sah ich den vor meinen Augen abrollenden Geschehnissen atemstockend zu. Es war ein erbarmungsloses Niedermetzeln und Blutvergießen: Ungarische Soldaten machten mit aufgepflanzten Bajonetten\* einen Sturmangriff gegen die Russen. Unter den angreifenden Soldaten erkannte ich den Onkel eines meiner Mitschüler, und zwar genau in dem Augenblick, als dieser von einem russischen Soldaten mit einem aufgepflanzten Bajonett niedergestochen wurde, worauf er dann starb. Dort lag er in seiner eigenen Blutlache. Diese von Anfang bis zum Ende miterlebte Schlacht war für mich so natürlich, daß ich zu dem hinter mir sitzenden Buben sagte:

„Freund! Dein Onkel ist soeben an der Front gefallen.“

Der Junge fragte mich verwundert, woher ich das wisse. Und ich wollte ihm das Gesehene gerade erzählen, als ich mir gegenüber in demselben Augenblick einen schönen, hochwüchsigen jungen Mann im Alter von 16–17 Jahren erblickte, der blendend weiß gekleidet war wie ein Priester mit der Albe. Der junge Mann legte seine beiden Hände auf meine Schultern, schaute mich freundlich an, und – bevor ich auch nur ein Wort hätte sagen können – sprach er zu mir:

*„Von den Dingen, die du im voraus erfährst, darfst du solange nicht reden, als bis du sie kraft des Gehorsams wirst niederschreiben müssen. Fürchte dich nicht! Ich habe acht auf dich. Ich bin dein Schutzengel.“*

Damit war der junge Mann verschwunden, aber sogleich hörte ich eine Stimme sagen:

*„Stehst du, so sieht dein Schutzengel aus.“*

Die ganze Geschichte spielte sich so schnell ab, daß ich keine Zeit hatte, darüber nachzudenken. Danach zerbrach ich mir lange den Kopf über die Worte meines Schutzengels, aber ich konnte seinen Hinweis bezüglich des Gehorsams nicht begreifen.

Einige Tage nach dem erzählten Ereignis kam tatsächlich die Nachricht, daß der Onkel des erwähnten Schulkameraden an der russischen Front gefallen sei.

Jener Krieg! Wieviel Unglück brachte er der Welt! Auch bei uns hat er das Unglück vermehrt. Mein Onkel Michael wurde einberufen, ja, er mußte in den Krieg, obschon er sein 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte.

\* Das Bajonett (nach der französischen Stadt Bajonne) ist im Ungarischen eine etwa 40 cm lange Stich- und Angriffswaffe, die an der Spitze des Gewehrlaufes befestigt wurde.

Meine arme Großmutter grämte sich sehr, denn jetzt hatte sie bereits zwei Söhne an der Front als Soldaten stehen.

Nachdem die Männer eingezogen worden waren, hatte unsere Arbeit immer zugenommen, und deshalb war unsere ganze Zeit mit Arbeit ausgefüllt. Auch jetzt waren wir bei der Arbeit, und zwar in dem Weingarten meiner Großeltern, der im Türkenwinkel lag. Das Ende dieses Weingartens war abschüssig und von einem Wassergraben begrenzt. In diesem abschüssigen und feuchten Teil konnte man schönes Gemüse und Rüben anpflanzen. Hier arbeiteten wir gerade. Während der Arbeit tauchte vor meinen Augen wie auf einer Filmleinwand unsere Stadtmitte auf, worin müde Soldaten marschierten und darunter auch Michael, der jüngere Bruder meiner Mutter. Als ich Michael sah, schrie ich laut:

„Michael ist zu Hause!“

Meine Mutter und meine Großmutter versuchten, mich zu besänftigen, aber ich schrie um so lauter:

„Jawohl, Michael ist zu Hause! Jawohl, Michael ist zu Hause!“

Nach meinem Lärm ging die Arbeit nicht mehr so zügig vonstatten; wir trödelten nur, aber es verging keine halbe Stunde, als die Tochter unseres Nachbarn kam und die Nachricht brachte, Michael sei zu Hause; die Soldaten seien durch die Stadt marschiert und hätten nun im Volksgarten eine kurze Pause eingelegt; aber niemand dürfe nach Hause gehen, obwohl Michael sehr gerne mit uns sprechen möchte.

Wir machten uns sofort auf den Heimweg. Ich ging voraus. Nein, von Gehen war keine Rede! Ich stürmte, daß sich nach mir Staubwolken bildeten. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit an; wir konnten Michael noch ein kleines Päckchen mit Eßwaren von zu Hause übergeben und uns mit ihm kurz unterhalten. Der arme Junge sah so elend aus, daß die Uniform an ihm nur so schlotterte.

Nicht lange konnten wir mit Michael reden, denn schon hieß es: Aufstehen! Dann brachen sie mit einem Lied auf und marschierten einer ungewissen Zukunft entgegen, wo tausend und abertausend unschuldigen Menschen der grinsende Tod winkte, die Krücke, das Elend und die Pein.

Wir gingen sorgenbeladen nach Hause und winkten den Soldaten noch ein letztes „Lebewohl“ zu. Meine Großmutter hat mich diesmal nicht verprügelt, sondern mich auszuquetschen versucht: „Woher hast du gewußt, daß Michael gekommen ist?“ Meine Antwort war kurz und bündig: „Ich hab's eben gewußt und damit basta!“

In der dritten Klasse der Volksschule herrschte weder Zucht noch Ruhe. Die Schulkinder führten zwischen den Bänken ständig ein Flüstergespräch. Vergeblich hatte der Lehrer einige Buben versohlt, es half nichts; die verdroschenen Buben hielten das Ganze für die eines Soldaten würdige Sache. Aber der Lehrer ließ es nicht dabei bewenden, sondern rückte eines Tages mit dem Befehl heraus: „Wer flüstert, soll von seinem Hintermann sofort gehorft werden!“ – Und auf der Stelle fing das Klatschen an; ich bekam keine, denn ich hielt meinen Mund, aber mein Vordermann schwätzte um so mehr. Ich hatte aber kein Herz, ihm eine zu verabreichen, sondern gab ihm lieber unter der Bank mit meinem Fuß einen Stoß, worauf er zur Vernunft kam und seinen Mund hielt.

In den zwei letzten Jahren des Krieges wurde zugunsten des Militärs oft requiriert (gehamstert), das aber die „eifrigen Sammler“ sehr oft für sich selbst verwerteten, so daß die armen Soldaten nichts davon bekamen. Als die Bevölkerung dahinterkam, begannen sie, ihre wertvolleren Sachen und Lebensmittel zu verstecken. Die Verbergungen gingen nachts vor sich, und ich mußte mehrere lange, schlaflose Nächte durchstehen, und die Lampe, die ich in den Händen hielt, blinzelte mit mir um die Wette, aber ich hielt durch.

Unmittelbar am Garten meiner Großeltern floß ein Arm der Weißen Kreisch, der Palatin-Kanal, vorbei. Ein Nebenarm des letzteren wiederum schnitt unsere Straße zwischen den Hausnummern 22 und 24 kreuzformartig entzwei. An der Ecke eines Gartens befand sich eine Freibadstelle, die von den Kindern wegen der am Ufer stehenden zwei mächtigen Weidenbäume „Zwei Stauden“ genannt wurde. Diese Stelle war sehr beliebt, und von frühmorgens bis spätabends tummelte sich dort nicht nur eine Kinder­schar, sondern auch viele Erwachsene badeten hier. Das Wasser wurde von 20 cm stufenweise immer tiefer und erreichte in der Mitte sogar eine Tiefe von 3–4 Meter. Wer nicht ortskundig war, dem war es nicht ratsam, dort zu baden, wenn er nicht schwimmen konnte, denn er hätte leicht ertrinken können.

Die übermütigen Buben, aber auch ein Teil der Mädchen, pflegten mit einem höllischen Lärm von den Ästen der beiden mächtigen Weiden in das Wasser zu springen. Die meisten Kinder, sogar ein Teil der Burschen, badeten völlig unbekleidet. Aus diesem Grunde wurde dort viel Unzucht getrieben.

Das dritte Kriegsjahr schuf in unserer Stadt sehr verworrene Verhältnisse. Um leben zu können, mußten viele eine sehr harte Arbeit leisten. So erging es auch in unserer Straße der Frau eines ehrlichen Zigeunermusikers, der an der Front war. Die Frau war eine Trödlerin und pflegte zu den großen

Wochenmärkten in die Nachbarstadt, die von uns 18 km entfernt war, zu Fuß hinüberzugehen. Bei solcher Gelegenheit übergab sie ihr neun Jahre altes, adoptiertes Mädchen Priska der Obsorge der Nachbarn.

Es war schon warme Jahreszeit, und die Sonne brannte unbarmherzig auf die Erde nieder. Bei den „Zwei Stauden“ tummelten sich viele Badelustige. Auch ich badete. Damals konnte ich erst ein bißchen schwimmen, und darum planschte ich nur im seichten Wasser. In die Tiefe traute ich mich nicht hinein. Auch die kleine Priska übte dort im seichten Wasser das Rundschwimmen. Für ein neunjähriges Mädchen war es keine Schande, wenn es noch nicht schwimmen konnte, aber für einen Jungen schon. Während ich so planschte, wurde ich darauf aufmerksam, daß das kleine Mädchen immer tiefer und tiefer hineinging, bald von der Strömung mitgerissen und ganz fortgetrieben wurde, dem tiefsten Wasser zu, aber es war darin noch nicht ganz untergegangen. Im ersten Augenblick dachte ich, es wolle den Fluß durchschwimmen. Die übrigen Badenden achteten nicht auf das Mädchen; jedermann war mit sich beschäftigt.

Im nächsten Moment merkte ich, daß es vom Wasser verschlungen, dann wieder an die Oberfläche geworfen wurde. Aber kaum war es an der Oberfläche und schlug mit ihren Händen zwei-dreimal um sich, war es schon wieder untergetaucht. Jetzt zuckte es wie ein Blitz durch mein Gehirn: Die kleine Priska ertrinkt! Was wird mit ihrer Seele werden? Sogleich schickte ich ein Stoßgebet zum Herrgott, er möge mir doch Kraft geben, das Mädchen zu retten, und fing an, mit voller Kraft zu ihr zu schwimmen. Damals war ich zehn Jahre alt und verhältnismäßig ein schwacher, kleiner Bub. Ich erreichte Priska genau in dem Augenblick, als sie zum drittenmal vom Wasser hochgeworfen wurde. Zu dieser Zeit hatten auch die übrigen Kinder die Gefahr bemerkt und schrien lauthals um Hilfe, aber kein einziges wagte sich, meine Rettungsaktion zu unterstützen. Auf das Geschrei hin liefen Erwachsene am Ufer zusammen und plärrten dort noch besser als die Kinder. Die kleine Priska hatte sich kaum mehr bewegt. Ich ergriff hastig ihre Hand, drückte sie an meine Seite und fing an, gegen die Strömung zu schwimmen. Es fiel mir schwer, denn ich hatte viel Wasser geschluckt, so daß ich kaum atmen konnte. Im Wasser und am Ufer wurde es plötzlich mäuschenstill. Alles beobachtete mein Ringen. Mit Mühe und Not schwamm ich aus dem tiefen Wasser heraus. Als ich aber bis zu den Hüften im Wasser stehen konnte, verlor ich das Bewußtsein. Da sprangen die Erwachsenen samt Kleidung in den Fluß und trugen uns beide bewußtlos ans Ufer.

Mich hat man auf den Boden gelegt; Priska stellten sie auf den Kopf und drückten so das Wasser aus ihrem Bauch heraus. Sie konnten das Mädchen nur schwer zum Bewußtsein bringen, denn es war total erschöpft.



Ich kam auf den Lärm hin wieder zu mir. Die Erwachsenen beschimpften sich gegenseitig, daß man auf die Kinder nicht besser achtgibt. Während sie sich so gegenseitig lästerten, schlich ich davon und ging nach Hause. Den ganzen Tag brummte mir der Kopf. Ich war todmüde.

Inzwischen war jemand zu Priskas Mutter geradelt, sie möge doch nach Hause kommen, denn ihre Tochter sei ertrunken. Die Arme war sehr erschrocken, es dunkelte bereits, als sie ankam. Aber zu Hause fiel sie vor Freude fast in Ohnmacht, denn ihr kleines Mädchen war nicht gestorben, sondern es wartete sitzend vor der Haustür auf seine Mutter, ganz bleich. Nachdem sich die Mutter ausgeschnauft hatte, kam sie mit Priska zu uns und bedankte sich hundert- und tausendmal für die Rettung ihrer kleinen Tochter. Als sie nach Hause gingen, fiel mir Priska um den Hals und küßte mich unter Tränen. Das war ihr Dank. Von da an nannten mich Priska und ihre Mutter nur den „kleinen Lebensretter“. Es wäre schade gewesen um Priska, denn sie war ein schönes, freundliches Zigeunermädchen und wurde von allen geliebt.

Die Herrlichkeit der Welt gleicht einem Janus-Gesicht: Sie schielt nach zwei Seiten. Diejenigen, die Auge in Auge ihren Hut lüften und vom Frieden predigen, können hinter ihrem Rücken die Waffe in ihrer Hand haben und sich zum Sprung vorbereiten. Wenngleich hundert uns applaudieren, so können uns in derselben Stunde zweihundert im Stich lassen, und an die Stelle der applaudierenden Komplimente werden höhnische Pfiffe treten. Die Leiter des Ruhms, die die schnöde Welt errichtet hat, ist eine sehr gefährliche Erhöhung. Auf dieser wackligen Leiter darf ein Mensch nur in gebückter Haltung schreiten, sonst verliert er das Gleichgewicht und stürzt in die Tiefe. Gott greift nur dem Demütigen unter die Arme und reicht ihm seine helfende Hand.

In unserer Straße wohnte ein fleißiger Mann, der sich auf das Zimmererhandwerk großartig verstand. Er war um die vierzig Jahre alt, unverheiratet und wohnte mit seiner bejahrten und verwitweten Mutter zusammen. Dieser Zimmermann war in der ganzen Stadt bekannt, aber man nannte ihn nur den „besoffenen Seppi“. Als Mensch konnte er wenig Ehre für sich verbuchen wegen seiner Trunkenheit, obzwar er im nüchternen Zustand ein tadelloses Leben führte. Man liebte ihn wegen seiner ordentlichen Arbeit. An diesem Menschen haben sich viele dadurch versündigt, daß sie seinen Verdienst ihm selbst aushändigten, statt ihn seiner Mutter zu geben. Man hätte diesem Menschen nie Geld in die Hand geben dürfen, denn er konnte damit nicht umgehen; wenn er also Geld in der Hand hatte, dann war er „vollgeladen“ wie eine Kanone und fluchte abscheulich.

Die gute alte Mutter kränkte sich über alle Maßen wegen der Trunksucht ihres Sohnes. Vergeblich schalt sie ihn, vergeblich puffte sie ihn, und vergeblich verschloß sie vor ihm das Geld, sie konnte bei ihm nichts ausrichten. Auch andere haben versucht, ihn in eine vernünftige Lebensbahn zu lenken, und er nahm besonders gerne die gutgemeinten Ermahnungen meiner Großmutter an. Er war auch ernsthaft entschlossen, sich zu bessern, aber dieser Entschluß währte nur bis zur Gastwirtschaft, dort gab er sich wiederum sklavisch dem Suff hin.

Auch mich rührte sein Los. Ich dachte, man dürfe einen Menschen wegen eines Fehlers nicht verachten, denn dadurch verliere er sein Selbstvertrauen und gleite auf dem glitschigen Abhang der Sünde nur noch tiefer. Ich hatte nun Mitleid mit ihm und entschloß mich, daß ich ihn bei allen unseren Begegnungen ehrfurchtsvoll grüßen und meine Mütze abnehmen werde. Er faßte meine Grüße zunächst als Verhöhnungen auf und schalt mich deswegen; ja, er wollte mich sogar ohrfeigen. Langsam aber sah er ein, daß ich ihn nicht karikieren wollte. Meine Grüße lockten in den Augen dieses Mannes mittleren Alters Tränen hervor.

Warum sollten wir einen Menschen wegen einem Fehler verachten, worin er sich als schwach erweist? Da tut Hilfe not, nicht Prügel! Treffend heißt es in einem deutschen Sprichwort: „Kein Haus ohne Maus!“ Warum also stoßen sich die Menschen gegenseitig, wenn alle schuldhaft sind? Der hl. Franz von Sales mußte 23 Jahre lang gegen einen Fehler ankämpfen, bis er ihn endlich besiegte. Die Sünde bedeutet nicht, daß der Mensch schicksalhaft schlecht ist, sondern nur, daß er in diesem einen Punkt schwach oder allzusehr der Versuchung ausgesetzt ist. Der Erlöser selbst kam in erster Linie wegen der sündigen Menschen auf die Erde; darum sollten auch wir den Sünder lieben, aber die Sünde tilgen.

Wir sollten nicht vergessen: Im Herzen eines jeden Menschen glimmt ein Fünkchen Güte, und es hängt nur von uns ab, ob dieser Funke zündet oder ganz verglimmt. Von Gott gesegnet sei jener Mensch, der diesen Funken in Flammen setzt, aber wehe dem, der ihn gänzlich verglimmen läßt!

Unmittelbar in den Tagen vor unserer Prüfung verbreitete sich in der Josefsstadt die Nachricht, daß der ältere Bruder von einem meiner Klassenkameraden im Herbst bei den Franziskanern in Csiksomlyo eintreten wird, um Franziskaner zu werden. Auch ich selbst hatte bereits den heißen Wunsch, in den Dienst des lieben Gottes zu treten, aber ich wußte noch nicht zu unterscheiden zwischen Weltpriestertum und Mönchtum. Mein Verlangen wurde besonders von einer Religionsstunde noch mehr entfacht; da hatte sich nämlich in unserer Klasse eine sehr interessante Begebenheit zugetragen.

In der Pause waren wir in der Klasse geblieben, weil es draußen geregnet hat. Ich wiederholte meine Schulaufgabe. Auf einmal wurde ich darauf aufmerksam, daß eine Gruppe von Mitschülern sich im Kreis vor den Bänken über etwas sehr amüsierte. Zuerst habe ich meine Neugier zurückgehalten, aber schließlich stellte ich mich doch in ihren Kreis und beobachtete, was es da gab. Ich bin vor Erstaunen fast hingefallen, und dann lief es mir vor Schreck eiskalt über den Rücken. Der Klassenkamerad hatte von seinem älteren Bruder, der Franziskaner Kleriker geworden war, ein Bildchen des hl. Paschalis Baylon († 1592) bekommen. In einer Ecke dieses Bildchens war eine kleine Reliquie vom Gewand des erwähnten Heiligen aufgeklebt. Der Schüler hielt dieses Bildchen über seinem Herzen, und das Interessante dabei war der Umstand, daß, sooft man eine anständige Frage stellte, ein Klopfen hörbar wurde, und zwar bald länger, bald kürzer. Das Klopfen war so stark wie das Ticken eines Weckers, manchmal auch stärker.

Das Reliquienbildchen klopfte nicht nur an der Brust des Klassenkameraden, sondern auch an der von anderen Buben, aber nicht an einer jeden. Auf die unflätigen und dummen Fragen der bösen Buben konnte man keine Klopföne hören.

Ich stellte die Frage, ob ich Priester werden würde? Sieben Klopföne waren die Antwort.

Die ein Klopfzeichen nachahmende Stimme des Bildchens gefiel den Buben sehr, und wir hätten darum noch länger unseren Spaß daran gehabt, wenn auf unseren Lärm hin nicht unser grauhaariger Lehrer eingetreten wäre, der ebenfalls erstaunt das Klopfen des Bildchens vernommen hatte. Inzwischen war aber auch der Kaplan, unser Religionslehrer, angekommen, der uns dann das Reliquienbildchen wegnahm und es dem Abtpfarrer übergab, damit er es wieder den Franziskaner Mönchen in Siebenbürgen zurückerstatten konnte.

In der andauernden Kriegszeit sprach der allmächtige und gütige Gott durch dieses Bildchen zu uns Kindern in der Josefsstädter Schule und erfüllte unsere sich entfaltende und entwickelnde Seele mit himmlischem Licht, damit dieses uns ein ewiger Ansporn bleibe auf dem Wege zur ewigen Heimat. Der Himmel hatte zur Erde hernieder gesprochen!

Dieser Vorfall fand ein starkes Echo, und noch Monate später hörte man davon; in den römisch-katholischen Häusern der Josefsstadt war er an vielen Abenden Gesprächsstoff der Leute. Wie der Klerus unserer Stadt über diesen Fall dachte, weiß ich nicht, denn wir kamen mit unseren Priestern nur in der Kirche, in der Schule und auf dem Friedhof zusammen, wo man über diese Frage nicht sprach. —

Wir besaßen keine Äcker, und darum spürten wir als Handwerkerfamilie die Folgen des Krieges immer mehr und mehr. Wir hatten zwar Brot, aber nur maisgebackenes. Jedoch auch dafür waren wir dem lieben Gott dankbar. Weizenmehl hatte es schon seit langem in unserem Hause nicht mehr gegeben. Gelegentlich gelang es meiner Mutter, zehn kg Weizenmehl herbeizuschaffen, um damit feines Brot zu backen. Wie hatten wir uns schon im voraus gefreut, daß wir uns mit Brot, gebacken aus Weizenmehl, wenigstens einigemal werden sättigen können. Das Brot wurde auch gebacken, aber erst als wir es versucht hatten, merkten wir, daß es so bitter war wie Galle. Wahrscheinlich hatte man in das Weizenmehl getrocknete Roßkastanien hineingemahlen.

Das war zu dieser Zeit keine Neuheit mehr, denn die Menschen schwindelten fast mit allen Sachen und haben alles gefälscht. Es war bereits ein Vorzeichen des herannahenden vollständigen Zusammenbruchs. Der Krieg hing übrigens den Völkern schon zum Halse heraus, und jedermann sehnte sein Ende herbei. Es gab riesig viel Verwundete. Die Zahl der Kriegswitwen und Kriegswaisen nahm zu, und immer mehr und mehr namenlose Gräber entstanden in den unbekanntem Fernen. Auf dem Straßenpflaster hörte man das Klopfen der Krücken, und die Soldaten mit einem Fuß waren bleich; gar mancher erblindete Kriegsheld saß bettelnd an den Straßenecken, obschon man ihnen nicht das Betteln versprochen hatte, als sie an die Front marschierten. Am schmerzlichsten berührte es wohl einem, daß es noch immer solche in schöner Zahl gab, die sich die ganze Nacht hindurch bei Zigeunermusik lustig unterhielten und mit Prostituierten ihr Geld vergeudeten. Zur selben Zeit aber mußten die Angehörigen von gefallenem Frontsoldaten bereits darben, ja sogar Hunger leiden. Immer mehr und mehr Frauen mit verweinten Augen und magere, hungrige Kinder konnte man auf den Gassen sehen.

Wessen Schuld war das?

Wessen himmelschreiende Sünde? Man kann nicht einen Krieg gewinnen, wenn ein Teil des Landes darbt, der andere aber in Wohlstand schwelgt. Aber wo hätte es bei uns einen Wohlstand gegeben? Soeben wurden wir um unser Brot betrogen, als wir aus Weizenmehl eines backen wollten. Nicht einmal die Hühner wollten es fressen, weil es so bitter war. Meine arme Mutter weinte, daß man sie so betrogen hatte, denn das Geld hätten wir auch für andere Sachen gebraucht. Damit sie sich doch irgendwie beruhigte, habe ich wenigstens die knusperige Brotrinde gegessen, aber nach einem jeden Bissen bekam ich einen Brechreiz, und es kehrte mir den Magen um.

In jenen Kriegszeiten konnte ich beobachten, daß das einfache und arme Volk in den harten Tagen der Heimsuchung durch Gott, den religiösen

Glauben nur schwer begreifen kann. An das einfache und arme Volk kann man nur durch Selbstverleugnung herankommen; nur dann versteht es Gott besser, wenn es sieht, daß man ihm nachfolgt; sonst wird es vom gesprochenen Wort nur schwerlich beeindruckt.

Diese Beobachtungen waren nicht das Zeichen eines frühreifen oder altklugen Kindes, sondern meine klaren und scharfen Wahrnehmungen. Nicht ein jedes Kind sollte man für dumm halten, denn oft begreifen sie das Wesen der Dinge viel klarer als manche Erwachsenen.

Die reichste Diözese in Großungarn unterhielt in unserer Stadt ein römisch-katholisches Obergymnasium, und aus dieser höheren Schule gingen jedes Jahr nach dem Abitur Priesteramtskandidaten hervor. Ein Teil der studierenden Jugend war immer von einem gotterfüllten Respekt ergriffen, wenn er diese Kleriker zu Beginn der großen Sommerferien in Soutane nach Hause kommen sah. Diese fanden in unserer Pfarrei zu jeder Zeit eine herzliche Aufnahme.

Von den Klerikern hat so gut wie keiner seinen Beruf aufgegeben oder verloren. Wir hatten nämlich bejahrte und weise Pfarrherren, die es aufgrund ihrer reichlichen Lebenserfahrungen großartig verstanden, mit den jungen Leviten umzugehen; sie waren nicht so sehr deren Vorgesetzte, sondern eher ihre verständnisvollen und vertrauten Väter. Darum gingen die Kleriker mit Freude zu ihnen. Diese glücklichen Theologiestudenten hatten keine ungelösten Probleme und konnten deshalb ruhig in die Zukunft blicken.

Allerdings hatten auch die unter idealen Umständen studierenden Kleriker mit Schwierigkeiten zu kämpfen, denn am jungen, frischen Blut und am harten Lernen hängt viel Schweiß. Eine jede Laufbahn, die nach oben führt, ist holprig. Die göttliche Vorsehung hat es so in der ganzen Welt eingerichtet, daß die Menschen nicht nur die irdischen, sondern auch die himmlischen Höhen nur nach Überwindung von großen Hindernissen und Mühen erreichen können. In diesem Ringen bilden auch die Kleriker keine Ausnahme, und es gibt immer eine große Freude, wenn jemand von ihnen sein Ziel erreicht hat.

Eine solche allgemeine Freude herrschte in unserer Stadt, als ein junger Kleriker nach seiner Priesterweihe in der Innenstädter ungarischen Kirche seine erste heilige Messe feierte.

Die Leute strömten in das Gotteshaus, und darunter befand auch ich mich. Die große Kirche war bis zum Bersten voll. Viele mußten mit einem Platz außerhalb der Kirche vorliebnehmen und standen unter den belaubten Baumkronen. Ich war klein und konnte mich deshalb mit einigem Geschick zwischen den Menschenmassen bis zur Kommunionbank vorzwängen. Von

dort sah ich einer ersten feierlichen Primiz zu; während ihres Verlaufes zehrte an mir der Neid, und ich wäre gerne in der Haut des Primizianten gesteckt. Mich packte ein großes, sehnsüchtiges Verlangen nach dem Dienst des Herrn, aber mit meinem kindischen Verstand dachte ich mir:

„An eine so große Sache darf der Waisenbub eines armen Handwerkers nicht einmal denken.“ Was aber der Herrgott inzwischen über mich dachte und mit mir plante, das ist Sein heiliges Geheimnis.

In tiefer Ehrfurcht beobachtete ich jede Bewegung des Primizianten. Ich blickte mit solcher Verehrung auf ihn wie auf die Burg unserer Stadt, denn auch die Priester sind Burgen, Burgen unseres Herrn Jesus Christus, und zwar Felsenburgen, die auf hohen Bergen erbaut worden sind. Sie sind nicht für einzelne, sondern für viele erbaut worden, damit sie denjenigen, die darauf angewiesen sind, Sicherheit und Ruhe gewähren können. Solche Burgen stehen in würdevollem Ernst einzigartig da. Diese ernsthaften Bauwerke trachten nicht nach der Gesellschaft der Hütten, ja, wollen nicht einmal mit den Lustbarkeiten in den Tälern etwas zu tun haben, sondern stehen ruhig da und warten und fürchten sich nicht vor den tobenden Stürmen. Sie müssen allen Gefahren trotzen können.

Ich konnte nicht lange den Primizianten um sein Los beneiden und über seinen Beruf nachdenken, denn die Leute gerieten in Bewegung; der Primiziant hatte nämlich begonnen, den Segen zu spenden und die Erinnerungsbildchen zu verteilen. Ich kam selbstverständlich mit der ersten Reihe dran, und der erteilte Segen mit dem heiligen Bildchen gefiel mir sehr.

Wer den Segen und das heilige Bildchen empfangen hatte, der verließ die Kirche. Also ging auch ich hinaus, aber bei der Kirchentür kehrte ich um und ging wieder zurück. Solchermaßen habe ich noch einmal den Segen und das Bildchen empfangen. Und das habe ich siebenmal nacheinander getan. Als ich mich zum siebenten Male ganz allein bei der Kommunionbank niederkniete, um nochmals den Segen des Primizianten und ein Bildchen zu bekommen, flüsterte mir der eine assistierende Priester, der scheinbar auf mich aufmerksam geworden war, zu: „Kind, hast du noch nicht genug?“ Er fügte jedoch nicht hinzu, ob vom Segen des Primizianten oder von den Bildchen.

Als der Primiziant mir auch zum siebentenmal seinen Primizsegen erteilt hatte und zum Altar zurückging, spürte ich in meinem Innern sicher und klar: „Dieser Priester wird in meinem Leben sehr große Brüche hervorruufen und fast meinen Untergang bereiten.“

Niedergeschlagen verließ ich die Kirche und fand an den schönen Bildchen keine Freude mehr. Ich sagte mich schnell von ihnen los, denn ich wollte

nicht, daß mit der Erinnerung an sie auch meine im Zusammenhang mit dem Primizianten stehenden unangenehmen, ja beängstigenden Gefühle immer wieder wachgerüttelt würden.

Wie sehr dieses mein Gefühl berechtigt und nicht eingebildet gewesen war, bewiesen die sehr traurigen Ereignisse der späteren Jahre.

Ich kann mich nicht erinnern, daß dieser Primiziant jemals aus meiner Geburtsstadt versetzt worden ist. Er trug stets eine viel zu ernste Miene, und wenn er einmal seinen Mundwinkel verzog, wußte man nicht, ob er weinen oder lachen wollte. Als Priester hatte er die mit seinem Beruf zusammenhängenden Funktionen beispielhaft verrichtet, und ich habe nie einen Tratsch über ihn gehört. Aber während seiner ganzen priesterlichen Tätigkeit war er kränklich und hatte bald mit seiner Lunge, bald mit seinem Magen zu tun, und diese Kränklichkeit drückte seiner ganzen Gemütsart ihren Stempel auf.

Als einziger Sohn eines gut verdienenden Baumeisters kannte er das Elend und Darben im Leben nicht, obschon er es an anderen sehen konnte. Das Leben der anderen betrachtete er durch seine eigene Lebensbrille, und so bildeten sich in ihm irrige Meinungen über einzelne Menschen, die er nicht mehr ablegen konnte. Wenn er einmal jemanden schwarz beurteilt hatte, der blieb vor ihm ein dunkler Mann, selbst dann, wenn ihn die strahlende Sonne beschien.

Sein Tätigkeitsfeld erstreckte sich zunächst auf den ungarischen Teil der Pfarrei. Dort war er Kaplan und Religionslehrer in der Lehrlingsberufsschule.

Als dann der frühere beliebte Religionslehrer als Pfarrer versetzt wurde, wurde er an seiner Stelle Religionslehrer am römisch-katholischen Obergymnasium in unserer Stadt.

Der neue Religionslehrer konnte, solange er noch jünger war, seine skrupulöse Natur und seinen schwankenden Seelenzustand bemänteln, aber je älter er wurde, desto mehr brach dies aus ihm hervor. Er wurde sehr skrupulös: Das ganze Seelenleben des guten Religionslehrers geriet in Verwirrung. Weil er sich infolge seiner Gemütsart keinen Kontakt zur Jugend verschaffen konnte, starben die Priesterberufe am Gymnasium unserer Stadt allmählich aus.

## Schlange in der Krypta

Wenn wir die Ereignisse des Lebens betrachten, dann können wir sehen, daß man einen Lastwagen, der lange Zeit gestanden war, nur schwer wieder in Bewegung bringen kann, und die Pferde müssen sich sehr in die Stränge legen, um den Wagen wieder ins alte Geleise zu bringen. Genauso kostet es einige Selbstüberwindung, wieder fleißig zu lernen, wenn man nach längerer Zeit die in die Ecke geworfenen Bücher von neuem in die Hand nehmen muß.

So war es nach den Sommerferien im September 1918, als wir in die vierte Volksschulklasse eintraten. Das Lernen wollte schwer in Schwung kommen, denn mit unseren Gedanken waren wir noch beim Spiel und beim Baden. Eigentlich hätten wir schon allen Grund gehabt, unsere Nase in die Bücher zu stecken, besonders in Erdkunde. Wir lernten noch das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie, in erster Linie freilich Ungarn mit seinen 63 Komitaten (Regierungsbezirken), deren Hauptsitzen usw.

Unser Lehrer nahm den Erdkundestoff sehr genau, und wenn jemand einen Fehler machte, bekam er einen Stockschlag auf den Hintern. Das Abfragen geschah so, daß man sich mit dem Rücken gegen die Landkarte stellen und so mit dem Finger gegen den gefragten Ort zeigen mußte. Natürlich konnte man auf solche Art und Weise nicht genau auf den Ort tippen, aber das war nicht so schlimm; es kam nur darauf an, wenigstens die Umgebung zu zeigen, wo der gefragte Ort lag. Wenn wir mit unserem Finger von der gesuchten Stelle sehr weit weg fuhren, dann schlug der Lehrer mit seinem Stab darauf. Demnach hatte sich jedermann angestrengt, zu lernen, und in Erdkunde redete jeder wie ein Wasserfall.

Vor der Lektionsaufgabe hat unser Lehrer den neuen Stoff gewöhnlich erklärt. Sämtliche Gebiete Ungarns kamen an die Reihe. Zuletzt lernten wir Transdanubien, Westungarn bzw. das heutige Burgenland, kennen. Als der Lehrer den Hauptsitz des Burgenlandes bzw. seine Komitatsstadt Eisenstadt erklärte, sprach in mir eine innere Stimme:

*„Der Bischof von Eisenstadt wird dein Bischof sein, wenn du in 38 Jahren aus Ungarn fliehen wirst. Während deiner Flucht wirst du Unannehmlichkeiten haben, aber du wirst ihnen nicht ausweichen können.“*

Nach diesen Worten tauchten vor mir sofort die Unannehmlichkeiten auf und auch ihr Schauplatz. Ich erschauerte und flehte: „Herr! Nimm weg! Nimm das weg von mir!“ Aber auf meine Bitte hörte ich wiederum nur die Stimme:

„Den Kelch mußt du austrinken!“

Nachdem die Worte verstummt waren, blieb es mir ein Rätsel, wie ich einst nach Eisenstadt kommen könnte, und warum ich aus Ungarn fliehen müßte. Jedoch, was die Zukunft für mich bereithielt, werden wir im Laufe meiner Erzählung noch sehen.

Im satirischen Gedicht „Narrenschiff“ (Basel 1494) von Sebastian Brant steht folgender Vers:

„Als erster Narr geh' ich voran,  
Der ich ohn' Not viel Bücher han,  
Die ich nit les' und nit verstahn.“

Wenn nicht gerade das, aber etwas Ähnliches konnten einige von unseren Klassenkameraden von sich behaupten, denn sie hatten zwar alle Lehrbücher und auch Zeit zum Lernen, aber sie lernten trotzdem nicht. Diesen versuchte unser Lehrer, die Weisheit von unten her hineinzuprügeln. Da er selbst schon bejährt war und das viele Hin- und Herbewegen nicht leiden konnte, hatte er sich Gehilfen auserkoren. Ihre Aufgabe bestand darin, die Übeltäter, wenn sie als Nicht-Köner der Lektion erwischt wurden, auf den „Deresch“, d. h., auf die Prügelbank, im vorliegenden Fall auf die zweite Stufe des Tafelstuhls, zu spannen. In solchen Fällen packte der Hosenspanner das Ende der Hose und zog sie gründlich am Hintern des Delinquenten an, der Schläger aber verabreichte auf die herausrundende Sitzfläche so viele Schläge, wie unser Lehrer festgesetzt hatte. Jedermann war selbstverständlich bestrebt, mit diesen beiden Gehilfen auf gutem Fuße zu stehen, denn infolge dieser Freundschaft wurde weder die Hose zu steif angezogen, noch prallten die Schläge zu arg auf das Hinterteil nieder. Ja, man hat sogar über den Lappen, der unter dem Hosenboden versteckt wurde, beide Augen zugeedrückt. Wenn die beiden Gehilfen aber jemandem zürnten, dann riß entweder die Hose oder der Stab zerbrach.

Der erste auserkorene Gehilfe des Lehrers war mein Klassenfreund; er mußte zuschlagen. Der zweite wurde ich; ich mußte die Hose anspannen.

Gelegentlich wurden wir beide auf einen unverschämten Buben böse. Wir warteten nur auf den gegebenen Augenblick, um an ihm Rache zu nehmen. Wir brauchten nicht lange zu warten, denn die Erdkundestunde kam, und wir waren sicher, daß auch er sich auf den „Deresch“ wird hinstrecken müssen. So war es auch. Er wußte die Lektion nicht, und schon begann un-

ser Lehrer mit seinem bekannten Lied: „Auf den Deresch mit ihm! Auf den Deresch mit ihm!“ Nun hatte der Delinquent bereits Angst, wir aber marschierten schon zur Tafel. Mir grauste es sonst beim Hosens-Anspannen, aber auf den Befehl des Lehrers mußte ich es tun. Wie würde es auch ein Kind wagen, dem Lehrer zu widersprechen?

Diesmal aber schritt ich leichteren Herzens zum Hosens-Anspannen, denn es handelte sich um einen Buben, der mir grollte, und auch die Rache feuerte mich an. Der jämmerliche Übeltäter blickte mich so bittstellerisch an, aber ich wollte seinen Blick um Nachsicht nicht wahrnehmen. Er legte sich auf dem Deresch auf den Bauch, ich bückte mich über seinen Kopf und zog seine Hose auf seinem Hintern unbarmherzig an. Sie war steifer gespannt als die Hundehaut auf der Trommel. Mein Klassenfreund blinzelte bereits mit seinen Augen und fletschte mit den Zähnen auf dieses Opfer; dann krepelte er seinen Rockärmel zurück und faßte mit seiner starken Hand den Stock. Die Buben schauten mit Schrecken den Vorbereitungen der Verprügelung zu. Schließlich hob mein Klassenfreund seine Hand hoch, drückte die Augen zu und ließ den Stock unbarmherzig niedersausen. Im nächsten Moment aber brüllte ich auf wie ein verwundeter Löwe, steckte meine zehn Fingernägel in den Mund und sprang umher wie ein toller Ziegenbock.

Es war nichts anderes geschehen, als daß mein Klassenfreund mit zuge-drückten Augen die Richtung verfehlt hatte und anstatt den Hintern des Übeltäters zu treffen, auf meine zehn Finger schlug, daß sie mir fast abbrachen.

Das war die erste und letzte Rache meines Lebens. Da das erste Rache-nehmen nicht gelungen war, verging mir für immer die Lust, es zum zweitenmal zu versuchen.

In einem arabischen Sprichwort heißt es:

„Kannst du kein Stern am Himmel sein, so sei eine Lampe in deinem Heim!“

Mit anderen Worten soll das heißen: Kannst du kein studierter Mensch sein, so mach, daß du ein ehrlicher seist! Beide verdienen ihr Brot: der eine auf diese Art, der andere auf jene Art.

Das wollten aber manche Eltern nicht begreifen und versuchten aus ihrem unfähigen Kind um jeden Preis einen studierten Menschen zu machen. Damit ihr Kind eine bessere Note bekäme, schickten sie dem Lehrer immer wieder allerhand Gutes. Solche Eltern hatten es allerdings vergessen, daß man mit einem leeren Kopf nicht weit kommen kann. Die Lektion wird zwar von der Schule aufgegeben, aber vom Leben ausgefragt. Wer unvor-bereitet in das Leben schreitet, der zahlt ein bitteres Lehrgehalt, und am Ende wird er dennoch zurückbleiben.

Ich besuchte also bereits die vierte Volksschulklasse, als die Front zusammenbrach, und der Weltkrieg 1914—1918 sein Ende nahm.

Die noch am Leben gebliebenen Soldaten kamen ausgehungert und in Lumpen gehüllt nach Hause. Auch der jüngere Bruder meiner Mutter, namens Stefan, kam nach Hause. Vier volle Jahre war er in einem fort an der russischen Front gewesen. Bislang hatte ich nur so über ihn erzählen hören, daß er ein mustergültiger Mensch sei. Das gefiel mir, und ich war stolz darauf, einen solchen Onkel zu haben.

Nachdem er aber aus dem Krieg zurückgekehrt war, konnte ich bald bemerken, daß er zu Hause mit seiner Frau, aber auch bei uns, infolge seiner schiefen Ansichten in Streit geriet, und daß er mit abscheulichen Worten garstig fluchte. Von einem absonderlichen und bösen Geist besessen, kehrte er aus dem Krieg zurück. Weder seine Frau noch wir konnten seine Redereien ertragen. Nur seinen Erörterungen über eine schönere Zukunft lauschten wir gerne. Nach einer schöneren und glücklicheren Zukunft sehnten wir uns alle, aber nicht auf eine solch blöde Art und Weise, wie er sich das vorgestellt hatte. Die Welt mag sich drehen wie immer, ein Arbeiter wird dennoch immer arbeiten müssen, wenn er leben will.

Die Auseinandersetzungen arteten gewöhnlich in eine plötzliche Rauferei aus. Mein Onkel hatte schon bisher seine Frau nicht wirklich geliebt, denn er hatte sie auf das Zureden meiner Großmutter nur wegen ihres Vermögens geheiratet, und von nun ab war das Verhältnis zwischen beiden nachgerade bis zum Bersten gespannt.

Seine Frau war religiös, eine Kirchgängerin und sparsam. Mein Onkel dagegen war gottlos, mied die Kirche und war ein Prasser. Beide bildeten also scharfe Gegensätze. Worüber auch immer sie sich stritten, die Pfaffen kamen immer ins Gespräch, und er schalt sie derb, ja er haßte sie alle bis in den Tod. Immer wieder hörte ich von ihm sagen: „Ich würde sie alle in einem Löffel voll Wasser ertränken.“ Seinem bösen Geist gaben die Gastwirtschaften immer neue Nahrung. Diese suchte er immer häufiger auf und vernachlässigte seine Arbeit, obschon er ein ausgezeichnete Maurer war. Er konnte unvorstellbar ekelhaft fluchen und gebrauchte dabei scheußliche Ausdrücke, die nicht mehr zu überbieten waren; er nahm auch keine Rücksicht auf Erwachsene oder Kinder. Besonders im angeheiterten Zustand sparte er nicht mit abstoßenden und abscheulichen Ausdrücken. Es mußte einem übel werden, wenn man solche gräßlichen Flüche von Anfang bis zum Ende anhören mußte. Ich zitterte und wurde von Angst befallen, wenn ich in sein Haus gehen mußte. Ich sah ihn nie in einem Vollrausch, aber um so gefährlicher war er, wenn er nur halbwegs beschwippt war.

Er hatte nicht nur eine leicht erregbare und jäh aufbrausende Natur, sondern war überdies auch selbstherrlich aufgeblasen und stolz. Er zählte zu den besten Arbeitern meiner Geburtsstadt, und wenn gestreikt wurde, d. h., wenn ein Kampf um die Arbeitslöhne ausgebrochen war, vertrat er die Maurer. Er hatte einen guten Kopf und war eine in den Blick fallende Erscheinung. Er katzebuckelte vor niemandem, und wenn er einmal zuschlug, dann krachte es furchtbar. Gott möge dem gnädig sein, der einmal in seine Krallen geriet!

Nach dem Zusammenbruch der Front brach die Revolution aus. Danach grüßten wir unseren „Genossen Lehrer“ statt „Gelobt sei Jesus Christus!“ nur mehr mit einem „Guten Tag“. Gleich in den ersten Tagen der Revolution stellten sich in der Schule einige zerlumpte, schmutzige und bärtige Männer ein, und der eine las von einem Papier etwas vor. Unser Lehrer hörte dem unbeweglich und niedergeschlagen zu. Obschon er ein strenger Lehrer war, war er auch ein guter Christ. Dann erklärten ihm die Männer etwas und marschierten hinaus; aber da erblickte einer von ihnen das Kreuz an der Wand, ging hin, riß es herunter und warf es hinaus auf den steinigen Flur. Seine Genossen waren entrüstet über diese Tat, denn er hätte die Sache auch anders erledigen können; wir aber saßen zitternd auf unseren Plätzen und hatten vor lauter Angst sogar vergessen, aufzustehen, als sie hinausgingen.

Danach hatten wir während der ganzen Woche nur mehr eine Religionsstunde, und auch diese mußte in der Kirche unter Aufsicht gehalten werden. Der Kontrolleur war ein Maurergeselle, der in die Ausführungen des Kaplans oft dreinredete. Trotz alledem haben die Kinder die Religionsstunde fleißig besucht, aber später wurden wir immer weniger, denn aufgehetzte Buben in den Flegeljahren haben die Kinder in den Gärten, die beiderseits der Kirche lagen, ergriffen und im Buschwerk verprügelt. Die Täter blieben selbstverständlich immer unbekannt, und sie wurden wegen des Schlagens der Schulkinder von niemandem zur Verantwortung gezogen. Schließlich wurden die Kinder, die die Religionsstunde besuchten, nicht nur von Flegeln, sondern auch von Erwachsenen mit Hieben traktiert, obschon man uns Kindern in der Josefsstädter Kirche nichts derartiges erzählte, weswegen man ihnen hätte verbieten sollen, zu den Priestern zu gehen bzw. sie davor zurückzuhalten. Ich habe keine einzige Religionsstunde versäumt.

Einmal wurde auch ich in den Garten um die Kirche hineingedrängt, aber ich wußte, wo die Hunde sich durch den Drahtzaun ein Loch gerissen hatten und lief dorthin; mein Verfolger kam mir nach, aber er wußte nicht, daß der Drahtzaun ein Loch hatte. Ich lief gegen die Ecke; meinem Verfol-

ger war das gerade so recht, denn er dachte, dort würde er mich am Kragen packen können. Aber es kam anders, denn als mein Verfolger mich fassen wollte, schlüpfte ich plötzlich durch den Draht, er aber blieb darin hängen, denn der Zaun ließ ihn nicht durch. Die Hunde brauchen nämlich kein so großes Loch, damit sich auch ein Erwachsener durchzwängen kann; ein kleines Loch genügt ihnen. Nun soll noch jemand sagen, daß die Hunde keine klugen Tiere sind! Der hinter dem Drahtzaun gefangengesetzte Mann schaute wütend drein, als er sah, wie schnell ich laufen konnte, und so überstand ich diese Religionsstunde ohne Prügel.

Der Kommunismus lag auf der ganzen Stadt und auf dem ganzen Lande wie ein Alpdruck. Kopfflosigkeit herrschte auf der ganzen Linie. Jedermann drohte, und alles zitterte. Jedermann teilte Befehle aus, aber niemand gehorchte; jedermann hegte Hoffnungen, wurde aber schändlich enttäuscht; jedermann war gewärtig und versäumte doch alles. Weil es keine Herren gab, waren alle „Herren“, und demzufolge wollte keiner arbeiten. Die Liebe war ausgestorben, jedoch die Rachelust erwacht!

Viele Leute waren froh, wenn sie nicht auf die Straße gehen mußten; aber wenn sie dennoch das Haus verlassen mußten und jemanden trafen, der auf sie wütend war, so wurden sie von diesem gewiß angeschossen.

Die Priester mußten in Zivil einhergehen und sich in der Kaserne der Soldaten jeden Tag melden. Dort wurden sie überwacht. Hitzige Wortgefechte und bissige Bemerkungen konnten freilich nicht ausbleiben. Die Geistlichen durften das Stadtgebiet nicht verlassen; Tag und Nacht hat man sie bewacht.

Die Gattin des Grafen in unserer Stadt stellte man an den Waschtrog, und auch sie mußte die Schmutzwäsche waschen.

Im gräflichen Schloßpark durfte jedermann frei spazierengehen. Das war bisher verboten gewesen.

Jedermann mußte ein rotes Band an seinen Anzug heften, auch die Kinder.

Dann kam der Tag der großen Demonstration. Alle mußten daran teilnehmen. Das Wetter war kühl und der Himmel verhangen. Die Leute versammelten sich vor dem Gymnasium. Die kommunistischen Anführer gingen in fieberhafter Aufregung unter dem Volke auf und ab und versuchten, die Stimmung anzuheizen. Dann haben sie die Erwachsenen mit den Kindern in Viererreihen aufgestellt. Schließlich kam der Wortführer an, der früher bei irgendeiner Herrschaft-Lohndiener („Beresch“) gewesen war und erteilte die Order, daß die Masse sich singend in Bewegung zu setzen habe. Ein großer Teil des Volkes wollte nicht singen, aber man zwang sie

dazu. Der Gesang zündete immer mehr und mehr, und in der „Gewitterecke“ Ungarns bewegte sich brausend-tosend ein langer Menschenzug. Unser Komitat wurde nämlich die „Gewitterecke“ Ungarns genannt. Viele rote Fahnen wehten im Wind, aber über den Köpfen der Jauchzenden schwebte ein unheil drohendes und bedrückendes Gefühl, denn ein Großteil war mit Widerwillen dabei.

Die Geschichte sah schon viele Völker den Gipfel der Kultur ersteigen, aber auch in den bodenlosen Strudel des Verderbnisses sinken. Denken wir nur an die Vergangenheit Babels und Roms! Die Geschichte sah schon Völkerbefreiungen, aber auch, wie sie das Sklavenjoch auf ihren Nacken setzten; der Gebieter, vielleicht nur unter einem anderen Namen, war geblieben, aber am Jochtragen änderte sich nichts. Und das wird so weitergehen, solange es noch Menschen auf Erden geben wird. Die Ideale kommen und gehen, die irdischen Sterblichen vergehen, aber das Elend bleibt.

In meiner Reihe marschierten zwei Erwachsene und zwei Kinder mit.

Worüber sich meine Reihengenossen Gedanken machten, weiß ich nicht; ich jedoch dachte daran, daß die Menschheit einem Spazierstock ähnlich sei; der Griff symbolisiere die Herren und Studierenden, der mittlere Teil die Arbeiter und der untere Teil die Habenichtse. Mag der Oberteil des Stockes unten und der Unterteil oben sein, der mittlere Teil bleibt immer an seiner Stelle. Also: Arbeiter bleibt immer Arbeiter.

Dieses Thema wurde im Hause meines Onkels allabendlich gedroschen, aber in einer sehr verzierten Aufmachung. Die drei Busenfreunde, Arbeiterführer, saßen bei dickem Zigarettenqualm und in einer gereizten Stimmung beisammen, schlugen auf den Tisch, während sie bitterböse und in unflätigster Weise fluchten und sich die Zukunft ausmalten. Dabei hatte jeder von ihnen so viel, daß er bei redlicher Arbeit ruhig hätte leben können. Aber keiner fühlte sich wohl in seiner Haut, und ein jeder litt an dem Juckreiz, aufzufallen.

Bei derartigen Debatten schlugen sie manchmal einen solchen Lärm, daß die Leute beim Vorbeigehen unter ihrem Fenster zusammenfuhren. Die drei Debattierer gerieten in einen sehr üblen Ruf in der Stadt, und jedermann sprach nur mit Grauen und Abscheu von ihnen.

Aber wären sie doch zu Hause geblieben! Jedoch nach ihren erhitzten Debatten streiften sie noch die halbe Nacht durch die verschiedenen Teile der Stadt, und wohin sie kamen, schossen ihre Gedanken wie giftige Pilze aus der Erde. Sie wollten sich als selbständige Arbeiter ausgeben, aber durch ihr völlig unkorrektes Verhalten haben sie genau die Interessen der Ar-



beiterschaft zertreten. Vor allem waren sie bestrebt, den Pfarrern viel Pfeffer unter die Nase zu reiben. Aber sie selbst mußten davon husten und pusten.

Wenn jemand sie wirklich ärgern wollte, dann brauchte er nur die geistlichen Güter zu erwähnen. Daraufhin folgte ein solches Blitz- und Donnerwetter, daß es vielleicht auch beim Jüngsten Gericht nicht mit mehr Krach und Knall wird hergehen können. Die bemitleidenswerten geistlichen Herren mußten mehr Schimpf und Tadel über sich ergehen lassen, als sie Haare auf ihrem Haupte hatten.

Bei solchen Gelegenheiten haben sich die Frau meines Onkels und seine Schwiegermutter noch mehr in die Ecke zurückgezogen, und wenn die eine von ihnen zufällig dreinredete, barschte sie mein Onkel sofort an: „Weib, halt's Maul! Was verstehst du davon? Du hast zwar ein langes Haar, aber einen kurzen Verstand!“ – Die Zukunft hat allerdings gezeigt, daß seine Frau Verstand hatte, der ihr geblieben ist, aber seinen eigenen hatte er verloren.

Einmal mußte ich gegen meinen Willen ein solches Streitgespräch bis zum Ende anhören, und solange ich lebe, werde ich es nicht vergessen. Ich wurde blaß, aber nicht von dem vielen Zigarettenqualm, sondern von dem vielen Schmutz, den man aufgetischt und mit gräßlichen Flüchen gewürzt hatte.

In der Hitze des Streites redete plötzlich seine Frau drein und sagte:

„Jetzt seid ihr große Helden, aber was wird werden, wenn die Not über euch kommen wird?“

Daraufhin trat Mäuschenstille ein, so daß man auch das Ticken der Uhr hören konnte. Sie ließen ihre Köpfe hängen und schauten blöd vor sich hin. Helden? Pardon: Hasen! Feige Hasen waren sie! Sie machten ein saures Gesicht und ein nervöses Zucken durchfuhr ihre Glieder, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Die peinliche Situation wurde von dem Genossen meines Onkels unterbrochen; er langte in seine Rocktasche und zog ein scharfes Rasiermesser heraus. Dann sagte er, indem er das Rasiermesser hochhielt:

„Dieses trage ich stets in meiner Rocktasche, und wenn mal etwas los sein sollte, schneide ich damit mit einem Zug meinen Hals durch. Mich wird man lebend nicht ergreifen und auch nicht aufhängen; lieber bereite ich meinem Leben selbst ein Ende.“

Völlig verdattert hörte ich mir die Worte des Genossen an. Die Männer wollten für Ideale kämpfen, aber wer für Ideale kämpft, darf nicht so

reden, denn für die Ideale muß man sich einsetzen, dafür kämpfen, ja sogar Opfer bringen. Davon erhält die Begeisterung ihre größte Nahrung, obwohl diese verlockende Zuneigung den Menschen oft schon bei der ersten Schwierigkeit vor Erreichung des Zieles zum Stehen bringt; genauso verhält es sich mit den Blumen auf dem Meeresgrund, von denen man glaubt, man könne sie mit der Hand erreichen, aber wenn man nach ihnen langt, merkt man erst, wie tief sie liegen.

Das Ideal meines Onkels, sein Traum über die Arbeiter, war jedoch nicht ernst gemeint, denn wenn es ernst gemeint gewesen wäre, dann hätten sich die Streitsüchtigen um ihn anders benommen. Das Ideal ist nämlich nichts anderes als ein Schrei aus der Höhe zu den in der Tiefe unserer Seele schmachtenden Sehnsüchten, damit wir zum Handeln angetrieben werden.

Treffend heißt es beim Dichter:

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;  
Zum Ideale führt einer, der andere zum Tod.  
Siehe, daß du beizeiten noch frei auf dem ersten entspringest,  
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt“

(Friedrich von Schiller: Die idealistische Freiheit).

Der Arbeiter soll sich einsetzen und kämpfen für eine schönere Zukunft, aber nicht auf teuflischer, sondern auf göttlicher Grundlage; dann wird ihm die Hilfe des Allmächtigen bei der Erreichung eines idealen Arbeiterlebens zur Seite stehen, wo nicht nur der Leib, sondern auch die Seele glücklich sein können wird.

Sein Leben im Jenseits bereitet sich jedermann selbst hier auf Erden vor; der Erwachsene genauso wie das Kind. Dessen war ich mir bewußt, und darum ging ich nicht nur in die Kirche, sondern betete auch gerne dort.

Aber nicht alle Menschen beten gerne. Viele sind von der Habgier erfaßt. Wie aber diese Sünde bestraft wird, können wir in der Wirklichkeit sehen, und diese Geschichte hat mich vor der Habgier bewahrt.

In meiner Geburtsstadt war es so Brauch, daß die Bettler nur am Dienstag und Freitag das Armenhaus verlassen durften, um zu betteln. An solchen Tagen haben die armen Alten an allen Türen der Josefsstadt demutsvoll angeklopft. Das war der reichste Teil der Stadt. Hier in einer Straße wohnte eine reiche, aber geizige Witwe, die dadurch zu einer traurigen Berühmtheit gelangte, daß sie die bedauernswerten armen Bettler mit dem Besen aus ihrem Hause trieb, ihnen nichts gab und sogar ihren bissigen Hund auf sie hetzte. Darum wandte sich jedermann mit Abscheu von ihr ab, und man wünschte sie bei lebendigem Leibe in die Hölle.

Soweit kam es freilich nicht, denn eines Tages war auch ihre Lebenszeit abgelaufen, und sie starb. Vergeblich besaß sie ein großes Vermögen, die Ärzte konnten sie nicht retten. Die ebenfalls reichen Erben haben dann eine vornehme Beerdigung für sie bestellt, mit großem Pomp, versteht sich. Es war alles schön aufgezogen, aber ohne innere Anteilnahme. Auch sie, wie jeden Verstorbenen, brachte man hinaus auf den Josefsstädter Friedhof. Da die Verstorbene reich war, begrub man sie nicht in die Erde, sondern in eine unterirdische Krypta. Über der Krypta blühten herrliche Blumen, aber durch die offene Tür konnte man darunter sehen, daß die alten, auf Gestellen untergebrachten Särge aus Erz bereits von Rost angefressen waren, und durch die Löcher strömte ein dumpfiger Leichengeruch heraus, der eher unangenehm als stinkend war. Im Innern der Krypta war es dunkel, dennoch konnte man das unter den Gestellen schimmernde hohe Grundwasser sehen, das wegen der vielen Regenfälle sich angesammelt hatte.

Bei diesem pompösen Begräbnis gab es viele Gaffer, die die Neugier auf den Friedhof getrieben hatte. Man läutete mit allen Glocken, und diese dröhnten und tönnten; lange zog man die Glockenstränge. Nun kam der Begräbniszug mit drei assistierenden Geistlichen bei der Krypta an. Die Kinder sind überall neugierig, also auch in meiner Geburtsstadt. Die Treppe, die zur geöffneten Tür der Krypta führte, ging zuerst ein Ministrant hinunter, und er guckte neugierig herum. Aber im selben Augenblick stieß er einen Schrei aus und lief davon, so wie er eben war, im vollen Ministrantenanzug; er kam nicht mehr zurück; er hatte von diesem Begräbnis genug.

Aber nicht alle Kinder sind feig, jedoch neugierig. Nachdem der erste Ministrant davongelaufen war, begab sich der zweite vorsichtig zur Tür der Krypta, aber auch er lief eilends davon.

Nun stockte die Zeremonie. Die Leute reckten und streckten neugierig ihre Häuse nach vorne. Daraufhin schickte der Pfarrer einen von den „Aasjägern“ hinunter, damit dieser nachschaue, was in der Krypta los sei. („Aasjäger“ wurden bei uns diejenigen in Schwarz gekleideten sechs Männer genannt, die den Verstorbenen umsorgten und den Trauerwagen von links und rechts begleiteten.) Der Mann ging auch hinunter, kam aber gleich erschrocken zurück und erzählte, daß sich im Bodenwasser der Krypta eine lange und feiste Schlange bewege; eine solche gebe es in ganz Ungarn, ja, in ganz Europa nicht, es sei denn in den Tiergärten, aber hinter Schloß und Riegel sorgsam verwahrt. Woher und wie sie in die Krypta gekommen sein konnte, das weiß nur der liebe Gott. Jedenfalls handelte es sich um ein außerordentliches Ereignis.

Nach Beendigung der Begräbniszeremonie wollte man die Tote in die Krypta tragen, aber die Schlange schwamm vor die Tür und zischte dort

wütend. Als die Aasjäger versuchten, in die Krypta einzudringen, schlug die Schlange mit ihrem Schädel um sich und wollte sie beißen. Sie mochten tun, was sie wollten, die große Schlange ließ sie nicht hinein. Schließlich löste der Pfarrer das Problem. Er riet den Aasjägern, den Sarg auf ein Brett zu stellen und ihn darauf in die Krypta zu schieben. So taten sie auch, aber als der Sarg auf dem Bodenwasser der Krypta lag, ringelte sich das wamsige Tier plötzlich um den Sarg — dann krachte es fürchterlich, und der glänzende Nußbaumsarg brach auseinander. Im nächsten Moment schlugen die Männer die eiserne Kryptatür zu, und was dann dort unten geschehen ist, darüber schweigt die Krypta.

Dieses Begräbnis blieb für lange Zeiten ein abschreckendes Beispiel für Geizige. Wenn in dem Teil meiner Geburtsstadt, wo auch wir wohnten, jemand knauserig war, dann sagten zu ihm die Alten: „Paß nur auf, sonst kann es dir so ergehen wie der reichen, aber geizigen Witfrau.“

Hier müssen wir wohl einflechten, daß es den Reichen mit ihrem Reichtum so ergeht wie den Irrsinnigen mit ihrem Schatten: Je mehr sie danach greifen, um ihn zu erhaschen, desto mehr ermüden sie, und schließlich fangen sie nichts.

In dieser Revolutionszeit ließ mich meine Mutter nicht oft auf der Straße herumstreunen; darum hielt ich mich — ausgenommen die Schule und die Kirche — meistens zu Hause auf. Ich lernte und half mit bei der Arbeit, wo ich eben konnte. Aber es blieb auch noch Zeit zum Spielen übrig. Das Spielen nützt aber nur insofern, wenn das Kind dabei seine eigenen Gedanken anwenden kann. So ist es dann originell.

Die Spielsachen für Kinder im Kindergarten hatte ich schon satt bekommen; darum lagen Würfel, Wagen, vollbeladen mit Fässern, und der schreiende kleine Esel schon oben auf dem Schrank herum, von Staub bedeckt. Ich sehnte mich nach einem Originalspiel, wo ich nicht nur meine Hände, sondern auch meinen Verstand gebrauchen konnte. Nach langem Kopfzerbrechen kam mir ein großartiger Einfall. Irgendwann sah ich in der Stadt ein Hundegespann. Der Hund zog schön den Kleinwagen, und sein Herrchen spazierte daneben her. Aber es konnte keine Rede davon sein, daß ich mit einem solchen Zeug spiele, denn bei uns durfte kein Hund in die Küche, und meine Großeltern sagten immer: „Der Hund hat seinen Platz im Hof!“ Da nun das das Los unseres Hundes gewesen ist, kam ich dadurch auf einen originellen Einfall. Ich dachte nämlich: Wenn es ein Hundegespann gibt, warum sollte es dann kein Katzengespann geben? Und wenn es bis jetzt keins gegeben hat, so werde ich eins machen. Die Erwachsenen sollen sehen, was ich kann.

Also machte ich mich sofort an die Arbeit. Zuerst mußte ich einen Wagen anfertigen. Eilends holte ich mir aus der Bodenkammer Mohrenhirsehalme. Daraus fertigte ich mir den Wagen an, damit er nicht zu schwer sei. Als das Gestell fertig war, mußte ich mich um die Räder umsehen. Zum Glück fand ich zwei leere Zwirnsulen, und diese schnitzte ich mit einem Taschenmesser in zwei Teile. Aber nicht nur die Sulen schnitzte ich entzwei, sondern schnitt mich auch in die Finger, so daß sie an manchen Stellen bluteten. Aber ich achtete nicht darauf bei der fieberhaften Arbeit. Endlich war der Wagen fertig, und er rollte! Mit welchem Stolz blickte ich darauf! Siehe, ein selbständiges Werk!

Nachdem sich der Wagen bewegte, mußte ich mich auch nach einem Geschirr umsehen. Ich stellte eines aus einem starken Bindfaden her. Also hatte ich jetzt Wagen und Geschirr.

Ich brauchte nur mehr ein Tier zum Jochziehen, genauer: eine Katze,\* die mir den Wagen zog. Diese habe ich mir schnell vom Backofen heruntergeholt. Ich spannte sie schön an den Wagen und band um ihren Bauch einen Faden, damit das Geschirr nicht herunterfiel. Einen Zaum hatte sie allerdings nicht im Maul, denn diesen hätte sie wohl zernagt, weil die Katzen sehr scharfe Zähne haben.

Einmal hatte ich beobachtet, wie die Bauern ein Füllen ins Pferdegeschirr zwangen. Mit einer Katze konnte man freilich nicht so umgehen, und darum war ich auch hierin originell. Ich mochte dem Kätzchen noch so süß zurufen, es rührte sich nicht von der Stelle. Also nahm ich eine Speckschwarte und hielt sie unter die Nase der Katze. Die Katze roch den Speck und kam nach — der Wagen geriet in Bewegung. Das Gespann bewegte sich großartig! Da nämlich die Katze hungrig war und Appetit auf die Speckschwarte bekommen hatte, zog sie eben dorthin, wohin ich sie lockte. Das Tempo wurde immer schneller, aber gerade das war das Unglück. Die schnell rollenden Rädchen schlugen auf dem Steinpflaster der Küche solchen Lärm, wovon die Katze wild wurde. Nun stürmte sie auch ohne Speckschwarte, aber nach der Art der Katzen: unter den Tisch, von dort aufs Bett, vom Bett runter auf den Schrank hinauf. Oben auf dem Schrank stieß sie die Tabakdose meines Großvaters um, wodurch sie noch wilder wurde. Daraufhin türmte sie ins Zimmer, wo sie ein noch größeres Durcheinander anrichtete, und schließlich sprang sie ans Fenster. Hier hielt sie sich mit allen Krallen fest, und der Wagen hing unter ihr herunter. Sie konnte ihn nicht loswerden, denn er war unter ihrem Bauch gesichert, und sie konnte somit nicht herausschlüpfen. Die wild gewordene Katze kam auch hier nicht zur Ruhe und wollte sich durch das Fenster ein Loch kratzen.

Daraufhin suchte meine Mutter den Besen; meine Großmutter hatte bereits ihre Pantoffeln in der Hand, und mein Großvater hielt schon seinen Hosensriemen zum Schlagen bereit. Freilich richteten sie ihre Blicke zu allem Unglück nicht auf die Katze, sondern auf mich.

Ich aber stand da wie ein großes Fragezeichen: sperrte meinen Mund auf, machte ein schiefes Gesicht, aber das Wort blieb mir im Halse stecken.

Dieser gespannten Katzen-Situation bereitete ich wieder durch einen originellen Einfall ein Ende. Plötzlich riß ich alle Türen und das Fenster auf, das nicht von der Katze belagert war. Meine Mütze aber schleuderte ich zur Katze, die am anderen Fenster hing. Daraufhin sprang das „gehetzte wilde Tier“ samt Wagen herunter, stürmte nochmals durch das Zimmer und die Küche, sprang dann hinaus auf den Flur und verschwand im Hof.

Abends, als sie ungeniert wieder in die Küche schlich, hatte sie kein Geschirr mehr am Leibe und auch keinen Wagen hinterdrein. Wer weiß, wo sie das Band von ihrem Bauch herunternagte, und wo sie den Wagen ließ? Mein Kunstwerk habe ich nie wieder gesehen.

Mit meiner Originalität habe ich draufgezahlt und mich beschämend blamiert. Aber was würde aus der Welt, wenn niemand sich wagte, zu überlegen und zu erwägen, originell zu sein und Initiative zu entfalten? Irgendjemand muß sich immer die Finger verbrennen, damit ein anderer die gebratenen Kastanien essen kann. Es war nämlich so: Nach dem Reifen kam das Fahrrad, nach dem Papierdrachen des Kindes das Flugzeug usw. Aber bis all diese Dinge geboren wurden, mußte man originelle Gedanken anstellen: viele und tiefe.

Große Gedanken und Entschließungen entspringen nur einem solchen Herzen, worin große Leiden tiefe Furchen gezogen haben. Diejenigen, die in ihrem Leben nie gelitten haben, bleiben oberflächlich, kleinlich und mittelmäßig. Sie leben, arbeiten und schaffen, aber Großes, Originelles — nie!

Im letzten Kriegsjahr hatten wir zwar noch flach gebackenes Brot aus Kukuruz(Mais)-Mehl, auch Kartoffeln, Kraut und Bohnen, aber nur mehr ein Schwein. Mehr durfte man nicht halten. An Schmalz hatten wir nur wenig, und darum kaufte meine Großmutter sechs Stück Gänsekücken, um sie zu mästen, damit wir diesem Mangel abhelfen konnten.

Die Sorge um die sechs Gänsekücken wurde mir übertragen. Ich hütete sie sorgsam, und unsere Katze durfte nicht einmal in ihre Nähe kommen. Ich weidete sie besser als ein geborener Gänsehirt. Ja, ich ging noch weiter und baute ihnen aus Ziegeln ein Häuschen, aber ohne Mörtel und mit Wänden,

die nicht ganz gerade aufgezogen waren. Aber das war für die Gänse nicht wichtig, auch nicht für mich. Es kam nur darauf an, daß sie die Katze und die Ratten nachts nicht fortschleppen konnten.

Da nun der Gänsestall ohne Mörtel gebaut worden war, bewegten sich die Ziegel, und besonders dort, wo ganze und anderthalb Ziegel zusammengepaart waren. Einmal, wie es ja immer geschieht, löste sich ein halber Ziegel los und fiel genau einem Gänsekücken ins Genick, und brach es ihm, worauf das Kücken glücklicherweise verendete. Ich sage deshalb „glücklicherweise“, weil das Verenden des Kückens keine besonderen Konsequenzen nach sich zog, obschon meine Großmutter mir mehrmals verdächtige Blicke zuwarf, als ob sie fragen wollte: „Hast nicht du dem Kücken das Genick gebrochen?“ So war mein Gewissen beruhigt, nur den Gänsestall habe ich zerstört, damit er nicht weiteres Unheil anrichten konnte.

Die verbliebenen fünf Gänsekücken wurden bald große Gänse und nahmen an Gewicht schön zu – in jener aus allen Fugen geratenen Revolutionszeit. Da eine Gans schon schwer nach Luft schnappte, und es eben Samstag war, wurde sie gleich geschlachtet. Nachdem sie getötet war, wick ich keine Minute während der Tranchierzeit von ihr. Ihre inneren Teile wurden nacheinander auseinandergelegt, und ich lauerte mit Neugier darauf, wie die inneren geheimnisvollen Teile aussehen würden, wie groß ihre Leber und ihr Magen sein würden. Beide sind ohne Knochen, und beide mag ich gern, besonders aber die Leber, weil diese – hm! – eine fürstliche Speise ist, freilich nur für den, der eine solche vorgesetzt bekommt. Und unsere Gans hatte eine schöne große Leber.

So ist es verständlich, daß ich meinen Magen allzusehr präparierte, den ganzen Nachmittag nichts aß, damit ich zum Abendessen um so hungriger sein würde.

Meine Großmutter ging hinaus zum Brunnen, um Wasser zu holen, und die auseinandergelegte Gans mit der Leber lag in einem großen Teller. Dieser Teller wurde auf einen Stuhl neben den Tisch gestellt. Auf dem anderen Stuhl aber saß unsere Katze und drückte die Augen zu. Nur ab und zu öffnete sie ihre schlaun Augenlider, aber auch dann nur ein bißchen; sie tat so, als ob sie schlief. Sie machte keine Bewegung. Obwohl diese Katze von uns großgezogen wurde, trauten wir ihr nicht, und deshalb legte mir meine Großmutter, bevor sie hinausging, ans Herz, auf das Fleisch aufzupassen, und wenn das Holz im Herd ausgegangen sei, nachzulegen.

Das Holz war verbraucht, und ich legte schnell wieder frisches auf. Aber in dem Moment, wo ich mich abwandte und meinen Blick nicht mehr aufs Fleisch gerichtet hatte, sprang die Katze blitzschnell auf den Teller zu, riß

die Leber heraus und sprang damit schon zur offenen Küchentür hinaus – geradewegs auf den Dachboden.

Ich ergriff den Besen und stürzte der Katze nach. Aber das war eine Veressenheit von mir, denn es war schon dunkel, und ein zehnjähriges Kind hat es bald mit der Angst zu tun, besonders abends auf dem Dachboden. Darum kümmerte ich mich jetzt aber nicht, denn ich wollte meine Rache kühlen bzw. die Katze verprügeln. Übrigens hatte ich ja den Besen bei der Hand, und damit hätte ich notfalls schon dreinschlagen können. Schritt für Schritt ging ich vorwärts, aber in der Finsternis konnte ich sie nicht sehen, denn das Fell unserer Katze war kohlschwarz. In dem Stockdunkel konnte ich nichts sehen, aber ich ging trotzdem vorwärts, weil ich mir dachte, irgendwo würde ich doch auf ihre glänzenden Augen stoßen.

Ich war bereits bis zur Mitte des Dachbodens vorgedrungen, als ich plötzlich stehenblieb, weil sich vorne beim Lüftungsloch etwas großes Weißes bewegte. Der Schreck ließ das Blut in mir erstarren. Schreien wagte ich nicht, weiter vorwärtszugehen noch weniger. Also gab es keinen anderen Weg als zurück. Ich schlich mich langsam rückwärts, vorsichtig, auf den Zehenspitzen, sah nach vorn und rückwärts und achtete darauf, damit ich mit meinen Tritten das sich bewegende etwas Weiße nicht in Wut brachte. Endlich erreichte ich unter Angst und Bangen die Bodentreppe und wollte schon auf die erste Stufe treten... da sprang mir die Katze in den Weg, und ich erschrak noch mehr. Ich wollte die Treppe schnell hinunterlaufen, aber da stolperte ich über den Besen, den ich in meiner Hand hatte, und stürzte von der obersten Treppenstufe runter bis auf den Boden. Auf den Sturz hin liefen meine Leute aus der Küche, hoben mich auf und trugen mich hinein, aber drinnen kam ich eine Weile nicht zu Wort, obschon man alles versucht hat, mich zum Sprechen zu bringen.

Als ich wieder reden konnte, erzählte man mir, daß das große sich bewegende Weiße ein Leintuch war, das auf einer Leine zum Trocknen hing. Das war auch so, denn in jener Woche hatte es bei uns Großwäsche gegeben, und die zum Trocknen bestimmten Kleidungsstücke hatte man noch nicht zusammengetragen. Daß ich nicht selbst darauf gekommen bin? Hja! Einem Kind kann nicht alles einfallen, besonders dann nicht, wenn auf dem Dachboden Finsternis herrscht.

Nachdem ich mich beruhigt hatte, wurden mir frische Gänsegrieben angeboten, aber ich mochte sie nicht und ging lieber hungrig schlafen.

So hatte die Katze uns ausgespielt, indem sie die Gänseleber stahl. Und doch! Wie unschuldig hatte sie sich gestellt! Als ob sie schlafen würde!

Aus ihrem arglistigen Betragen konnte ich die Wahrheit erfahren:

„Nicht alle schlafen, die die Augen zu haben.“ Mag es ein Mensch oder ein Tier sein.

Die Falschheit kleidet sich gewöhnlich in die Farbe der Unschuld, nur um die Ahnungslosen ins Netz zu locken. Die falschen Menschen sind schlau wie die Katze und reden nach unserem Munde. Ihre Mentalität ist so wie ein Chamäleon, dessen Farbe sich nach den Umständen ändert, oder wie es eben seine Stimmung verlangt.

Falschheit konnte ich nie ausstehen. Mir geht es damit so wie mit einem grünen Pfirsich: Meine Zähne ätzen sich davon, und mein Magen kehrt sich um.

In der winterlichen Zeit vergingen die Tage schnell, und wir näherten uns Weihnachten 1918.

Bei uns schickte sich alles an, in die Christmette zu gehen. Meine arme Mutter aber war traurig, denn ihr Fuß schmerzte schon so sehr, daß sie nicht einmal mit einem Stock in die Kirche gehen konnte. Mir hatte man schon bei der ersten Rorate-Messe im Morgengrauen versprochen, daß ich diesmal in die Christmette mitgehen dürfe, wenn ich bis dorthin nichts auf dem Kerbholz haben würde. Und ich hatte wirklich nichts darauf. Ich habe nicht einmal die Katze am Schwanz gezogen, und das hieß schon viel, denn seitdem sie die Gänseleber gestohlen hatte, stand ich mit ihr auf Kriegsfuß. Ich habe mich sehr zusammengenommen, um so mehr, da ich der Jüngste im Hause war, auf dem man gewöhnlich herumhackte. Man konnte sich also meine Freude vorstellen, denn bislang war ich noch nie in einer Christmette gewesen.

Endlich war auch die Christmette am 24. Dezember 1918 angerückt, wir sollten losgehen, ich hatte bereits meinen Wintermantel angezogen und wartete ungeduldig neben der Tür, damit wir losmarschieren. Aber meine Mutter meinte in letzter Minute, daß sie sich fürchte, in dieser revolutionären Zeit alleine zu Hause zu bleiben, denn vielerorts sei schon eingebrochen, gestohlen und gemordet worden. Also hat man entschieden, daß jemand daheim bleiben muß, aber niemand meldete sich. Da nun ich der Jüngste war, mußte ich zu Hause bleiben. Nur ungern willigte ich ein. Als alle weggegangen waren, verschloß ich die Tür, rückte die brennende Petroleumlampe zurecht, setzte mich kummervoll neben den Küchentisch und stützte meinen Kopf auf meine beiden Arme.

Meine Mutter saß neben dem Herd und betete.

Draußen fielen dichte Schneeflocken, und die Dächer waren schon weiß.

Ich dachte traurig vor mich hin: Hätte doch auch ich in die Christmette gehen dürfen! Während ich so klagte, wurde eingeläutet.

Der Klang der Glocken war kaum verklungen, als ich darauf aufmerksam wurde, daß jedwede Entfernung vor mir verschwunden war, und ich mir so vorkam, als ob ich auf dem Kirchenchor zur linken Seite der Orgel stünde und von dort der hl. Messe beiwohnen würde, zugleich aber auch in der Küche wäre.

Klar sah und hörte ich, wie man das Glöcklein neben der Sakristeitür zog, und dadurch den Beginn der Christmette anzeigte. Ich sah den ganzen Innenraum der Josefsstädter Kirche, so wie er wirklich aussah. Ich sah Bekannte, hörte das Brausen der Orgel und den Gesang, aber zur gleichen Zeit auch die Worte meiner Mutter. Das Volk sang wunderbar schön deutsch:

„Hirten, auf um Mitternacht!  
Erhebt euch aus dem Schlafe!  
Auf! Der gute Hirte wacht,  
Zu weiden seine Schafe.  
Eilt zu Maria, zum Krippelein geschwind,  
Kommet und grübet das göttliche Kind!“

Ich sah den Priester, die Ministranten, den vor Glanz schimmernden Altar. Alles war so herrlich schön, wie ich es noch nie gesehen und gehört hatte. Ich habe das nicht geträumt, denn ich schlief nicht, ich war wach.

Als die Christmette zu Ende war, wollte ich meiner Mutter erzählen, was ich gesehen und gehört hatte, aber als ich meinen Mund aufat, um mit der Erzählung zu beginnen, hörte ich eine innere Stimme, die mir im Befehlston sagte:

„Sag' es nicht, denn deine arme Mutter würde noch mehr Angst haben!“

Also erzählte ich nichts und sprach kein Wort. Ich begrub mein Geheimnis in mir und schwieg.

Als dann die übrigen Mitglieder unserer Familie – schneeweiß – von der Kirche nach Hause kamen, konnten sie sich nicht vorstellen, warum ich so fröhlich sei, da ich doch – als sie weggingen – mit langer Nase dasaß und sie hängen ließ. Sie konnten sich denken, was sie wollten, hinter die Wahrheit kamen sie trotzdem nicht.

So wurde ich zu Weihnachten 1918 vom Allmächtigen für meinen Verzicht belohnt. So habe ich an der ersten Christmette teilgenommen, und wer weiß, wo ich an der letzten teilnehmen werde? Oh! Bis dorthin wird sich noch vieles ereignen!

In den letzten Tagen der Károlyi-Revolution (Mitte März 1919) fielen die Rumänen in Ungarn ein. Aus dem Innern Siebenbürgens strömten die Flüchtlinge in die Weite des Landes. Die rumänischen Truppen drangen schnell vorwärts, und die Kanonenkugeln schlugen bereits in der Gemarkung unserer Stadt ein. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine Panik, denn die Flüchtlinge erzählten allerhand Greuelnachrichten. Alles machte sich an das Packen und hielt sich mit einem fertigen Bündel zum Abmarsch bereit. Alles wollte fliehen, denn jedermann fürchtete um sein Leben.

Auch bei uns lag für jeden ein kleines Bündel bereit. Meine Mutter aber hätte nicht fliehen können, und darum machte sie auch keine Anstalten dazu. Sie dachte sich, einer Kranken würden die eindringenden Soldaten doch nichts antun; wenn sie aber dennoch getötet würde, könnte sie auch nichts dafür. Sie richtete mir ein Bündel zusammen und sagte: „Mache auch du dich bereit, bleibe wenigstens du am Leben, flüchte deshalb mit den übrigen!“

Diese Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf mich; wie wenn ein jedes Wort wie ein Messerstich mich getroffen hätte! Ich gestehe, ich fürchtete mich, denn die Kanonen dröhnten fürchterlich, trotzdem sagte ich: „Ich gehe nicht! Ich bleibe hier! Ich verlasse meine Mutter nicht! Lieber sollen sie mich mit ihr zusammen töten!“ Dann stieß ich mein Bündel vom Stuhl und setzte mich darauf (April 1919).

Meine Großeltern wollten bereits losmarschieren, als sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitete: „Die Rumänen sind da!“ Also konnten sie nicht mehr flüchten. Zum Glück waren unsere Nachbarn Rumänen und nahmen uns vor den in die Häuser eindringenden Soldaten in Schutz, denn sie konnten ja gut rumänisch sprechen. So ist uns nichts passiert, nicht einmal ein Huhn hat man von uns geholt. Anderswo aber hat man in schändlichster Weise geraubt.

Die Einwohnerzahl unserer Stadt hatte nach der Besetzung zusammen mit dem eingedrungenen Militär und den unter den Einwohnern untergetauchten Flüchtlingen sehr zugenommen. Darum wurde alles teurer.

Inzwischen wurde die Krankheit meiner Mutter immer schlimmer. Ihr rechtes Bein und der linke Arm wurden völlig lahm, so daß sie diese Glieder nicht mehr bewegen konnte. Mehrere Ärzte haben versucht, sie zu heilen, aber ohne Erfolg. Alle Ärzte haben ihr Milch verschrieben. Meine Mutter wollte auf niemanden angewiesen sein, und darum verkaufte sie von unseren Sachen bald dieses, bald jenes Stück, und so hatten wir auch immer Geld für die Milch. Aber das Problem war nur, woher sollten wir die Milch bekommen, wenn auch nur in beschränkter Menge? An der Milchkalle stan-

den gewöhnlich sehr viele Leute Schlange. Ich aber verschaffte mir immer welche, denn um vier Uhr morgens stand ich schon dort an der Spitze der Schlange und schlief im Stehen, bis ich umfiel; dann stellte ich mich wieder in die Reihe und wartete.

Ich sage das nicht, um zu klagen, denn ich stand ja wegen meiner Mutter auf. Trotzdem muß ich die Wahrheit sagen: Es fiel mir schwer, aufzustehen, besonders an den dunklen Herbst- und Wintertagen. Das Aufstehen nachts war überdies noch gefährlich, denn vor Sonnenaufgang durfte man sich nicht auf der Straße sehen lassen. Wenn jemand von den patrouillierenden rumänischen Soldaten erwischt wurde, haben sie ihm unbarmherzig 25 Stockschläge auf seinen Hintern oder auf seine Fußsohle verabreicht; dadurch wurden mehrere Menschen für ihr ganzes Leben zu Krüppeln geschlagen.

Ich ging meistens ganz leise auf der Gasse, aber in meinem schläfrigen Dusel schlug ich mit den Schuhabsätzen, die mit einem kleinen Hufeisen beschlagen waren, dann und wann allzu laut auf dem Gehsteig auf. Und das erfüllte mich mit Schrecken: Vielleicht könnten es Soldaten auf der Lauer hören, mich erwischen – und was geschähe dann? Ich würde die 25 Stockschläge nicht aushalten können, denn ich würde schon beim zehnten Schlag draufgehen, weil ja die Soldaten so wild dreinschlugen. Einmal konnte ich sehen, wie sie auf die nackte Sohle eines Menschen 25 Stockschläge verabreichten, so daß er nachher davon nicht aufstehen konnte und auf dem Bauch weiterkroch. Wie er dann vor Schmerzen schrie, daran zu denken, läßt einem erschauern.

Es kam vor, daß die nächtlichen Patrouillen das Volk vor der Milchkalle auseinandertrieben; dann flüchtete jedermann, wohin er eben konnte. Ich kletterte zweimal über den Zaun der Milchkalle und versteckte mich zwischen den Weidegebüschern entlang des Palatin-Kanalufers. Und auch in solchen Lagen verließ mich der liebe Gott nicht, und Er beschützte mich. Er liebte mich, so wie ich war, mit allen meinen menschlichen Gebrechen, und auch ich liebte Ihn.

Schon in der Volksschule hatte ich beschlossen, daß ich mit eisernem Fleiß lernen werde. Irgendetwas zog mich zu den Wissenschaften hin, und dieses irgendetwas war der Herrgott selbst. Ich wollte Ihn kennenlernen, soweit es eben mit dem menschlichen Verstand möglich ist. Damals wußte ich noch nicht, daß man zur Erkenntnis Gottes nicht nur den Verstand, sondern vor allem auch den Glauben braucht. Ich hatte den Glauben, aber ich betrachtete ihn nicht als etwas Besonderes, sondern hielt ihn im Gegenteil für etwas sehr Natürliches.

Also machte ich mich mit eisernem Fleiß ans Lernen, und der Erfolg blieb nicht aus, obzwar mir keine besondere Behandlung zuteil geworden ist. Es war weder nach dem Geschmack meiner Mutter, noch war sie gesundheitlich dazu fähig, bei unserem Lehrer in meinem Interesse vorzusprechen, damit ich eine bessere Note bekäme, besonders nicht in der vierten Volksschulklasse, wo die Kinder vor einem Scheideweg standen; entweder besuchten sie die Volksschule weiter, oder sie traten in eine weiterführende Mittelschule über. Vor diese Entscheidung gestellt, sahen sich viele Eltern dazu veranlaßt, im Interesse ihrer Kinder mittels Bitten oder vielleicht auch durch materielle Opfer ein besseres Zeugnis zu verschaffen, damit ihr Sprößling um so größere Chancen habe, in die mittlere Schule aufgenommen zu werden. Bei uns daheim hat man nicht einmal daran gedacht, obwohl man mir noch zu Beginn des Jahres sagte: „Lerne Kind, denn du lernst für dich. So wie du lernst, so wirst du einen Nutzen davon haben. Wir können an deiner Stelle nicht lernen.“

Die Wahrheit dieser Worte habe ich eingesehen, und man brauchte mich deshalb zum Lernen nicht anzutreiben; es ging auch so schön vom Fleck. Ich wurde der Drittbeste unter den Schülern.

Die Buben sahen gespannt dem Tage der heiligen Apostel Petrus und Paulus entgegen. An diesem Tag wurden im ganzen Land die Zeugnisse verteilt. Nach der Zeugnisausteilung hörten wir auf dem Flur in Reih und Glied den Worten unseres ergrauten Lehrers zu, wie er sich von uns verabschiedete. Am Ende seiner Rede fragte er einen jeden, was er werden wolle, und wer das Gymnasium besuchen werde. Drei meldeten sich, und alle drei wollten Priester werden.

Neidisch blickte ich sie an, denn auch ich hätte gerne dasselbe werden wollen, und auch ich hätte gerne das Gymnasium besucht, aber davon durfte ich nicht einmal träumen. Meine Mutter hätte das dazu notwendige Geld nicht auftreiben können, obschon ich in meinem Herzen den Ruf des lieben Gottes deutlich verspürte zu Seinem heiligen Dienst. Das war am 29. Juni 1919.

Meine Mutter hatte mit mir den Plan, mich nach der sechsten Volksschulklasse die vier Klassen Bürger-(Mittel)-schule absolvieren zu lassen, um mich dann irgendwo als Handwerkslehrling zu verdingen. So war es die Absicht meiner Mutter, aber welchen Plan der liebe Gott mit mir hatte, das wußten wir nicht.

Ich wollte meiner Mutter nicht widersprechen und legte meine Zukunft vertrauensvoll in die Hand Gottes. Er wird schon alles so ordnen, wie es

am besten sein wird. Ich wußte ja, daß mein Schicksal dem lieben Gott in besonderer Weise am Herzen lag, und obschon Er mich durch harte Prüfungen auf das Leben vorbereitete, trug Er mich doch auf Seiner heiligen Hand. Ich gehörte leiblich noch zur Familie, aber seelisch lebte ich nicht mehr zu Hause: Ich ging bereits meine eigenen Wege. Die Erwachsenen müssen nicht alles wissen. Sie verderben viel und bemerken erst dann den Fehler, wenn er nicht mehr gutzumachen ist.

Aber es ist doch interessant: Ich traf meistens eher mit schlechten Menschen als mit guten zusammen; die menschlichen Schwächen wurden jedoch durch die göttliche Vorsehung immer ausgeglichen. Das hat einen für mich bis jetzt noch nicht geklärten Hintergrund, aber daß es seine Ursache hat, das ist sicher.

Auch jetzt, als ich meine drei Klassenkameraden um ihr Schicksal beneidete, erscholl in mir eine innere Stimme:

*„Keiner von denen wird Priester.“*

Und wirklich: Keiner von ihnen ist Priester geworden.

Noch in jenem Sommer schleppte sich eines Tages meine Mutter elend, sich auf ihren Stock stützend, in das Rathaus, zum Obernotar und bat ihn, ihre Kriegswitwen- und meine Kriegswaisenunterstützung zu erhöhen, denn wir bekamen sehr wenig, und davon konnten wir nicht einmal sehr karg leben. Der Geldwert verschlechterte sich von Tag zu Tag. Meine Mutter erhielt 40 000 und ich 20 000 Kronen Unterstützung. Wenn ich ein Schulheft mit 40 Seiten kaufen wollte, dann mußte ich zu meinen 20 000 Kronen noch weitere 20 000 hinzulegen, und erst dann bekam ich eines. Demnach betrug die monatliche Kriegsopferversorgung von uns beiden insgesamt anderthalb Schulhefte. Wie sollte man davon leben und einen Kranken behandeln lassen?

Als meine Mutter im Rathaus ankam, bot ihr der Obernotar (zu jener Zeit der oberste Verwaltungsbeamte in einer Stadt oder in einem Dorf in Ungarn) nicht einmal einen Stuhl an, sondern ließ sie stehen, obschon sie der Weg sehr ermüdet hatte wegen ihres kranken Fußes. Taumelnd erzählte sie, daß sie mit ihrem lahmen Fuß die Nähmaschine nicht mehr treiben könne, und daß sie für mich, einen minderjährigen Kriegswaisen, der erst das 10. Lebensjahr vollendet habe, auch sorgen müsse. Darum bat sie den Obernotar höflich, unsere Kriegsrentenunterstützung zu erhöhen. Auch Tränen stürzten ihr aus den Augen, denn unsere immer schwieriger werdende Lage erfüllte sie mit Trauer. Meine Mutter war nicht gewohnt, zu bitten und zu betteln, weil sie fleißig arbeitete, solange sie konnte. Sie



fürchtete sich nicht vor den Entbehrungen, sondern die Sorge um mich führte sie zum Obernotar, aber dieser wies sie kaltblütig ab. Er knurrte sie sogar an:

„Gehen Sie hacken, dann werden Sie besser leben können!“

Daraufhin bemächtigte sich meiner Mutter die Bitternis, sie hob ihren Stock in die Höhe, zeigte ihn dem Obernotar und sagte:

„Sehen denn Herr Obernotar nicht, daß ich auch jetzt auf meinem Stock gestützt hierher gekommen bin, weil ich nicht einmal mehr ordentlich gehen kann? Wie soll ich dann Hacken gehen können? Wie soll ich ohne Verdienst von dieser elenden und winzigen Unterstützung mit meinem Kind leben können?“

Jetzt erhob der Obernotar seinen stolzen Kopf, denn während des Schreibens hatte er meine Mutter nicht einmal eines Blickes gewürdigt, und sagte zu ihr in barschem Ton: „Gehen Sie samt ihrem Fratz weiden, dann werden Sie besser leben können!“

Danach warf er meine Mutter aus dem Saal und schlug hinter ihr die Tür zu.

Niedergeschlagen und traurig kam meine Mutter vom Rathaus zurück. Zu Hause erzählte sie weinend, wie grob und unwirsch der Obernotar mit ihr umgegangen ist. Nach der Erzählung meiner Mutter durchzog ein schmerzhaftes Gefühl die tiefste Stelle meiner Seele, denn bislang hätte ich nicht einmal daran zu denken gewagt, daß menschliche Grausamkeit imstande ist, einer in einer ehrsamem Arbeit arbeitsunfähig gewordenen Frau, Kriegswitwe und ihrer Kriegswaise als Lebensunterhaltsquelle ein gemeinsames Los mit den Rindern zu empfehlen.

Darum wäre ein Ehemann und Vater im Krieg gestorben?

Wer so unbarmherzig ist wie dieser Obernotar, der hat aufgehört, ein Mensch zu sein, und eine solche Person dürfte unter den führenden Leuten keinen Platz einnehmen, denn solche grausamen Menschen vermehren noch in gottloser Weise das Elend und richten den gesellschaftlichen Frieden und die gesellschaftliche Ordnung zugrunde.

Zur selben Zeit mußten wir auch die Wahrnehmung machen, daß der jüngere Bruder meiner Mutter, mit Namen Stefan, der bis jetzt ein fleißiger und erstrangiger Handwerker war, seine Arbeit zu vernachlässigen begann, aber um so mehr der Gastwirtschaft an unserer Straßenecke Besuche abstattete. Hier zechten Maurer, die so dachten wie er, in seiner Gesellschaft halbe Nächte durch, wobei sie viel Blödsinn zusammenredeten, wie es ihnen eben der Alkohol oder ihre Stimmung diktierte.

Seine Frau, meine Tante, hatte ihn immer wieder gebeten, sich in keine Freundschaft mit den Säufern einzulassen, denn diese seien schlimmer als die Tiere. Die Tiere nämlich kennen beim Saufen Maß und wissen, wenn sie genug haben, dann saufen sie eben nicht mehr weiter. Die Säuffer dagegen kennen kein Maß und saufen solange, bis das Getränk aus ihnen herausbricht. Was für einen Sinn und was für einen Nutzen hat ein solches Trinken? Gar keinen! Um so mehr muß es schaden.

Meine Tante wußte es, aber mein Onkel nicht, daß die Trunkenheit ein solches Abwärtsgleiten darstellt, wo es kein Stehenbleiben gibt oder nur sehr selten. Außerdem ist die Trunkenheit ein schlechter Ratgeber und geht mit dem Geld in räuberischer Weise um. Sie verdirbt nicht nur das Familienleben, sondern hat auch schon sehr viele Familien zugrunde gerichtet.

Trotz der vielen Bitten blieb der Onkel blind und betrat den Weg, der sein trauriges Ende schon im voraus andeutete, aber infolge seiner Verbindungen und durch seine Geschicklichkeit konnte er sich vorläufig auf diesem schlüpfrigen Pfad noch im Gleichgewicht halten.

### Der Tod schreitet durch die Straße

Der hl. Augustinus sagt: „Der Lerneifer des Schülers wird mit viel mehr Nutzen durch sein Interesse angespornt als durch irgendwelche drohende Gewaltanwendung“ (Dr. Josef Vaas — „Wasch“ —: Die Bekenntnisse des hl. Augustinus, ung. Bd. I, S. 31, Abs. 2).

Und das ist wahr, denn ich habe es an mir selbst erfahren. Die Sommerferien vergingen langsam, und ich konnte kaum mehr erwarten, bis der Herbst da war, und wir wiederum in die Schule gehen konnten. In die 5. Volksschulklasse ließ mich noch meine Mutter einschreiben. Der deutsche Kantor war unser Lehrer. Er war ein wirklicher Erzieher, von dem man nur Schönes und Gutes sagen kann. Er war nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein Vater der Kinder, der alle ihre Gedanken erriet, und der half, wo er nur konnte. Die Aufgaben pflegte er so gut zu erklären, daß sie auch der dümmste Schüler begriff und lernte.

Nach der Einschreibung hat meine Mutter den Lehrer, mich ordentlich zu versohlen, wenn ich in der Schule etwas anstellen sollte. O weh! Gäbe es doch diese Prügel nicht auf der Welt! Wen würden wohl die Erwachsenen schlagen, wenn es keine Kinder auf der Welt gäbe? Unser neuer Lehrer hat mich zwei Jahre lang unterrichtet, aber mir nicht einmal eine Ohrfeige verabreicht. Doch: Einmal schalt er mich und sagte zu mir: „Du Eselchen!“ Das war noch zu Beginn des Schuljahres.

Allerdings wissen wir, daß aus einem kleinen Esel der alte Esel wird. Aber ein solcher wollte ich nicht werden, und darum verlegte ich mich unbarmherzig auf das Lernen, und ich wurde der beste Schüler. Es hat zwar auch einen Nebenbuhler gegeben, aber diesen habe ich besiegt. Trotz alledem wurde ich nicht hochmütig; im Gegenteil: Ich suchte stets die Freundschaft jener Schüler, die minderbegabt waren.

An einem schönen Herbsttag ging ich mit meiner Großmutter in einen Laden, der in der Mitte der Stadt lag. Am linken Ufer des Palatin-Kanals kamen wir eben vor dem Haus meiner Taufpatin an, als ich zwischen den Bäumen bemerkte, daß eine weitschichtige Verwandte vor uns ging. Ich wollte mit ihr einen Spaß treiben, und darum schlich ich ihr auf den Zehenspitzen nach; ich versuchte, mit meiner Hand eben ihre Schulter zu berüh-

ren, als sie plötzlich rückwärts fiel und am Boden liegenblieb. Zweimal schrie sie „Josef!“ — So hieß ihr Sohn, der in russischer Gefangenschaft war. — Danach starb sie. Ich lief an die Ecke, um einen Polizisten zu holen. Hernach trugen wir sie gemeinsam unter das verschlossene Tor meiner Taufpatin.

Dort betrachtete ich die Frau, wobei in mir tiefgründige Gedanken auftauchten.

Wenige denken daran, daß Leben und Tod wirkliche Geschwister sind. Diese beiden schreiten stets gemeinsam einher, genauso wie Licht und Schatten. Beide folgen dem Menschen nach. Wohin auch immer der Mensch sich begeben mag, sie sind überall anwesend. Aber das eine liebt man, den anderen fürchtet man. Von dem einen erhofft man sich alles, aber mit dem anderen rechnet man nicht, obschon Leben und Tod einander sehr verstehen. Was nämlich das Leben lange Jahre hindurch aufgebaut hat, das übergibt es beim letzten Herzschlag dem Tod, damit er die Seele freimache.

Hinter einem jeden lächelnden Augenpaar lauert der Tod, und am Ende lacht er. Hinter einer jeden geküßten Lippe verbirgt sich das Gift des Todes, und den letzten Schnalzer wird er geben. Hinter einer jeden schwätzenden Zunge schweigt der Tod, und am Ende bringt er sie zum Schweigen. Hinter aller Schönheit grinst der Tod, und am Ende des Lebens wird er sie verblassen. In einem jeden schönen Körper steckt bereits der Tod, und am Ende wird er ihn entstellen. Am Geld der Reichen sitzt der Tod, und er wird ihnen den letzten Pfennig aus der Tasche ziehen. Auf dem rasenden Auto sitzt ruhig der Tod, denn ihm kann niemand entfliehen. Auf dem Flugzeug, das die Luft durchspaltet, macht sich der Tod gleichgültig breit, denn alles eilt ihm entgegen. In den Meerestiefen und in den Bergwerken liegt im Hinterhalt der Tod; das ist schon sein Reich, denn dort unten scheint keine Sonne. Er will nicht den Bettelsack, sondern nur dessen Herrn haben. Oft ist auch dieser ein fetter Brocken.

Der Tod ist die Tür zwischen dem irdischen und dem ewigen Leben. Durch ihn können wir von den Schönheiten des irdischen Lebens zu den Schönheiten des ewigen Lebens hinüberschreiten. Aber genauso können wir durch ihn nach diesem irdischen Leben in unsere ewige Verdammnis gelangen.

Wer ewig glücklich werden möchte, der soll es mit dem Tod guthalten!

Gott sei Dank! In bezug auf meine Gesundheit hatte ich nichts zu klagen, aber wegen des eingetretenen herbstlichen Reifwetters froren meine Füße doch. Bisher ging ich barfuß in die Schule, denn mein einziges Paar Schuhe zog ich nur an Sonn- und Feiertagen an. Aber jetzt hätte ich Schuhe anziehen müssen, wenn ich welche gehabt hätte. Ich hatte zufällig an dem Tag

gefehlt, wo unser Lehrer verkündete, daß arme und Kriegswaisenschüler unentgeltlich Schuhe mit einer Holzsohle bekommen könnten. Niemand meldete sich, und so vergaß man auch mich. Ich bekam keine Schuhe mit Holzsohle und mußte weiter frieren.

Zu dieser Zeit ging es uns sehr schlecht. Meine Mutter klammerte sich an das, was wir noch hatten, denn sie rechnete damit, daß noch immer schlimmere und schwierigere Tage kommen könnten. Ich schäme mich meiner Armut nicht, denn die Armut ist die größte Amme der Heiligkeit im Leben, was auch durch den Umstand bewiesen wird, daß Gott es zuläßt, daß so viele ehrliche, rechtschaffene und gute Menschen in Armut leben. Die edelste Pflanze selbst, nämlich die Rebe, bringt im kärgsten Boden den besten und stärksten Wein hervor, wenn man von ihr die überflüssigen und welken Triebe entfernt.

Bei uns in der Volksschule hat man die Religion fast ohne Erfolg unterrichtet, obschon wir wöchentlich vier Religionsstunden hatten. Davon wurden je zwei vom Kaplan und vom Lehrer gehalten.

Die Stunden der Kapläne waren Stunden der Zerstreuung. Wir hörten viele Märchen, aber die moralische Lehre wurde nicht daraus gezogen. Der Stoff wurde zwar aufgegeben, aber die Kinder lernten ihn nicht; denn er wurde meistens so trocken erklärt, daß sie nicht einmal mehr hinhorchten oder, wenn sie schon hinhorchten, ihn nicht verstanden und somit als unverständlich und langweilig außer acht ließen.

Es hat zwar einige unter uns gegeben, die sich ihren Kopf zerbrachen, den ganzen Stoff lernten, aber ihre Belohnung bestand darin, daß sie dieselbe Note bekamen wie diejenigen, die nichts lernten. Die Faulen, die eine gute Note erhielten, lachten sich ins Fäustchen, und im Volk verdichtete sich sozusagen die sprichwörtliche Auffassung, daß man in Religion keine schlechte Note bekommen könne. Und das war die Hauptursache, weshalb die Kinder den Religionsstoff nicht lernten. Ich lernte immer. Mich hatten nicht die Noten, sondern das Wissen interessiert.

Die Religionsstunden der Lehrer waren noch erbärmlicher. Es war ihre Aufgabe, den von den Kaplänen aufgegebenen Stoff den Kindern einzutrichtern. Aber das war langweilig. Ein- oder zweimal haben sie den Stoff von den Kindern aufsagen lassen, und am Ende hatten sie es satt. Sie bestellten einen Aufpasser, und dieser büffelte mit den übrigen Kindern die Lektion. Die Lehrer gingen währenddessen in ihre Wohnung und kamen erst am Schluß dieser memorierenden Stunden zurück. Die Kinder hatten inzwischen ihre Kehle heiser geschrien, aber ohne Erfolg.

Die so heranwachsende Jugend war vom religiösen und nationalen Standpunkt aus die Hoffnung der Zukunft. Aber eine gewissenlos erzogene Jugend wird im Erwachsenenalter ganz gottlos. Was für eine Frucht sollten solche Setzlinge bringen, wenn sie einmal zu kraftvollen Bäumen emporgewachsen sind? Die Revolution hatte es bereits gezeigt, aber sie werden noch ein größeres Übel auf diese Welt bringen, wenn sie selbst die Steueräder in die Hand nehmen werden.

Den Pfarrer unserer Stadt sah ich nur einmal in unserer Schule, obwohl ich schon die fünfte Volksschulklasse besuchte. Damals wurde er versetzt, und er verabschiedete sich von unserem Lehrer und von uns. Das war alles.

Alljährlich kam der Schulinspektor des Dekanates zu uns, aber sein Besuch war mehr eine Amtshandlung nach außen als eine ernsthafte Kontrolle des Lehrstoffes.

Bislang war ich nur einmal auf der Pfarrei gewesen, und ich betrat sie nur zitternd, denn wir haben unsere Seelsorger nicht nur geehrt, sondern auch Angst vor ihnen gehabt; aus diesem Grunde wichen wir ihnen aus. Wenn sie uns auf der Straße zufällig angesprochen haben, so war das eine Neuigkeit, und Tage hindurch sprachen wir nur davon: „Der hochwürdige Herr . . . hat mir gesagt . . .“

Es war ein großes Verhängnis, daß wir zwar Seelsorger hatten, diese aber ihre Schafe nicht kannten. So konnte der räuberische Wolf unter den Schafherden um so mehr Verwüstungen anstellen.

Unsere Stadt hatte die Eigenschaft, daß sie sich schroff dem verschloß, der es nicht verstand, die Herzen der Gläubigen zu erobern. Wenn aber das Volk sein Herz vor den Quellen der Religiosität verschließt, dann werden Irrtum, Aberglaube und Okkultismus als Ersatz auftreten. Darauf weist schön und treffend folgender Vers des deutschen Dichters Emanuel Geibel hin:

„Glaube, dem die Tür versagt,  
Steigt als Aberglaub' durchs Fenster;  
Wenn die Götter ihr verjagt,  
Nahen die Gespenster.“

Ich habe nie an Gespenster geglaubt; das alles ist nur ein Märchen. Aber ich glaubte stets an den lieben Gott und weiß, daß aus dem Herzen, wo Er regiert, nur die ungetrübte Wonne der reinen Freude und des Seelenfriedens strömen kann. Und diese Freude geht auch auf andere über. Die Freude ist die überschwengliche Glückseligkeit der Seele und des Herzens.

die sich auch nach außen unwillkürlich zeigt, wie ja auch die Blume ihren Duft nicht in sich verschließen kann.

So geschah es auch uns. Obschon sich wegen der grimmigen Kälte und des herbstlichen Reifwetters unsere nackten Füße röteten, wurde in der Schule nicht geheizt. Wenn wir an der Tafel antworten mußten, dann stellten wir uns bald auf den einen, bald auf den anderen Fuß, genauso wie die Gänse auf dem Eis und drückten das eine Bein ans andere, um es zu erwärmen. Aber nicht immer mußten wir antworten, und nicht immer standen wir vor der Tafel, denn dann und wann starb jemand vom Volk, und bei solcher Gelegenheit kamen dann die Angehörigen, um bei unserem Lehrer, der gleichzeitig auch der deutsche Kantor in der Josefsstadt war, ein Abschiedslied zu bestellen. Bei solchen Fällen ging unser Lehrer meist hinaus in seine Wohnung und stellte mich als Aufpasser auf.

Dann herrschte „Ordnung und Disziplin“; die ganze Schule hallte wider, aber nicht vom Lärm, sondern von feurigem Gesang. Ich war zwar kein Kantor, konnte nicht einmal musizieren, aber doch Musik machen. Vor den Bänken stand ein Harmonium und darauf klimperte ich. Wie die Töne klangen, weiß ich nicht; wichtig war nur, daß Töne herauskamen, und das gefiel den Buben. Dann stimmten sie sofort die feurigsten Lieder an. Durch den Gesang wurden alle kindischen Spitzbübereien unterdrückt, und es kam keine Unordnung auf. Gleichzeitig aber wurde dadurch die Stimmung der Buben elektrisiert, und nach einer solchen „von uns selbst gehaltenen Singstunde“ ging dann das Lernen munter weiter. Bei solcher Gelegenheit rieb sich unser guter Lehrer vergnügt die Hände, und man konnte es von seinen Augen ablesen, daß wir uns gegenseitig glücklich fühlten.

Unsere Glückseligkeit hatte aber auch ihre Schattenseite, und das war die rumänische Besatzung, die mit viel Grausamkeit und Angst verbunden war. Doch während der Geist der Rache unsere Stadtbewohner in Angst und Bangen hielt, begannen in meinem Herzen bereits Hoffungsstrahlen aufzuleuchten, denn eine interessante Sache hatte ich im voraus gesehen: die Bildung der Gegenrevolution.

Ich sah, wie der Franziskaner Guardian in Szegedin, auf dem Széchenyi („setschenji“)-Platz, durch seine feurigen Reden in den niedergeschlagenen ungarischen Herzen die Sehnsucht nach der Freiheit entfachen wird. Diese nach Freiheit entflammte Sehnsucht läßt dann den Entschluß heranreifen, daß man das von den Rumänen besetzte Ungarn befreien müsse.

Zugleich habe ich aber auch gesehen, wie einzelne Priesterhasser und Mörder nach dem Leben des Franziskaners Guardian trachten wollten, aber ihre Pläne wurden durch die göttliche Vorsehung durchkreuzt.

Ich habe auch im voraus beobachten können, wie im Refektorium des Franziskaner-Klosters auf dem König-Matthias-Platz die Szegediner Gegenregierung entstehen wird. Zum Führer der Gegenrevolution wird man den Admiral Nikolaus von Horthy machen. Diesen Menschen hatte ich noch nicht gesehen, aber durch die Schauung habe ich ihn kennengelernt.

Die Bildung der gegenrevolutionären Regierung war übrigens interessant. Niemand ahnte, was im Refektorium des Franziskaner-Klosters geschah. Man sah zwar, daß Leute ein- und ausgingen, aber man glaubte, sie würden nur zu den Mönchen speisen gehen. Währenddessen waren die Eingangstüren von geheimen Polizisten besetzt, damit der Gegner die entstehende Regierung nicht überraschen konnte.

Wie sehr dieses mein Voraussehen wahr war, bezeugt die Geschichte der ungarischen Nation.

Während der rumänischen Besatzung wurden die Habseligkeiten, die von den ungarischen Soldaten in ihren Kasernen zurückgelassen worden waren, zur allgemeinen Beute erklärt. Jedermann schleppte davon fort, was ihm gefiel. Niemand stellte ihn deswegen zur Verantwortung, obschon die rumänischen Soldaten es gesehen haben.

Wir Schulkinder brauchten sauberes Papier, worauf man schreiben und zeichnen konnte. Ein Freund hatte schnell entdeckt, wo das Magazin war, und dort gab es genug Papier. Wir haben uns damit reichlich eingedeckt und marschierten mit unserer Beute nach Hause los.

Wie wir so auf einem langen Flur entlanggingen, sahen wir eine offenstehende Tür. Wir gingen hinein, denn wir waren neugierig, was das für ein Zimmer ist, das eine eiserne Tür, aber keine Fenster hatte. Es war eine Munitionskammer.

Während wir hier herumgafften, schlug die Tür von außen zu, und jemand drehte im Schloß den Schlüssel um. Wir waren eingeschlossen. Das war zunächst spannend, aber die Finsternis behagte uns nicht, und weil wir schon ungefähr gute drei Stunden darin verbrachten, wurden wir langsam ängstlich und fingen an, aus Furcht zu schreien und zu weinen, daß die Wände fast wackelten. Aber unser Weinen war eher affektiert, denn darin war mehr eine theatralische Geste zu spüren als wirkliches Gefühl. Es war mehr eine Art Zeichen, adressiert an ein gutes Herz, mit dem Versuch, es herbeizulocken, damit es uns die Tür öffne.

Und es kam auch jemand, denn von außen hörten wir ein Rasseln um das Schloß.

Zum Glück war der Anführer der Kinderbande bei uns. Dieser Junge war nicht nur stark, sondern auch schlau und zugleich erfinderisch. Als wir das

Rasseln hörten, flüsterte er uns zu: „Wenn sich die Tür auftut, plötzlich hinauspringen und laufen, was die Füße hergeben!“ – Er hatte sich erboten, als erster hinauszuspringen.

Unsere Beute stießen wir in die Ecke; unsere Lust dazu war verfliegen.

Kaum hatten wir unser Papier weggeworfen, ging auch schon die Tür auf, und wir konnten gerade noch bemerken, wie sich jemand vorsichtig beiseite schob, und daß irgendetwas in seiner Hand kaum hörbar knisterte. Das war ein deutlicher Hinweis dafür, auf der Hut zu sein.

Im nächsten Augenblick war der Anführer der Kinderbande mit einem Satz wie ein Hase schon draußen vor der Tür und flitzte, soweit sein Blick reichte; aber zur selben Zeit hörten wir auch, wie wenn etwas schneidig durch die Luft fahren und dann ein kräftiger Sturz auf den Boden folgen würde.

Ein rumänischer Soldat lag da auf dem Bauch hingestreckt. Er hatte sich hinter der Tür versteckt gehabt und in seiner Hand einen Hosengürtel festgehalten. Damit wollte er uns nacheinander eins auf den Rücken geben, aber er rechnete nicht damit, daß der Bandenführer wie ein Wilder durch die Tür springen würde. Als er auf ihn mit dem Riemen zuschlagen wollte, traf er den Buben nicht, rutschte aus und fiel zu Boden.

Länger hatten auch wir nicht gebraucht, sprangen einzeln zur Tür hinaus und wetzten davon, daß nur so die Fetzen flogen. Bis der Soldat sich wieder erhoben hatte, fand er nur mehr unsere Fußspuren und sandte dann rumänisch seinen Segen nach, aber das hat uns weder genützt noch geschadet.

Man weiß, wo Gefahr ist, wächst auch der Mut. Obwohl wir noch Kinder waren, haben wir trotz alledem nicht so leicht unseren Kopf verloren. Wir sehnten unsere weggeworfene Papierbeute zurück, aber wir wußten auch, wenn wir ungarischen Kinder zurückgingen, um es zu holen, würde es uns schlecht ergehen. Darum ersuchten wir einen von unseren rumänischen Freunden und gingen, von ihm angeführt, in die Kaserne zurück, machten dort ein unschuldiges Gesicht und grüßten den wachhabenden rumänischen Soldaten in hohem Ton und im Chor mit einem „Guten Tag“. Dann verlangte unser Freund rumänisch ein bißchen sauberes Papier, worauf wir schreiben und zeichnen könnten.

Der gutherzige Soldat erlaubte, dort zu suchen, wo wir es fänden. Natürlich brauchten wir nicht lange zu suchen, denn wir wußten ja, wohin wir vor kaum einer halben Stunde unsere Beute geworfen hatten. Wir sammelten sie auf und stöberten auch sonst noch ein „bißchen“ anderswo herum. Zum Schluß hatten wir soviel Papier beisammen, daß es auch für einen

Esel genug gewesen wäre, es wegzuschleppen. Wenn es auch schwer war, wir trugen es dennoch glücklich davon, und als wir durchs Kasernentor gingen, sagte der wachhabende rumänische Soldat etwas, aber das interessierte uns nicht mehr.

Ein Schulkind pflegt nicht nur zu schreiben und zu zeichnen, sondern auch zu turnen. Besonders das Kugelstoßen erfordert ein hartes Training und stärkt die Muskeln am meisten. Da unsere Armmuskeln ziemlich schlaff waren, beschlossen wir, Kugelstoßen zu trainieren. Dazu hätten wir aber eine Eisenkugel gebraucht, die wir freilich nicht hatten. Da bemerkte einer: „Vielleicht gibt es eine in der Kaserne am Kossuth („koschut“)-Platz.“ Also auf in die Erzherzog-Josef-Kaserne und suchen wir dort eine Kugel! Das Sportfieber hatte uns gepackt.

Während des Suchens fand einer der Buben hinter dem offenen Haupttor eine scharfe Handgranate. Wir wußten aber nicht, was das ist. Nachdem wir keine Eisenkugel fanden, dachten wir uns, als Ersatz dafür wird auch dieses Eisenstück gut sein, auch wenn es eine Form hatte wie ein Ei. Wir hatten auch keine Kreide, um Striche zu ziehen; aber ein ungelöschtes Stück Kalk hat auch dieses Problem gelöst. Nachdem der Standpunkt bezeichnet war, stritten wir uns darum, wer den ersten Kugelstoß ausführen darf. Auf unseren Lärm hin wurde ein Mann aufmerksam, der dort seines Weges ging und sich unser Treiben anschaute. Der Bandenführer hatte den ersten Wurf machen wollen und schickte sich bereits an, die Handgranate auf den Betonsteig des Hauptportals zu schleudern, als uns der Mann anschrif und uns das Mörderzeug, das wir zu einer Kugel fürs Kugelstoßen avanciert hatten, abnahm. Dann erklärte er uns, was geschehen wäre, wenn wir an der Handgranate noch weiter herumgestochert hätten; sie hätte uns alle getötet, wenn sie explodiert wäre.

Nach dieser Aufklärung war unser Sportfieber weg, und wir zogen mit langer Nase vom Portal der Kaserne ab. Auch hier mußten wir wieder erfahren, daß der unüberlegte Schüler für seine Unwissenheit ein schweres Lehrgeld zu zahlen hat.

Das Gehirn des Kindes ruht keine Minute. Immer zerbricht es seinen Kopf an irgendetwas. Wir Kinder in unserer Straße haben immer etwas erfunden, was die Kinder erregte, aber die Erwachsenen ärgerte.

Eines Tages fiel uns ein, daß es schön wäre, es „knallen“ zu lassen. Zu diesem Zwecke gingen wir wieder in die Kaserne. Dort hatten wir etwa tausend Stück scharfe Gewehrmunition zusammengetragen. Die Kugeln selbst nahmen wir aus einer jeden Patrone heraus und warfen sie weg. Das Schießpulver sammelten wir in einer Schachtel, die Patronen aber steckten

wir in die Risse des Palatin-Kanal-Holzgitters. Die Kapseln ließen wir mittels eines Hammers und eines Ladestockes nacheinander „knallen“, was so herrlich war. Aber nur für uns.

Dieses Knallen haben wir oft getan, und darum waren die Frauen wütend auf uns.

Nachdem wir bereits viel Schießpulver gesammelt hatten, wollten wir es auch verwenden.

Da zerbrachen wir uns den Kopf, wie wir uns eine Kanone fabrizieren könnten. Für uns Buben war das äußerst interessant und aufregend. Wir verschafften uns ein Meter langes und fünf cm dickes Eisenrohr. Das eine Ende klopften wir mit einem Holzstück fest zu, und eine Handspanne davon feilten wir an der Seite des Rohrs ein Loch hinein. In die Öffnung steckten wir einen geölten Bindfaden. Danach füllten wir das ganze Rohr bis oben an mit Schießpulver, gemischt mit Dynamit, und verstopften auch dieses Ende fest mit Stoff- und Papierfetzen. Schließlich banden wir das Rohr mit einer starken Eisenkette an den großen und mächtigen Weidenbaum bei den „Zwei Stauden“.

Nachdem wir mit all unseren Vorbereitungen fertig waren, zogen wir den geölten Bindfaden zwischen dem Buschwerk schön gerade. Er mochte etwa 30 Meter lang gewesen sein. Am Ende des Bindfadens legten wir uns auf den Bauch, und der Bandenführer zündete ihn mit einem Streichholz an. Die Schnur begann zu brennen, und die Flamme fraß sich langsam zum Eisenrohr, das zu einer Kanone erklärt worden war, vor. Gespannt warteten wir darauf, wie die Kanone losgehen würde. Der Bindfaden brannte bedächtig, und es dauerte lange, bis die Flamme zur Öffnung unserer „Kanone“ gelangte. Wir standen eben auf und wollten zum großen Weidenbaum hingehen, um zu sehen, ob der Bindfaden nicht verbrannt ist, damit wir nicht umsonst warteten. Aber in demselben Augenblick erschütterte eine große Explosion die Luft, der mächtige Weidenbaum erhob sich und stürzte, mit seinem Laubwerk nach unten, ins Wasser.

Das Eisenrohr verschwand für immer.

Auf die große Detonation hin liefen die Menschen zusammen und waren wie vom Schlag getroffen, als sie sahen, daß der alte Weidenbaum samt seinen Wurzeln aus dem Boden gerissen und auf dem Wasser lag. Davon hatten sie freilich keine Ahnung, daß die uralte Weide das Opfer eines Spieles von Kindern wurde. Als wir eine so große und sich wundernde Menschenmenge zusammengedrängt sahen, sind wir selbstverständlich hurtig verschwunden. Hernach hörten wir mit der unschuldigsten Miene zu, wie die Erwachsenen sich darüber beklagten, daß unbekannte Täter eine Explosion bei den „Zwei Stauden“ verübt hätten.

Solch große Detonationen waren zu jener Zeit häufig, denn selbst die Erwachsenen brachten oft nur zu ihrer Zerstreuung oder zur Einschüchterung des Volkes Handgranaten am Ufer des Palatin-Kanals zur Explosion.

Aus dem Untergang unserer uralten Weide kann man sehen, daß ein unüberlegtes Kind mit einem Zug das zugrunde richten kann, was die Natur im Laufe einer langen Zeit sorgfältig aufgebaut hat.

In der dichterischen Sprache heißt es, daß die Menschen es lieben, im Glück zu schwimmen. Wir Kinder schwammen lieber im Wasser, und auch das ist ein Glück. An diesem Glück hatte der Bandenführer mit seinem schlängelhaften Verstand ein bißchen gerüttelt. Eines Abends ließ er uns sagen, wir sollten ihn am nächsten Morgen in der Frühe bei den „Zwei Stauden“ erwarten. Rechtzeitig waren alle gekommen, sahen aber nur soviel, daß er mit einer Stange, womit man die Nüsse herunterschlägt, am Ufer des Palatin-Kanals verschwand.

Nachdem der Kinderführer weggegangen war, setzten wir uns am Ufer nieder und diskutierten. Dieser Diskurs war einem Spatzenzwitschern ähnlich: Jedermann schwätzte, aber keiner achtete auf den anderen. Nicht allzulange dauerte diese Synode, denn alsbald tauchte vor unseren Augen eine großartige Sehenswürdigkeit auf, so daß wir vor Überraschung plötzlich auch unseren Mund zu schließen vergaßen.

Der Bandenführer rückte in der Mitte des Palatin-Kanals mit einem Floß an und stieß es mit der langen Nußschläger-Stange vorwärts. Im Nu war er am Ufer. Er setzte sich unter uns und begann zu sprechen.

Er erzählte, daß das Floß am Uferteil hinter dem Rathaus an einem Pflock mit einer Kette festgemacht war. Die Feuerwehrleute pflegten darauf zu üben. Die Kette habe er durchgefeilt und das Floß hierhergebracht. Die Feuerwehrleute sollten jetzt auf dem trockenen üben, wir aber auf dem Wasser. Das war alles.

Die Gesellschaft fing sofort an, sich auszuziehen, aber der Bandenführer hieß alle wieder die Kleider anlegen. Völlig bekleidet begaben wir uns auf das Floß.

Dann steuerten wir es in die Mitte des tiefen Wassers und fingen dort an, zu hüpfen und zu schreien wie die Wilden beim Schwertertanz. Das fanden wir riesig ergötzlich für uns. Immer mehr und mehr Leute schauten uns vom Ufer zu und wünschten uns, daß wir samt unserem Floß im Wasser versinken sollten. Aber genauso wie gute Wünsche niemals schaden, verlieren auch die schlechten ihre Wirkung stets.

Im Sprichwort heißt es: „Solange hüpft die Ziege auf dem Eis, bis sie einbricht.“ Auch wir Buben sprangen solange auf dem Floß herum, bis es umstürzte. Jetzt waren wir auf einmal still und schwammen wie Zeiselmäuse, die man aus ihren Löchern heräusgeschwemmt hat, nach dem Floß.

Nach unserem Mißgeschick entstand am Ufer zunächst ein lautes Lachen, dann ein ohrenbetäubender Lärm. Daraufhin kamen auch die Frauen aus den Häusern, und die eine hatte einen Besen, die andere einen Holzlöffel und die dritte wiederum einen Schürhaken in der Hand, womit sie in der Luft herumschwebten und uns Kindern drohten, sie würden unsere Knochen zu Kleinholz machen, wenn wir nicht sofort aus dem Wasser kämen.

Nun schwammen wir ans Ufer, aber auf die andere Seite, damit wir von den Müttern nicht verprügelt werden konnten. Wir dachten uns dabei: Bis die Mütter nach Hause kämen, sei auch ihr Groll und Zorn vergangen.

Aber die Floßfahrten hätten wir, weiß Gott wie lange, noch fortgesetzt, wenn ein Schreinermeister eines Nachts dem Floß kein rasches Ende bereitet hätte. Er zerlegte es und verarbeitete das Holz zu Möbeln.

So wie eine jede Schreckensherrschaft ein Ende nimmt, so fanden auch unsere Einfälle nach der Explosion eines Feuerwerks ihr Ende.

Nachdem wir nicht unser ganzes Schießpulver in die „Kanone“ stecken konnten, wollten wir auch noch den Rest verbrauchen. Aus diesem Grunde veranstalteten wir allabendlich ein Feuerwerk, das darin bestand, daß wir in der Mitte der Zementbrücke über dem Palatin-Kanal, wo dieser unsere Straße durchquerte, einen Haufen voll Schießpulver hingossen und es anzündeten. Da das Schießpulver nicht zusammengepreßt war, explodierte es nicht, sondern brannte bloß lichterloh. Die Stichflamme loderte einige Meter in die Höhe und verbreitete in der abendlichen Dunkelheit einen gruseligen Schein. Bald wurden jedoch die Leute auf uns zornig, denn sie fürchteten, daß durch unser Treiben vielleicht doch ein Haus Feuer fangen könnte.

In das Schießpulver des letzten Feuerwerks mischte unser Bandenführer-Lausbub auch Ekrasit. Er hatte allerdings soviel Verstand, daß er nach dem Anzünden des Schießpulvers weglief. Auch wir liefen fort. Nur ein kleiner rumänischer Bub ging hin; vergeblich trieben wir ihn weg, er hörte nicht aufs Wort und ging wieder hin. Er zahlte aber drauf, denn das Ekrasit im brennenden Schießpulver explodierte, und der in der Nähe stehende Bub wurde so schwarz, wie wenn er in Ruß getaucht worden wäre.

Daraufhin entstand ein großer Aufruhr, obzwar dem kleinen rumänischen Buben außer einer leichten Versengung nichts passiert war; man erhob ge-

gen den Bandenführer dennoch Klage bei den rumänischen Behörden. Also suchte man den Anführer der Kinderschar, aber dieser hielt sich Tage hindurch nicht zu Hause auf, und so konnten sie ihn nicht ergreifen. Die Verfolgung hatte aber immerhin zur Folge, daß wir von allen derartigen Abenteuern ließen, und man verbot uns strengstens, mit dem Bandenführer weiter Freundschaft zu halten.

Die schlechte Freundschaft gleicht dem Queckengras, das die Felder immer mehr überspinnt, ihnen den Nährstoff entzieht und schließlich die Pflanzen ganz zugrunde richtet.

In jener aus den Fugen geratenen Welt waren nicht die Kinder schlecht, sondern jene Erwachsenen, die den Krieg und die Revolution verursachten. Dadurch wurde jedwede Möglichkeit genommen, daß die in dieser Zeit aufwachsenden Kinder sich ruhig entwickeln konnten. Uns fehlte jenes gesellschaftliche Milieu, das uns all das gegeben hätte, was Kinder im Entwicklungsalter brauchen. Wir lebten, weil wir eben existieren mußten, aber wir mußten viel entbehren. Wir hofften, aber fast ohne Aussicht auf Erfolg. Wir sahen die großen Gegensätze unter den Menschen und bekamen die himmelschreienden Ungerechtigkeiten zu spüren.

Wenn wir das aus den Fugen geratene gesellschaftliche System mit profanen Augen betrachten, dann überkommt die Menschen ein Gefühl des Ekels ihm gegenüber; aber zugleich müssen wir auch das Walten der göttlichen Vorsehung sehen, die vielleicht gerade durch einen solchen Zustand einzelne auf ihre kommende Tätigkeit vorbereiten will.

Die Erfahrung lehrt, daß man uns überall schätzen wird, wenn wir über andere nirgends etwas Schlechtes sagen.

Diese Wahrheit wollte einigen Frauen aus der Nachbarschaft nicht einleuchten, und sie kamen fast jeden Tag zu meiner Großmutter, um zu tratschen. Vergeblich machte ich Anspielungen, daß ich viel zu lernen hätte; sie begriffen es nicht und redeten weiter wie eine Sprechmaschine. Daraufhin dachte ich mir: Wartet nur, ich werde euch geben und es euch abgewöhnen, ständig hierherzukommen, um zu tratschen.

Beim nächsten Klatsch kniete ich auf den Stuhl, stützte meine Ellenbogen auf den Tisch, drückte meine Ohren zu und fing an, laut zu lernen. Ich sprach so laut vor mich hin, daß sie durch meinen Lärm ihr eigenes Wort nicht mehr verstanden, worauf sie verärgert wieder nach Hause gingen. Das habe ich ihnen einigemal vorgeführt, und schließlich ließen sie sich nicht mehr sehen. Ihre Sehnsucht nach einem Klatsch war ihnen vergangen. Und in der Tat: Wir haben ihn auch gar nicht nötig, denn wo viel Gerede; dort auch viel Hefe, heißt es im Sprichwort. Seinen Mist möge jedermann



zu Hause behalten; es schickt sich nicht, ihn in die Nachbarschaft zu tragen. Bei dem vielen Gerede gab es auch manchen entsetzlichen Gesprächsstoff, denn die okkupierenden rumänischen Soldaten konnten auch grausam sein. Auf die Kommunisten waren sie wütend.

Die Rumänen konnten ihre Repressalien jedoch nicht unendlich fortsetzen, denn, wie ich das schon im voraus gesehen hatte, die Gegenrevolution brach aus und drängte sie aus dem Innern des Landes hinaus. So sind sie auch aus unserer Stadt abgezogen, und die neue Grenze wurde unmittelbar neben unserer Stadt (Ende April 1920) gesetzt.

Nach dem Abzug der Rumänen kamen mein Onkel Stefan und einige seiner Gesinnungsgenossen nach Hause. Sie waren vor den Rumänen geflohen, denn sie hatten Angst, sie könnten ergriffen werden. Wer weiß, ob man sie nicht erschlagen hätte? Jedenfalls hätte man sie ins Zuchthaus gesteckt, denn sie wurden steckbrieflich gesucht.

Zu dieser Zeit war meine Mutter schon so krank, daß sie im Bett bleiben mußte. Die Arme konnte nicht mehr gehen. Die kleineren häuslichen Arbeiten konnte ich zu Hause selbst verrichten. Ich war eine Art kleine Hausgehilfin. Erst jetzt merkte ich wirklich, wie gut es war, daß ich mich stets in der Nähe meiner Mutter aufgehalten hatte, solange sie noch gesund war; dabei hatte ich Gelegenheit, viele nützliche Dinge zu lernen.

An einem Sommerabend mußte ich die Tante begleiten. Wir gingen zu ihren Verwandten. Es wurde ziemlich spät, bis wir zurückkamen, obwohl wir bereits um acht Uhr abends zu Hause hätten sein müssen. Ich fürchtete mich bereits vor den Folgen des Wegbleibens, aber die Tante beruhigte mich, sie würde mit meinen Angehörigen schon sprechen, und man würde mich nicht verprügeln.

Auf dem Heimweg sprach sie nur vom lieben Gott, aber nicht im Tone einer überschäumenden Gefühlsduselei, sondern aus ihrem tiefen Glauben heraus. Sie war sehr religiös und eine gute Katholikin. Ihre schönen Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich vor Glück strahlend bis nach Hause den gestirnten Himmel betrachtete und über den hinaus in Gedanken nur am lieben Gott hing.

Der gestirnte Himmel hat schon immer eine besondere Zauberkraft auf mich ausgeübt. Er kündet in seiner beredten Sprache vom Schöpfer des Alls und vom Jenseits. Dieser Zug in meinem Innern hat nach und nach meine Seele verändert und gefestigt. Der viele Blödsinn, den ich bei meinem Onkel hören mußte, erreichte bei mir gerade das Gegenteil. Je mehr man nämlich gegen den Glauben und gegen die Kirche wetterte, desto mehr wurde in mir das Verlangen nach dem Dienst für Gott wach, obwohl das

— menschlich gesprochen — fast unmöglich schien. Aber es gibt eine Redewendung, in der es heißt: „Ein von Herzen kommendes Verlangen pflegt in Erfüllung zu gehen.“

Die 5. und 6. Volksschulklasse besuchte ich so, daß ich überhaupt nicht frühstückte. Durch das Einsparen des Frühstücks wollte ich die Sorgen meiner Mutter erleichtern. Obwohl ich gegen Mittag Schwindelanfälle bekam, lernte ich in diesen Jahren dennoch spielend. Nie habe ich etwas anderes getan, ehe ich die aufgegebenen Lektion wußte. Die Hausaufgaben wurde ich zu Hause nie abgefragt, denn man wußte, daß ich gewissenhaft bin.

### **Eine aufsteigende dunkle Schattensäule**

In die 6. Volksschulklasse ließ ich mich selbst einschreiben, denn meine Mutter war dazu nicht mehr in der Lage (6. September 1920). Nicht genug, daß sie schon am linken Arm und am rechten Bein gelähmt war, jetzt trat auch noch Lungenschwindsucht auf.

Die Lungenschwindsucht war ein unzweideutiger Vorbote ihres unausbleiblichen Todes. Mir grauste es bei dem Gedanken, daß ich völlig verwaist in dieser Welt bleiben sollte. Es wurde mir schon übel, wenn ich daran dachte, daß ich nach ihrem Tode ohne Mutter, ohne Vater und Geschwister dastehen werde.

Zu den Verwandten hatte ich kein allzu großes Vertrauen, denn im Leben anderer Waisen hatte ich traurige Vorkommnisse beobachten können. Die Verwandtschaft kümmerte sich nämlich in den meisten Fällen nur solange um sie, als sie von ihnen etwas wegschleppen konnte; wenn aber nichts mehr zu holen war, dann wurden die Waisen auf einmal zu „bösen“ Kindern gemacht, und man hat sie so bald wie nur möglich abgeschoben. Die unglücklichsten, verlassensten, am meisten ausgegütetsten und am stiefmütterlichsten behandelten Geschöpfe des Lebens sind oft die Waisen.

Vielleicht eben darum sagte meine gute Mutter immer wieder: „Es wäre wohl am besten, wenn fünf Minuten vor dem Tod einer jeden Mutter auch alle ihre Kinder stürben, damit nach ihnen keine Waisen mehr zurückblieben.“ So könnte sie ruhig im Grabe rasten, sonst aber nicht. Für eine Mutter ist es das schmerzlichste Gefühl, wenn sie noch unmündige Minderjährige zurücklassen muß.

Man sagt: Ein Waisenkind müsse mit jedermann auf gutem Fuß stehen, denn es gebe niemanden, der es in Schutz nehmen würde. Es stimmt, daß nach dem Tode seiner Eltern kaum jemand da ist, der es schützt, aber es ist unmöglich, daß es sich nach jedermanns Wünschen richten kann. Auch unser Herr Jesus Christus konnte es nicht jedem guttun, solange Er lebte. Wie könnte dann ein unmündiges Kind den Wünschen jedermanns willfahren?

Ich wußte, daß meine Verwandten sich gegenseitig entfremdeten, wenngleich sie aufeinander nicht böse waren; darum konnte ich auf sie nicht rechnen.

Wenn mich ein Teil irgendwie erhalten würde, so wird das nicht aus Liebe oder aus Erbarmen geschehen, sondern aus eitlen Gründen, damit es nicht heißt: „In der Familie befindet sich ein völlig verwaistes Kind und sie kümmern sich dennoch nicht darum, sondern jagen es in die Fremde.“

Mit Angst und Bangen dachte ich an meine Zukunft, aber ich habe mich, wenn auch schwer, in den Willen Gottes ergeben und bat ihn stets nur darum, daß Er mir Kraft geben möge, um die künftigen Schwierigkeiten und Leiden zu meistern. Wir brauchen die himmlische Hilfe, wenn wir unsere Kreuze auf dieser Erde mit Ergebung tragen wollen. Auch die Erfahrung lehrt, daß ein Kreuz sich gewöhnlich bei demjenigen einstellt, den der liebe Gott auf die Probe stellen will oder für große Dinge auserwählt hat.

Halten wir gut fest, wie die göttliche Vorsehung mit mir in meinem Leben umgeht: Sie reißt Vater und Mutter von meiner Seite, damit ich völlig verlassen und von allem entblößt alleine in der Arena des Lebens kämpfe; als wollte sie dadurch darauf hinweisen, daß ich mich ganz auf sie verlassen soll, denn ich gehöre Gott allein und kann niemand anderem gehören. Aber das wollten die Menschen nicht wahrnehmen, und anstatt mir auf meinem Lebensweg weiterzuhelfen, kreuzten sie ihn ständig, sie wollten mich vom Dienst für Gott abhalten und mich dem Herrn durch Grausamkeiten und durch himmelschreiende Ungerechtigkeiten abspenstig machen. Aber das war schon ein satanisches Werk durch menschliche Werkzeuge.

Ich besuchte bereits die 6. und zugleich die letzte Volksschulklasse (Sept. 1920). Dieses Jahr war für die Sechsklässler ein Scheideweg, denn nach den Prüfungen verdingten sich die Buben als Handwerkslehrlinge oder wählten einen anderen Beruf, um sich ihren Lebensunterhalt künftig selbstständig verdienen zu können. Das hatte sich unser guter Lehrer stets vor Augen gehalten, und darum behandelte er uns schon so wie große Buben. Er war nicht nur ein guter Lehrer, sondern auch ein guter Erzieher, der sich für die Zukunft seiner Zöglinge interessierte. Aus diesem Grunde gab er schon zu Beginn des Schuljahres einem jeden nicht nur einen guten Rat für seine Zukunft, sondern fragte auch noch jeden einzelnen, was er werden wolle. Das war ein solch vertrauliches Gespräch, wie es ein gewissenhafter und guter Vater mit seinem Sohn zu tun pflegt, wenn dieser vor der Berufswahl steht.

Die Aussprache mit dem Lehrer fand an einem düsteren Tag statt, wo der Himmel ganz mit bleigrauen Wolken bedeckt war. Die Wolken ließen kein Licht durchdringen. Einen Sonnenstrahl hatten wir schon seit dem vorigen Tag nicht mehr gesehen. Den ganzen Tag hing der Regen in der

Luft, aber er wollte nicht losbrechen. Das Licht war so spärlich, daß wir dabei weder ordentlich lesen noch schreiben konnten. Aber gerade darum hielt unser Lehrer an diesem Tag seine Aussprache mit den Buben über ihre künftige Berufswahl. Es war ein Vergnügen, seinen Worten zu lauschen. Darum hingen wir mit großer Befriedigung und Aufmerksamkeit an seinen Worten. Dabei hat gewiß keiner geschlafen. Wenn dieser Lehrer sprach, wurde nicht einer vom Schlaf überwältigt, nicht einmal zufällig.

Von den der Reihe nach gefragten Buben antworteten jene lächelnd, die bereits sicher in ihrer Berufswahl waren; die anderen aber, die noch unsicher waren, was sie eigentlich werden wollten, machten ein zweifelhaftes Gesicht.

Als der Lehrer mich fragte, was ich werden wollte, antwortete ich, daß ich Förster oder Lokomotivführer werden möchte. Beide Berufe gefielen mir, aber was ich wirklich hätte werden wollen, davon traute ich mich nicht zu sprechen, denn das schien für mich unerreichbar: Priester zu werden! Es war nur ein Traum für mich, und zwar ein geheimer Traum, wovon nur der Herr und ich wußten. Nach meiner Antwort an unseren Lehrer erscholl eine innere Stimme:

*„Du wirst weder das eine noch das andere werden, sondern du wirst ein Papst werden.“*

Nach diesen Worten stieg vom Boden bis fast zur Decke eine massige und dunkle Schattensäule auf, die sich über das ganze Klassenzimmer durchziehen begann. Als diese Schattensäule auftauchte, erschrakten mehrere Buben, sprangen von ihren Plätzen auf und wollten aus dem Klassenraum flüchten. Unser Lehrer selbst, die übrigen Buben und ich betrachteten erstaunt diese außergewöhnliche Erscheinung, wofür wir wegen des draußen herrschenden eintönigen Wetters mit dicken bleigrauen Wolken keine Erklärung fanden. Dann blickten wir uns an, und vom Gesicht aller konnte man die Frage ablesen: „Was soll das bedeuten?“ – Aber keiner machte seinen Mund auf, um etwas zu sagen: Es war so, als ob wir alle auf einmal stumm geworden wären. Die Zungen blieben stumm, aber um so beredter wirkten die Augen! Wir alle spürten die Wirkung der außergewöhnlichen Erscheinung, aber wir fanden keine Erklärung dafür.

Der ganze Vorfall beschäftigte mich noch einige Zeit, aber dann bin ich darüber zur Tagesordnung übergegangen und wies alles als einen schlechten Gedanken von mir, weil ich die Erfüllung der gehörten Worte für unmöglich und nur für ein Spiel der Phantasie hielt.

Als man die Rumänen im November 1920 aus Ungarn hinausdrängte, war auch der jüngere Bruder meiner Mutter, Michael, unter den Soldaten.

Seine Einheit bestand aus lauter jungen ungarischen Männern. Beim Königstein schnürten sie eine rumänische Einheit in einen Talkessel ein und haben diese bis zum letzten Mann in einem Sturmangriff mit ihren Bajonetten niedergestochen. Es war ein scheußliches Ringen von Mann gegen Mann. In diesem heftigen Kampf erhitze sich Michael sehr. Kurz darauf zog er sich im frostigen Wetter eine schwere Erkältung zu. Noch auf dem Schlachtfeld wurde er von einem Schüttelfrost überfallen. Der Königstein ist die historische Grenze zwischen Siebenbürgen und dem eigentlichen Ungarn.

Michaels Krankheit brach voll aus, als er einige Tage auf Urlaub kam. Zu Hause konnte er wegen seines Fiebers nicht mehr auf den Füßen stehen, denn das Thermometer zeigte immer über 40 Grad. Wir holten einen Soldatenarzt, und dieser ließ ihn nicht mehr zu seiner Einheit zurück. Michael hatte eine schnell zum Tode führende Lungenschwindsucht bekommen.

Nun lagen zwei Schwerkranke im Hause meines Großvaters. Beide hatten Lungenschwindsucht.

Die Krankheit Michaels wurde durch seinen Unglauben noch erschwert. Das Verhalten eines Priesters auf dem Schlachtfeld hatte seine Entrüstung hervorgerufen; darob habe er sich vom Glauben gänzlich abgewandt. Eigentlich war er kein schlechter Junge, aber von Priestern wollte er nichts mehr wissen, und wenn er auch nur ihren Namen hörte, fluchte er schon häßlich.

In seinem fieberhaften Zustand führte er ständig Krieg und schrie, wobei er den Rumänen nachjagte; auch sein Zustand war hoffnungslos geworden. Der Arzt erklärte uns offen, daß ihn noch dieser Winter aus der Reihe der Lebenden holen würde.

Meine arme Mutter selbst war sich dessen bewußt, daß auch sie dem Grabe bebenden Schrittes entgegenteilte. Aus diesem Grunde bat sie meinen Taufpaten und unseren Nachbarn, einem Finanzrat, nach ihrem Tode auf mich achtzugeben und mich zu unterstützen, soweit es in ihren Kräften stehe. Das haben sie auch versprochen, aber aus dem Versprechen wurde nichts.

Auch mein Vater hatte noch vor seinem Tode meinen Taufpaten darum gebeten, für mich zu sorgen, aber auch seine Bitte war in den Wind gesprochen worden.

Wir wissen, daß der Genuß von Schnaps und sonstigen alkoholischen Getränken in einem schlechten Verhältnis zur Arbeit und zum Beruf steht. Solange jemand von Arbeitslust und von der Liebe zur Sache durchdrun-

gen ist, wird ihm der Schnaps zu stark sein und ihm nicht behagen. Aber sobald er sich den Schnaps und den Wein angewöhnt hat, wird seine Arbeitslust rasch nachlassen und sein inneres heiliges Gefühl zu seinem Beruf schwinden. Seine Augen werden nicht mehr tränen, seine Kehle wird nicht mehr rauh werden, aber auch mit seiner Arbeit wird er nicht mehr vom Fleck kommen. Deshalb sollten Schnaps und alkoholische Getränke nur als Heilmittel angesehen werden und nie als Freunde und Tröster. Die Freundschaft und der Trost mit ihnen beginnt mit einem unüberlegten Leichtsinne und endet später mit einem bitteren Untergang. Bei den Schnaps- und Weinflaschen wurden schon viele Menschen, die zu etwas Höherem berufen waren, zu erbärmlichen Wesen und zu geistigen Krüppeln.

Das wußte meine Mutter; und darum wollte sie sich dessen versichern, daß ich weder den Leidenschaften des Trunkes noch des Rauchens frönen werde. Die Leidenschaft ist ein großes Aufbrausen der Seele, aber dieses Aufbegehren muß unter der Herrschaft des Verstandes bleiben. Dieses klare Gesetz gegen die Leidenschaft müßte man befolgen, aber viele Menschen wollen sich nicht daran halten, und darum gehen so viele von ihnen moralisch und materiell zugrunde. Mit der Leidenschaft verhält es sich so wie mit einer Schafherde vor dem Abgrund; ohne Überlegung folgt das eine Schaf dem anderen, stürzt deshalb in den Abgrund und verendet dort.

Meine Mutter wollte nicht, daß mir dies zustoße, und darum rief sie mich zu ihrem Krankenbett und nahm mir das strengste Versprechen ab, solange überhaupt nicht zu rauchen, bis ich irgendein Handwerk ausgelernt habe und mich selbständig erhalten kann. Dann ließ sie mich auch geloben, mein Leben lang keinen Alkohol zu trinken.

Beides habe ich meiner guten Mutter versprochen und ihr in vollem Ernst gelobt, während meines ganzen Lebens darauf bedacht zu sein, meine Versprechungen zu halten.

Der jüngere Bruder meiner Mutter, Michael, war inzwischen so krank geworden, daß wir jeden Tag mit seinem Tod rechneten (1. 1. 1921). Meine Großmutter, d. h. Michaels Mutter, und andere fromme Verwandte baten ihn, zu beichten, aber er wollte davon nicht einmal hören. Alle Versuche blieben erfolglos. Diese halsstarrige Opposition Michaels bereitete mir Sorge, denn ich schrak vor dem Gedanken zurück, er könnte verdammt werden.

Aber die Liebe ist erfinderisch. Ich habe etwas unternommen, jedoch ganz geheim: für ihn zu büßen und zu leiden, um solcherart für ihn die Gnade der Bekehrung zu erwirken. Deshalb ging ich Ende Dezember bei einer grimmigen Kälte nur mit dem Rock bekleidet und ohne Mütze hinaus in

den Holzschuppen. Dort schaltete und waltete ich zum Schein, als ob ich etwas täte, mittlerweile aber ununterbrochen den lieben Gott bat, sich meines Onkels Michael doch zu erbarmen und ihm die Gnade der Bekehrung zu schenken. Den Schmerz, den mir die schneidende Kälte verursacht hat, opferte ich für diesen Zweck auf. Ob nachher der liebe Gott mich oder einen anderen erhört hat, weiß ich nicht.

Meinen Angehörigen fiel auf, daß ich während des ganzen Nachmittags draußen in der Kälte so leicht angezogen war und riefen mich darum öfter in die warme Wohnung hinein. Aber ich fand immer irgendeine Ausrede, bis es zu dämmern begann. Dann ging ich hinein, aber ich fröstelte. Auch die Zähne klapperten mir vor Kälte.

In der darauffolgenden Nacht schlief Onkel Michael ruhig. In seinem Fiebertraum jagte er den rumänischen Soldaten nicht nach. Ja, er hat nicht einmal geflücht!

Als er morgens erwachte, ließ er meine Großmutter kommen und erzählte ihr, daß er von einem grauhaarigen alten Mann geträumt habe. Dieser habe ihm gesagt, daß er vollständig genesen werde, wenn er sich „drei Silberstücke“ verschaffe.

Der alte Mann mit dem grauen Haar konnte nur der gütige himmlische Vater sein, und die „drei Silberstücke“ konnten nur das Sakrament der Buße, das Altarsakrament und die Krankenölung bedeuten. Unter vollkommener Genesung konnte nur die ewige Seligkeit verstanden werden.

Nachdem er seinen Traum erzählt hatte, bat er seine Mutter, den Priester zu holen, denn er möchte beichten.

Der Priester kam auch noch am selben Tag, und Michael beichtete schön, kommunizierte und erhielt auch die Krankenölung. Danach war er so sanft, lieb und gläubig, wie wenn man ihn ausgetauscht hätte. Er lebte noch drei Tage, aber man konnte doch merken, daß er immer schwächer und schwächer wurde.

Am 4. Januar 1921 waren einige Verwandte bei uns. Sie kamen, um Michael zu besuchen. Man plauderte still. Ab und zu sprach auch Michael dazwischen. Und er sprach verständig. Um 18 Uhr sagte er: „Liebe Mutter! Richte meinen Sonntagsanzug, ich gehe gleich in die Stadt spazieren.“

„... In die Stadt ... in die ewige Stadt ... in den Himmel ... spazieren ... wo ich ewig glücklich sein werde ...“

Meine Großmutter versuchte, ihn zu beruhigen.

„Bleibe nur ruhig, Michael, gehe jetzt nirgends hin, denn es ist sehr kalt. Du wirst schon noch spazieren gehen können, wenn es Frühling wird, wenn das Wetter wieder besser sein wird.“

„Nein, liebe Mutter“ — sagte Michael — „richte nur das Kleid! Jetzt will ich spazierengehen!“

Und als er seine Worte beendet hatte, drehte er seinen Kopf zur Wand hin und entschlief für immer. Er „ging in die Stadt spazieren“ im Alter von 22 Jahren, am 4. Januar 1921, abends um 18 Uhr und 10 Minuten.

Das war der erste Besuch des Todes in unserer Familie in jenem Jahr.

Aber Michael wird noch einmal nach Hause kommen, um seinen Vater zur Rechenschaftsablegung vor den Ewigen Richter zu rufen.

Wir waren aus der niedergedrückten Stimmung, in die wir durch den Tod Michaels versetzt wurden, sozusagen noch nicht erwacht, als der Tod sich wiederum anschickte, bei uns seine Visite zu machen. Am 25. April 1921 ging ich früher als sonst in die Schule, denn die Frau unseres Lehrers hat mich, ihr beim Weißeln der Küche behilflich zu sein. Ich war eben dabei, den Kalk mit einem Hammer zu zerkleinern, als in der Tür unsere Nachbarin erschien und mir zurief:

„Franz! Geh nach Hause! Deine Mutter ist gestorben.“

Als ich diese Worte hörte, fiel ich fast in Ohnmacht, mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen, ich schnappte nach Luft, und das Wort blieb mir in der Kehle stecken. Ich warf den Hammer aus der Hand, rannte in die Schule, raffte meine Bücher zusammen, blickte zum Lehrer hin und sagte ihm aufgeregt nur soviel: „Meine Mutter ist gestorben.“ Dann stürmte ich nach Hause.

Keuchend und vom Schweiß patschnaß kam ich daheim an. Das Haus meiner Großeltern war bereits mit Nachbarsleuten und Verwandten voll. Einige gingen schon wieder nach Hause und legten mir noch bei der Hof-türe ans Herz, still zu sein, denn meine Mutter sei noch nicht gestorben, sondern ihr Zustand habe sich bloß sehr verschlimmert, und sie schlafe eben.

So war es auch wirklich.

Als meine Mutter dann erwachte, rief sie mich zu sich und bat mich leise, von ihr nicht wegzugehen, sondern bei ihr zu bleiben. Die Arme fühlte bereits, daß wir nicht mehr lange werden zusammen sein können. Aber auch ich wußte, daß ihre gesegneten Hände mich nicht mehr allzulange streicheln werden.

Also blieb ich neben dem Bett meiner Mutter sitzen, aber wenn sie ein-nickte, schob mich meine Großmutter weg, damit nicht auch ich von der Lungenschwindsucht angesteckt würde.

Von nun an legte sich eine gedrückte Stimmung auf mein Herz, und ich fühlte mich so wie einer, der von seinen Lieben Abschied nimmt, die auf eine weite Reise aufbrechen. Ich schaltete und waltete im Haus, aber ich fand nirgends meine Ruhe; ich redete, aber ich dachte nicht daran, was ich sprach, sondern daran, daß wir uns in Kürze werden trennen müssen. Mein ganzes Ich war von einem schmerzlich traurigen Gefühl durchdrungen.

Ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf dieser Erde gibt, der noch nie die niedergeschlagene Stimmung beim Abschiednehmen gespürt hätte, die da-nach zurückgebliebene Leere und Dunkelheit, die in den Augenblicken des Abschieds über sein Leben kommen. In diesen schweren Momenten preßt sich das Herz zusammen, Tränen treten in die Augen, und wir fühlen uns eher zum Weinen als zum Lächeln. Wir haben das Gefühl, als ob alles, so-gar die stumme Natur, ein wehmütiges „Lebewohl“ sagen würde. Später glänzen Plätze, Gegenstände und Sachen, die uns ans Herz gewachsen sind, in einer bisher unbekanntten Schönheit. Und je mehr wir uns von der Ver-gangenheit entfernen, um so mehr verwischen sich ihre Unvollkommenhei-ten, genauso wie die Abgründe zwischen den Bergen in den nebelhaften Umrissen des Horizonts. Die Gefühle der gemeinsam verbrachten Erlebnis-se erwachen wieder, und wir leiden unter all den Eindrücken, die wir vor-her gehabt haben.

Ein jeder Abschied ist schwer, aber am schwersten wohl dann, wenn man sich von der Mutter trennen muß. Das ist verständlich, denn jedermann hat nur eine Mutter, die für uns den Segen des lieben Gottes und den größ-ten Trost auf unserer irdischen Wanderschaft bedeutet. Der Schöpfer hat uns deshalb eine Mutter geschenkt, damit sie uns ein Wegweiser ist, wenn wir uns verirrt haben; damit sie uns aufhebt, wenn wir gefallen sind und uns Mut zuspricht, wenn wir verzagen wollen. Sie ist es, die durch ihre Güte das stiefmütterliche Leben auf der Erde erträglicher macht; sie ist es, die mit ihrem Zauber verzagende und leidtragende Herzen wieder zum Lächeln bringt.

Die Mutter ist die selbstloseste Freundin. In ihr und durch sie vermittelt der liebe Gott alle Seine Güte und alle Seine Liebe. Die Mutter ist die be-lebende Kraft des kindlichen Lebens nach einem englischen Sprichwort: „Der Mensch fängt an zu altern, wenn seine Mutter stirbt.“

Jedermann muß seine Mutter lieben. Wer sie in ihrem Leben nicht schätzt, der wird sie schätzen, wenn sie einmal gestorben ist. Ja dann wür-den sie viele Kinder mit ihren zehn Fingernägeln aus der Erde ausgraben, aber dann ist es schon zu spät. Wer seine Mutter nicht liebt, der verdient, daß Gott ihn mit der härtesten Strafe züchtigt.

Meine Mutter bedeutete für mich eine Gnade und ein Geschenk des lieben Gottes, die ich nicht hoch genug bewerten kann. Ohne sie wäre mein ganzes Leben leer gewesen. Eigentlich doch nicht, denn über ihr steht der Herr, und Er ersetzt alles. Ich bin meiner Mutter unhezahlbar viel schuldig. Sie hatte viele Sorgen, viel Bangen und Kummer meinetwegen.

Hier auf Erden kann alles vergehen, auch die schönsten Blumen können verdorren, die Gestirne des Himmels können sich verdunkeln, und das menschliche Erbarmen kann schwinden: Aber solange auch nur ein Mutterherz auf dieser Erde pocht, ist sie ein unleugbares Zeugnis der Güte des lieben Gottes.

In solch schöne Gedanken vertieft, sah ich meine liebe Mutter in einer idealistischen Höhe, obschon sie körperlich unsagbar litt. Noch drei Tage sollte sie leben. Während dieser Zeit ging ich nicht in die Schule. Ich wäre am liebsten immer neben meiner Mutter geblieben, aber der Arzt hat mir das wegen ihrer schweren Lungenschwindsucht streng verboten.

Meine Großmutter schickte mich unter verschiedenen Vorwänden immer wieder zu den Nachbarn, nur damit ich nicht ständig zu Hause sei. Meine Mutter hingegen wollte mich ständig bei sich haben. So vergingen die drei Tage, und während dieser Zeit brach ich ganz zusammen. Ich konnte kaum mehr auf meinen Füßen stehen.

In diesem meinem qualvollen Leiden sah ich, daß der Tod meiner Mutter unerbittlich schnell nahte. Aber keinen Augenblick murrte ich gegen den Herrgott, obschon ich ganz und gar begreifen konnte, was es heißt, völlig verwaist zurückzubleiben. Der Gedanke, daß ich meine Mutter verlieren werde, schmerzte mich sehr, aber dennoch sagte ich mir stets: Ich wünsche nichts anderes, als nur das, was der liebe Gott will. Sein heiliger Wille geschehe!

In meinem Schmerz war es für mich ein großer Trost, daß meine Mutter zwei Tage vor ihrem Tode nochmals kommunizierte, und so bin ich sicher, daß sie, gestärkt durch den Leib des Herrn, einen guten Tod hatte.

Wovor wir uns fürchteten, war nun eingetreten. Der Tod stand schon dort vor der Tür, hatte aber das Haus noch nicht betreten. Die Schwerkranke gehörte ihm schon, nur die Lebenden wollte er noch quälen.

Das war der letzte Tag meiner lieben Mutter. Es war Mittwoch, der 27. April 1921.

Den ganzen Tag über fühlte sie sich wohl und sagte immer, daß sie keine Schmerzen habe. Aber wir merkten, daß sie immer schwieriger und schwie-

riger atmete. Deshalb hielt sich immer jemand bei ihr auf. Die Stunden kamen und vergingen, und nun war der Abend da.

Bereits seit Wochen brannte die ganze Nacht die verdunkelte Glühbirne im Zimmer, und wir hielten Wache, indem wir einander ablösten. Die Verwandtschaft kam meistens abends zu Besuch; tagsüber hatte sie keine Zeit, denn da war sie bei der Arbeit. Auch jetzt war das Zimmer voll mit Verwandten und Nachbarsleuten. Sie unterhielten sich ganz leise, damit sie meine Mutter nicht störten.

Niemand rauchte.

Gegen 20 Uhr sagte meine Mutter:

„Macht die Fenster auf! Seht ihr denn nicht, welch großen Staub diese Kinder da aufwirbeln?“

Wir blickten uns an. Im Zimmer waren weder Kleinkinder, noch spielten größere Kinder. Man sah auch keinen Staub. Also machten wir kein Fenster auf, aber das hat meine Mutter bemerkt. Und sie sprach wieder: „Warum macht ihr kein Fenster auf? Seht ihr denn nicht den großen Staub?“

„Was für einen großen Staub?“, fragte meine Großmutter.

„Seht ihr denn nicht, daß weißgekleidete kleine Mädchen um mich spielen? Diese wirbeln einen so großen Staub auf und rufen mich, mit ihnen an einen schönen Ort zu gehen.“ Danach war sie still. Man konnte sehen, daß sie etwas genau beobachtete. Sie war vollkommen bei Sinnen.

Meine liebe Mutter schaute damals schon nach zweierlei Richtungen: Sie sah das Jenseits und beobachtete es, aber sie betrachtete im Fluge auch noch die Welt. Ich, ihr eigenes Kind, band sie noch an diese Erde fest.

Da sie sich bereits mit Wesen aus dem Jenseits beschäftigte, merkte sie kaum mehr, daß sie noch unter Menschen weilte.

Weißgekleidete Kleinkinder spielten um sie . . . es waren die Seelen der zwei kleinen verstorbenen Mädchen meiner Mutter, meine kleinen Geschwister und die Seelen ihrer Gefährtinnen . . . schneeweiße Seelen . . . kleine Engel . . . sie spielten und freuten sich an der Mutter . . . und riefen sie an einen schönen Ort . . . in den Himmel.

Die Sterbenden sehen schon in das Jenseits hinein, sie hören schon Stimmen aus dem Jenseits und sprechen lautlos mit den Wesen aus dem Jenseits. Das ist keine Einbildung, sondern Wirklichkeit. Wer es nicht glaubt, der wird es noch erfahren, wenn er vor dem Tor zur Ewigkeit steht.

Bei uns spürte an diesem Abend jeder den Hauch des Jenseits, der die anwesenden Seelen in seinen Bann schlug. Die Leute sprachen zwar still, aber in ihrer Seele beschäftigten sie sich mit dem Leben nach dem Tode. Der Gedanke an die Vergänglichkeit hatte sich aller bemächtigt und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf Den, von Dem das Leben stammt.

Ich konnte nicht einmal mehr denken, so schlecht fühlte ich mich schon. Ich war nahe daran, jeden Augenblick zusammenzusacken, und das hat man bemerkt. Darum steckten sie mich ins Bett. Man wollte nicht noch einen Kranken. Ich schlief auch sofort ein, aber mein Schlaf war nicht ruhig. Beängstigende und bunt gewürfelte Träume quälten mich; ich wollte einer Gefahr entrinnen, aber das ging auf keine Weise.

Die Verwandten blieben die ganze Nacht wach neben meiner Mutter.

In der Morgendämmerung, einige Minuten vor Viertelfünf (4.15 Uhr), weckte man mich auf. (Es war der 28. April 1921.) Die Verwandten umstellten mit traurigen Gesichtern das Bett meiner Mutter. Einigen liefen Tränen über die Wangen, und sie weinten lautlos. Also nahte der schwere Augenblick, und sie wollten, daß auch ich anwesend bin, wenn meine Mutter stirbt.

Meine Mutter hielt eine brennende und geweihte Kerze in ihrer Hand. Neben ihr kniete auf dem Boden die gute, alte Tante, die in deutscher Sprache die Gebete für die Sterbenden vorsagte, welche meine Mutter leise, langsam und ermüdet nachsprach.

Schnell zog ich meine Hose und ein Hemd an und ging barfuß zum Bett meiner Mutter. Die Verwandten verschafften mir am Bettende einen Platz. Neben meine Mutter konnte ich mich nicht setzen, weil dort die alte Tante kniete und diejenigen, die ihr halfen.

Meine Mutter war bis jetzt ruhig gewesen, aber als sie mich erblickte, begann sie röchelnd zu weinen und wollte mir etwas sagen, aber man konnte ihre Worte nicht mehr verstehen. Ihr gütiges und bleiches Gesicht hatte sich verzogen und verriet unaussprechliche Schmerzen. Da zog man mich vom Bett weg, damit sie mich nicht mehr sehe und nicht soviel leiden müsse. Und dann starb meine liebe und gute Mutter um 4.15 Uhr im Morgenrauen, schön und ruhig.

Ich hatte keine Mutter, keine liebe Mutter mehr . . .

Jetzt hatte ich weder einen Vater noch eine Mutter oder Geschwister.

In der Morgendämmerung legte sich ein dichter Nebel auf unsere Stadt, und als die Sonne schien, lag meine Mutter schon aufgebahrt im Sarg. Aus dem Turm der Josefsstädter Kirche aber klang traurig die Totenglocke in der Morgenstille.

Die Seele meiner Mutter ging ins Jenseits, wo sie im Zusammensein mit den Seelen meines Vaters und meiner Geschwister auf mich wartet, bis auch ich dort ankomme.

Das war die zweite Visite des Todes in unserer Familie in diesem Jahr.

Während meine Mutter im Sarg aufgebahrt lag, war ich fast ständig neben ihr; dabei würgte es mich beim Weinen. Schreckliche Sorgen quälten mich. Mein Herz wurde von bösen Ahnungen gepeinigt, und vor mir tat sich das Waisenschicksal mit seinen zukünftigen Perspektiven in den schrecklichsten Formen auf. Mir wurde bang, ohne Eltern allein zurückzubleiben, und darum bat ich ständig den lieben Gott, Er möge mir doch meine Mutter zurückgeben, Er möge sie erwecken, erwecken . . . wenn auch nur für einen Augenblick . . . Aber vergeblich bat ich Ihn, vergeblich wartete ich, vergeblich hoffte ich, meine liebe Mutter rührte sich nicht mehr. Unbeweglich lag sie im Sarg. Und obschon sie von der langen Krankheit sehr mitgenommen war, blieb ihr Gesicht dennoch jugendlich schön und lächelnd. Auf ihrem Antlitz spielte das himmlische Licht, das mir entgegenstrahlte und mir Aufmunterung zusprach.

Während meiner Wehklagen konnte ich erfahren, daß Gott auch inmitten grausamer menschlicher Leiden schweigen kann; Er schweigt, weil Er unendlich groß ist. Er hat die Welt nicht so erschaffen, daß Er ständig in ihre Speichen greifen müßte, sondern sie zu einem solchen zusammenhängenden System der Kräfte gestaltet, das nach Seinen Plänen arbeitet. Den Plan schuf Gott, aber die Ausführer des Planes sind die Menschen mit einem freien Willen. Gott schweigt, aber hinter einen jeden Menschen stellt Er Seinen geheimen Gesandten, der „Tod“ heißt. Der Tod wird einst mit uns allen ein Wort zu reden haben. Aber solange wir durch den Tod nicht zum Gericht vorgeladen werden, solange schweigt Gott. Erst dann spricht der Herr.

Im Josefsstädter Stadtteil meiner Vaterstadt war es Sitte, daß, solange der Tote im Haus aufgebahrt lag, die Nachbarn kamen und die Verwandten sowie die Bekannten, ihn mit Weihwasser besprengten und für ihn beteten.

Abends begann dann das sogenannte „Wachen“. Dabei füllte sich das ganze Haus mit Leuten, die bis Mitternacht für das Seelenheil des Toten



sangen und beteten. Dazwischen aß man gebackenen Kuchen und trank ein bißchen Wein dazu. Damit wollte man sich Kräfte sammeln, denn während des langen Betens und Singens wird man müde. Das „Wachen“ ist ein sehr schöner und erbaulicher Brauch.

Nachdem ich fast den ganzen Tag neben dem Sarg meiner Mutter verbracht hatte, konnte ich beobachten, wer gekommen war, um ihr die letzte Ehre zu erweisen. Einige hatten sogar ein gutes Wort für mich. Andere jedoch waren so dreist, daß sie sich an die Sachen meiner Mutter machten und in den Schränken herumzuwühlen begannen. Das habe ich bemerkt, ging dann hin und verschloß die Schränke mit dem Schlüssel. Die Schlüssel steckte ich in meine Tasche, vergaß aber, sie meiner Großmutter zu übergeben, die in der Sommerküche beschäftigt war. Meine Großmutter fühlte sich deshalb beleidigt und sah erst später ein, daß ich sie nicht betrügen wollte. Wir hatten unsere Mutter noch nicht beerdigt, da fing das Unglück schon an.

Die Zeit flog dahin, obwohl ich am liebsten ihren Gang zurückgedreht hätte, damit ich desto länger meine Mutter sehen könne, wenn auch im Sarg. Aber leider, die eine Stunde verging wie die andere, und schließlich brach auch jener Nachmittag an, an dem meine Mutter beerdigt werden sollte. Die Stunde, vor der ich zitterte, war da.

Die Leute begannen, sich langsam im Hof zu versammeln (29. April 1921). Viele kamen, so daß nicht alle im Hause und im Hofe Platz fanden. Darum stand ein großer Teil von ihnen auf der Straße. Drinnen im Hause konnte man sich kaum umdrehen. Die Anwesenheit der vielen Leute bewies, daß man meine Mutter sehr liebte. Ein Begräbnis ist ein Gradmesser für die Wertschätzung eines Menschen. Wenn sonst nie, beim Begräbnis sicherlich zeigen die Menschen, wen sie lieben, und wen sie ehren.

Alle Verwandten standen im Totenzimmer um den offenen Sarg.

Ich stand ganz dicht neben ihm. Unbeweglich schaute ich auf meine Mutter. Sie war von oben bis unten in Schwarz gekleidet. Der Rand des Sarges war ganz mit Blumen beladen. Meine gute Mutter lag so im Sarg, als ob sie bloß schlief. Auch in ihrem Tode war sie noch schön. Und ich blickte und blickte sie nur an, damit sich ihre Gesichtszüge um so tiefer in mein Herz und in mein Gedächtnis einprägten, für immer. Das Gesicht meiner Mutter war schön, aber meines war verstört. Meine Augen waren rot angelaufen vom vielen Weinen, und die Tränen stürzten noch immer über meine Wangen.

Meine Seele war sehr müde. Sie konnte nur trauern und sich abhärten. Aber hinter all meinen menschlichen Wehklagen stand der liebe Gott, an den ich mich immer klammerte.

Während meines stillen Jammerns erscholl vom Turm der Josefsstädter Kirche mit der kleinen Glocke das Geläut. Das bedeutete, daß sich der Geistliche auf den Weg zum Totenhaus machte. Es war der Kaplan aus der Josefsstadt.

Auf das Geläut hin entstand unter den Leuten ein lebhaftes Hin und Her, denn der Mann der Bestattungsanstalt kam, um den Sarg zuzunageln.

Da pochte mir mein Herz und fing an, heftig zu schlagen. Noch einige Augenblicke und ich werde meine Mutter nicht mehr sehen!

Man stellte den Sargdeckel bereit, hielt aber den Mann an, noch etwas zu warten. Mein Onkel nahm mich bei der Hand und hob mich in die Höhe, damit ich noch einmal jene gesegnete Hand küssen könne, die mich erzogen hatte. Und ich küßte zum letztenmal die wachsgelbe und abgemagerte Hand meiner Mutter; dann blickte ich lange auf ihre geschlossenen Augen. Der Weinkampf schnürte mir die Kehle zu, und während die Tränen über mein Angesicht rollten, gelobte ich im Herzen, *daß ich, um meine Dankbarkeit gegenüber meiner Mutter zu bezeugen, niemals vom Wege der Anständigkeit abtrren werde! Ich werde niemals eine Schande auf ihren Namen bringen!*

Dann nagelte man unter lautem Wehklagen der Leute und während meines herzerreißenden Weinens den Sargdeckel auf den Sargkasten.

Mein großer Schmerz war berechtigt, denn jedermann hat nur eine Mutter, und wenn diese stirbt, dann entsteht im Herzen und in der Seele des Waisen eine so große Kluft, die die Menschen dieser Welt nicht mehr zu überbrücken vermögen.

An dem Begräbnis nahmen so viele Leute teil, wie man es selten bei einer Beerdigung sehen konnte. Sogar die etwas verstimmten Verwandten meines Vaters kamen, ja: Sie gingen sogar ins Totenzimmer. Damals habe ich sie zum ersten- und letztenmal bei uns gesehen.

Als der Trauerzug sich in Bewegung setzte, läuteten nicht nur die Glocken der Josefsstädter deutschen Kirche, sondern auch sämtliche Glocken der griechisch-orientalischen Kirche in Kleinrumänischstadt. Auch die Rumänen liebten meine Mutter und wollten durch das Läuten ihrer Glocken ihre Verehrung gegenüber der Verstorbenen zum Ausdruck bringen.

Der Trauerzug schritt gemächlich dahin, und die Leute beteten den schmerzhaften Rosenkranz. Als wir zum Tor des Josefsstädter römisch-katholischen Friedhofs kamen, ließen auch die zwei kleinen Glocken der Friedhofskapelle ihren Klang erschallen und begrüßten den neuen Bewohner im stummen Reich der Toten.

Bald kamen wir beim Grab an. Der Anblick des offenen Grabes erfüllte mich mit Schauern. Als man dann meine Mutter in die Grube hinunterließ, überwältigte sich meiner mit elementarer Gewalt das Schluchzen. Daraufhin schloß mich meine Großmutter in ihre Arme, und die Heftigkeit meines Weinens wurde durch das Aufschlagen der auf den Sarg fallenden Erde gedämpft. Als ich mich aus den mich umschließenden Armen herausgewunden hatte, war der Sarg meiner Mutter bereits von einem Grabhügel bedeckt. Die untergehende Frühlingssonne sandte ihre matten Strahlen zur Erde nieder. Auch die Glocken schwiegen, und Stille zog wieder in das Reich der Toten ein.

Meine Mutter wurde nicht neben meinem Vater, sondern neben ihren jüngeren Bruder Michael begraben, und zwar darum, weil man an die Stelle neben meinem Vater irrtümlich einen anderen Toten beerdigt hatte, obschon dieser Platz bereits beim Tode meines Vaters für meine Mutter gekauft worden war. Meine Eltern wurden also irrtümlich nicht nebeneinander begraben. Das gefiel mir allerdings nicht, ja: Ich habe mir sogar vorgenommen, daß ich Mittel und Wege finden werde, damit sie nachträglich dennoch nebeneinander kommen, wenn ich einmal selbst die Entscheidungsgewalt haben werde.

Es ist eine interessante Tatsache im Leben, daß die meisten Mißverständnisse, Unglücksfälle und Beschimpfungen ausgerechnet mit denen passieren, die am gewissenhaftesten und ehrlichsten leben wollen. Man meint, als ob der Satan ihnen alle Hindernisse in den Weg legen würde, nur damit er sie in der Verwirklichung ihrer Beschlüsse behindern könne.

Meine Mutter wurde zwar begraben, aber ich sollte sie in meinem irdischen Leben nochmals sehen. Aber wie und wann?

Zuletzt haben auch wir den Friedhof verlassen. Die Abenddämmerung hatte sich bereits ausgebreitet. Unsere Verwandtschaft zog sich in die Sommerküche zurück und begann dort, über irgendetwas zu verhandeln. Sie wollten scheinbar nicht, daß auch ich dabei bin, und darum schickten sie mich hinaus.

Ich ging in das Zimmer, wo meine Mutter aufgebahrt gelegen hatte. Ich fand es leer. Mit meinem Kopf lehnte ich an die Tür und weinte vor mich

hin. Ich zerbrach mir darüber den Kopf, was wohl mit mir jetzt geschehen werde. Ich hatte jetzt niemanden mehr und stand mutterseelenallein auf dieser Welt. Was würde ich wohl, ein dreizehnjähriges Kind, anfangen? Wer wird sich um mich kümmern, und von wem wird mir Liebe zuteil werden? Ich machte mir Sorgen, und zwar schwere Sorgen, obschon ein Bubenkopf sich noch nicht mit derartigen Dingen herumschlagen sollte.

Während ich so meinen Gedanken nachhing, kam meine Großmutter zu mir herein und rief mich in die Sommerküche, wo die Verwandten über mich verhandelten. Ein Teil von ihnen wollte, daß mein Taufpate mein Vormund werden solle, und daß man mich im Waisenhaus in unserer Stadt unterbringe, das unter der Leitung der Barmherzigen Vinzenz-Schwestern stand. Das wäre für mich wohl das Beste gewesen, denn dann wäre ich von guten Herzen sorgfältig und gottesfürchtig erzogen worden. Ich hätte ein Zuhause gehabt, wenngleich in einem Waisenhaus, wo man mich jedoch liebevoll und mit Verständnis erzogen hätte. Oh! Du lieber Gott! Wie schön wäre das gewesen! Wie viele Bitternisse, wie viele Grobheiten, Schläge, Schimpfe, Hungerleiden, ja sogar Mordversuche wären mir erspart geblieben! Vor allem aber hätte sich mein ganzes Leben in seinem weiteren Verlauf ruhig gestalten können.

Den Verwandten mütterlicherseits gefiel dieser Vorschlag nicht. Schon vor dem Begräbnis meiner Mutter und auch jetzt schreckten sie mich vor dem Waisenhaus ab. Sie sagten, ich möge doch nicht ins Waisenhaus gehen, denn dort würde ich geschlagen, würde nichts zu essen bekommen, man würde schlecht mit mir umgehen, und man würde mich nicht „nach Hause“ lassen.

All das war freilich nicht wahr, sondern nur ein Vorwand, um zu verhindern, daß ich ins Waisenhaus komme. Im Hintergrund verbarg sich eine Vermögensfrage. Man fürchtete, daß man dann das nach dem Tode meiner Mutter mir gebührende Erbteil dem Waisenhaus werde überlassen müssen. Wenn diese Frage nicht aufgetaucht wäre, hätte ich ruhig gehen können, ja, man hätte mich sogar überredet, damit ich mit Freude ins Waisenhaus gehe. Aber so wollten die Verwandten mütterlicherseits wegen der Vermögensfrage und unter dem Einfluß meiner Großmutter, daß ich bei ihnen bleibe, und daß mein Vormund der jüngere Bruder meiner Mutter, Stefan junior, sei. Meine Großmutter hegte mir gegenüber übrigens die besten Absichten, und sie hatte mich auch lieb, aber sie rechnete nicht damit, daß sie nach einem guten halben Jahr ebenfalls sterben werde.

Die Verwandten väterlicherseits wurden wegen meiner Vormundschaft nicht einmal gefragt, obgleich der Stiefbruder meines Vaters besser gewe-

sen wäre als mein Onkel Stefan junior. Der Stiefbruder meines Vaters hätte mein Schicksal in die besten Bahnen geleitet, aber die Verwandten mütterlicherseits wollten nicht, daß er es werde, denn dann hätte die Familie meiner Mütter über das mir zugefallene Vermögen nicht frei verfügen können. Oh, wäre mir doch nichts geblieben!

Da nun meine Großmutter es so haben wollte, wurde ihr Sohn Stefan mein Vormund. Es ist nicht wahr, daß es keine anderen zur gesetzlichen Vormundschaft berechtigten Verwandten gegeben hätte. Das wurde nur auf dem Schriftstück Nr. 985/1921 des Waisenstuhles so angeführt, aber lediglich aufgrund einer Einsage. Das war eine infolge einer Freundschaft zustande gekommene und schon im voraus abgemachte Sache. Der städtische Waisenstuhl-Vorsitzende und mein Onkel Stefan junior waren nämlich bestens befreundet.

Meine Großmutter kannte die schwierige Natur ihres Sohnes Stefan gut, doch durch ihr energisches Auftreten konnte sie immer auf ihn einwirken und ihn in humanen Geleisen bewahren.

Mir gefiel mein Vormund von der ersten Minute an nicht, aber in der Sache, wer mein Vormund werde, hatte ich nichts mizureden, und wenn ich dennoch den Mut aufbrachte, dazu etwas zu sagen, brachte man mich bald zum Schweigen. Nicht genug, daß ich meine Eltern verloren habe; nun kam zu meinem Waisenschicksal noch dieser grobe, gottlose Vormund hinzu, der mit Kindern absolut nicht umgehen konnte. Im besten Fall konnte er sie nur schelten und schlagen. So blieb ich am Anfang der Flegeljahre auf mich allein gestellt.

Ich wuchs so auf wie das Wild des Waldes: Jedermann wollte aus mir einen Nutzen ziehen, aber niemand kümmerte sich um mich. Während der ganzen Flegeljahre hatte ich niemanden, dem ich auch nur einmal mein Herz hätte aufschließen können, oder der mich angehört hätte. Mein Vormund war von frostiger Natur, verschlossen, und ich konnte mit ihm nie vertraulich sprechen oder mich für ihn erwärmen. Wie viele Probleme hätte es doch in den Flegeljahren gegeben, die zu besprechen gewesen wären! Ich war froh, wenn ich meinen Onkel nicht sah.

### Ein Fingerzeig Gottes

Wie die Tugend im Wohlstand und in der Bequemlichkeit nicht in voller Blüte zu stehen pflegt, genauso verbirgt auch das schöne und gefällige Äußere nur selten eine gottergebene und edle Seele. Zumindest für meine Person habe ich diese Erfahrung gemacht, als ich mit dem Besuch des Gymnasiums begann. Hier mußte ich mich in eine neue Atmosphäre hineinleben.

In der Volksschule konnte ich die hervorstechenden wilden Triebe der menschlichen Dummheit noch nicht so sehr bemerken, aber im Obergymnasium um so mehr. Hier waren die Buben im Ganzen gesehen einander nicht mehr so wirklich zugetan, pflegten keine solch innige Freundschaft, Kameradschaft und Achtung, wie ich das von gleichaltrigen Jungen, die unter denselben Umständen lebten, im allgemeinen erwartete. Hier wurden die Buben nicht mehr nach ihrem menschlichen Wesen eingeschätzt, sondern man schaute darauf, was der Vater eines jeden ist. Das war selbstverständlich die Folge einer falschen Erziehung, und durch diese Auffassung wurden solche Buben in der Nachkriegszeit zu noch komischeren Figuren erzogen. Das klingt zwar lächerlich, aber es war so. Schon in der ersten Klasse des Obergymnasiums konnte ich den gesellschaftlichen Kastengeist spüren, denn man unterschied zwischen Grafen, Baronen und zwischen Kindern aus Herren- und Beamtenfamilien, aus Kleinbeamten-, handwerklichen und Bauernfamilien.

Wegen der Gruppenbildung entstand unter den einzelnen Cliques eine gewisse Abscheu und Verachtung. Ja, ich wage sogar zu sagen: auch ein blinder Haß. Und doch haben große und kleine Jungen das mißbilligt, was ihre Eltern aus ihnen gemacht hatten. Die „weisen“ Erwachsenen hatten nämlich vergessen, daß das Kind überall und zu jeder Zeit ein Kind bleibt, ganz gleich, wo es geboren ist, und daß es das Beste ist, es in natürlichem Rahmen zu erziehen, nicht aber in einem gekünstelten. Dadurch wird nämlich das Kind seiner guten natürlichen Anlage entkleidet, die ihm vom lieben Gott mitgegeben wurde, und zu einem solchen falschen Menschen erzogen, der sich später selbst verabscheut und in seinem Leben der Gesellschaft und der Menschheit nur zur Last fällt. Wenn die Grundlage falsch ist, wird das Gebäude, das man darauf errichten will, immer eine

Gefahr bedeuten, denn es könnte ja in jedem Augenblick einstürzen. Und diejenigen, die in einem solchen Gebäude wohnen, werden nervös und möchten daraus fliehen, da ihr Leben nicht einen Augenblick sicher ist. Jedermann spürt, daß ein solches Gebäude nicht für ihn geschaffen ist. So sind die falsch erzogenen Kinder, die zwar die Verschrobenheit ihrer Erziehung selbst einsehen, aber gegen ihre Eltern nichts unternehmen können, es sei denn, daß sie sich verstellen. Zu Hause benehmen sie sich zwangsweise nach dem Geschmack ihrer Eltern; aber außerhalb der elterlichen Wohnung bricht ihre unterdrückte Natur mit elementarer Gewalt hervor, und sie suchen in wilder Raserei das, was ihnen gefällt. Auf diese Art und Weise reifen sie langsam zu völlig charakterlosen, heuchlerischen, unzuverlässigen und ehrlosen Menschen heran, die für jedermann gefährlich werden. Wenn sie dagegen natürlich erzogen worden wären, hätten sie die nützlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sein können.

Ich, der nicht daran gewöhnt war, staunte, als ich sah, daß die Kinder der Grafen in einer Kutsche in das Obergymnasium fuhren, daß sie nicht allein in die Klasse kamen, sondern nur in Begleitung des Professors, mit dem sie die Klasse auch wieder verließen, damit wir ja nicht mit ihnen ins Gespräch kamen. In der Klasse wurden die Grafen- und Baronenkinder von den Professoren mit „Herr“ angesprochen, obwohl sie kaum 12–13 Jahre alt waren. Die anderen Buben wurden nur mit „du“ gerufen.

Diese Grafen- und Baronengewächse wußten natürlich immer die Lektion, denn sie mußten sie wissen, und wenn einer von ihnen noch so dumm gewesen sein mochte, ist er nicht sitzengeblieben. Ein solcher mußte Fortschritte machen, auch wenn er einen leeren Kopf hatte, denn sein Vater war ein einflußreicher Mann und wehe jenem Professor, der vielleicht seinem Sohn etwas zuleide tat. Und da jeder Professor große Angst hatte, sein Brot zu verlieren, ließ er ein solches Pflänzlein weiterlaufen. Aber mit der Zeit wuchs ein solches Pflänzchen zu einem Baum ohne Frucht heran und machte sich dort breit, wo für ihn kein Platz gewesen wäre oder nicht hätte sein dürfen, selbstverständlich zum Nachteil der Gesellschaft. Solche Menschen wurden dann die Urheber jener Welterschütterung, die die menschliche Unzufriedenheit mit Recht hervorgerufen hat.

Unter den Herrschaftskindern gab es gewiß komische Fälle. Ich habe aufgeputzte Kinder ins Gymnasium kommen sehen, die ließen sich ihre Bücher und ihr Pausenbrot von Dienern nachtragen. Sein Pausenbrot mochte der Junge schon verzehren, aber es mitzunehmen, war er schon zu faul. Das war freilich keine richtige Erziehung, denn solche Kinder werden die Lasten des Lebens auch später auf andere schieben. Sie selbst werden

bestrebt sein, das Leben von der leichteren Seite zu nehmen. Wie ein Mensch für zwei nicht essen kann, ebenso kann er auch nicht für zwei arbeiten. Wenn er es dennoch tut, so geht er vorzeitig drauf. Auch ein solcher Zustand ist für die Gesellschaft schädlich, denn die guten Arbeitskräfte fallen mit der Zeit aus, und die Drohnen nehmen zu. Ein solcher Zustand kann nur zu einem Durcheinander führen.

Ich aus einfacheren Verhältnissen war vom Benehmen der Herrenkinder geradezu verblüfft. Ich dachte, daß sie auch in ihrem Benehmen so vornehm seien wie in ihrer Kleidung, aber ich täuschte mich, denn das Benehmen vieler war anstößig. Nichts war ihnen heilig. Die Worte der Professoren nahmen sie nicht ernst auf. Wohl machten sie vor ihnen einen Katzenbuckel, aber hinterrücks haben sie sich über die Lehrerschaft lustig gemacht. Wenn nun ein Junge im Kindesalter, dem jetzt noch Schranken auferlegt sind, ein solches Benehmen an den Tag legt, was wird er wohl im Mannesalter tun, wenn er nicht mehr so sehr eingeschränkt sein wird?

Gleich in den ersten Tagen unserer Gymnasialzeit konnte ich erfahren, daß der Wortschatz der Herrenkinder zwar größer war, aber im Lernen und im Können blieben sie zurück. Bei uns stammten alle guten Schüler aus einfachen Verhältnissen.

Als wir uns schon ernsthaft aufs Lernen verlegen mußten, konnte ich in vielen Fällen beobachten, wie verschiedenen eine arglistige Täuschung gelang, und wie andere mich um Hilfe angingen, die mich sonst nur so von oben herab behandelten. Bei solchen Gelegenheiten hätte ich mich an ihnen rächen können für ihr übermütiges Gebaren. Aber das Verlangen nach Rache ist nur eine Gewohnheit dummer Menschen. Diese üble Gewohnheit aber wollte ich nicht annehmen, denn ich fühlte mich als Christ und wollte auch ein solcher bleiben. Wahre Christen üben keine Rache, sondern vergeben von Herzen und helfen den Bedürftigen.

Es war in jener Zeit eine interessante, aber zugleich auch eine gefährliche Erscheinung; daß nach dem Ersten Weltkrieg 1914–1918 und nach dem ersten ungarischen Kommunismus alles studieren wollte. Die Kinder strömten in die Schulen, aber zu gleicher Zeit flohen sie vor der Arbeit. Den Eltern wurde klar, daß das Wissen eine große Macht ist. Deshalb hatten die meisten von ihnen aus ihren Kindern studierte Menschen machen wollen. Sie konnten nämlich auf Schritt und Tritt erfahren, wie sehr der Arbeiter und die Arbeit mit beiden Händen geringgeschätzt wird, wie sehr sie nicht bewertet werden. Dagegen würde die geistige Arbeit stille stehen, wenn sie von der Arbeit mit beiden Händen nicht unterstützt würde. Diese zweierlei Arbeiten verhalten sich so wie die beiden Hände des Menschen:

Die eine hilft der anderen, denn eine ohne die andere ist nur eine halbe Hand und könnte nur eine mangelhafte Arbeit ausführen. Aus diesem Grunde muß beiden Arbeitsarten, den geistigen und leiblichen, unbedingt Ehre und Wertschätzung entgegengebracht werden.

Die Verachtung derjenigen, die mit beiden Händen arbeiten, führt zur Zersetzung der einheitlichen Kräfte des Landes. Daß jemand ein geistiger Arbeiter ist, bedeutet für ihn kein Verdienst; man kann höchstens seinen Fleiß loben, seine geistigen Fähigkeiten aber hat er dem Herrgott zu verdanken. Da er nun diese von Gott erhalten hat, hat er wirklich keinen Grund, wegen seines Wissens die Nase zu rümpfen; und wenn er es dennoch tut, so ist er ein Dieb, denn er eignet sich etwas an, was ihm nicht gehört. Gott hat den Menschen das Wissen nur geliehen und nimmt es durch den Tod zurück. Alles Wissen gehört Gott, und Er leiht nur deshalb davon den Menschen aus, um ihre und ihrer Mitmenschen irdische und himmlische Zukunft damit zu fördern und zu sichern. Wer auf diesem Gebiete fleißig ist, dem gebührt Lob und Ehre; wer aber faul ist, der verdient nur Abscheu und Verachtung.

Eine traurige Wahrheit war auch der Umstand, daß, wenn einer nicht lernte, gleich eins auf den Kopf bekam: „Wenn du nicht lernst, wirst du ein Lehrling.“ Das ist eine sehr falsche Auffassung und eine Verächtlichmachung des Handwerks. Auch beim Handwerk braucht man Verstand, denn vergeblich steht der Ingenieur da, wenn nicht der kluge Maurer da ist, der den Palast aufbaut. Ja, je gebildeter der Handwerkerstand des Landes ist, um so entwickelter ist seine Kultur. Auch der wilde Mensch des Urwaldes baut sich eine Hütte, aber diese ist noch weit entfernt von den glänzenden Palästen. Auch er hat einen Begriff vom Hausbau, aber er hat nicht das Wissen zum Bau von Schlössern. Also müßte er lernen, und wenn er möchte, könnte auch aus ihm ein guter Handwerker werden. Die Verachtung des Handwerkertums führt zur Disharmonie und gereicht der ganzen Gesellschaft zum Schaden.

Da nach dem I. Weltkrieg und dem darauffolgenden Kommunismus, wie ich schon sagte, alles studieren wollte, waren die Schulen mit Schülern bald überfüllt. Viele hätten das Lernen mit dem Kopf geschafft, aber nicht mit dem Geld. Deshalb haben sich viele begabte Jungen um Aufnahme in die bischöflichen kleinen und großen Seminarien bemüht. Es ist natürlich, daß die Jungen, die begabt waren, aber oftmals keine Berufung hatten, eher aufgenommen wurden als die schwächer Begabten und die mit einem wirklichen geistlichen Beruf Versesehenen. So kam es dann, daß viele Aspiranten mit wirklichem geistlichen Berufsziel nicht aufgenommen wurden und später im weiteren Leben darüber klagten bis zu ihrem Lebensende,

daß sie keine Priester haben werden können. — Die Verbitterung ist ein schlechter Ratgeber, denn sie hat viele Jungen, die als Kleriker nicht aufgenommen wurden, in ihrer Seelenverfassung umgeformt. So wurden aus den ursprünglich guten Jungen erbitterte Feinde der Kirche.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Studierte Menschen reden von Büchern, die Metzger und Selcher von Schweinen.“

Möglich, daß es in China so war, aber bei uns im Gymnasium habe ich die Erfahrung gemacht, daß die „Wissenschaftsbeflissenen“ nicht von Büchern, auch nicht von Schweinen, sondern ausdrücklich von Schweinereien erzählten und solche manchmal vollbrachten. Aber ein Glück, daß nicht jeder von ihnen das tat. Und das Traurige an der Sache war eben der Umstand, daß — alle Achtung vor den Ausnahmen — ausgerechnet die Jungen von vornehmster Abstammung die Verderbtesten waren. Wenn nun die Kinder so geartet waren, wie mußten wohl die Eltern gewesen sein? Wie konnten solche Eltern in leitenden Positionen mit gutem Beispiel vorangehen? Den Untergebenen, die auf sie schauten, ein Vorbild sein? Ein solcher Geist zerstört ebenfalls und baut nicht auf.

Aber nicht nur bei uns, sondern auch anderswo herrschte unter den Gymnasialschülern ein derartiger Geist, wenn nicht gar noch ein schlechterer. Das alles waren Folgen des Krieges und der Revolution.

Bald nach Beginn des Schuljahres starb meine Tante. Das war die dritte Einkehr des Todes in unserer Familie im Jahre 1921.

Die Beobachter des Lebens behaupten: Die Tochter eines reichen Menschen wird schnell geheiratet und das Schwein eines armen Menschen rasch fett. Daß die Tochter einen reichen Menschen wegen ihres Vermögens schnell geheiratet wird, ist verständlich; aber, daß das Schwein eines armen Menschen rasch fett würde, klingt doch etwas seltsam, denn auch sein Schwein hat keine besondere Veranlagung zur Mast. Das stimmt, aber des Rätsels Lösung liegt darin, daß der arme Besitzer nicht viel Futter hat, und wenn das ausgegangen ist, dann muß er das Schwein schlachten, ob es voll gemästet ist oder nicht. Deshalb also wird das Schwein eines armen Menschen so rasch fett.

Bei meinem Vormund war es nicht so, denn das Schweineschlachten wurde einfach auf den Elisabeth-Tag verlegt. Dadurch wollte er sich bei seiner Mutter, also bei meiner Großmutter mütterlicherseits, freundlich zeigen, denn ihr Taufname war Elisabeth. Auch in diesem Jahr sollte der Vorabend ihres Namenstages mit einem Schweineschlachtfest begangen werden. Da das Schweineschlachten ein großes Familienereignis war, mußte ein

jedes Mitglied der nahen Verwandtschaft daran teilnehmen. Meine Großeltern gingen schon frühmorgens zu meinem Vormund; ich freilich konnte erst nach dem Unterricht im Gymnasium dorthin gehen. Der Unterricht endete um 13 Uhr.

Als ich bei meinem Vormund ankam, klagte meine Großmutter über Schmerzen am Kinn, das sie mit einer Schürze immer wieder bedeckte. Ihre Schürze war schmutzig, aber sie achtete nicht darauf. Denn wie hätte auch eine Schürze beim Schweineschlachten sauber bleiben können? An ihrem Kinn befand sich ein entzündeter Pickel, und dieser blutete. Ihr Gesicht war feuerrot. Ich sagte ihr, sie solle sofort zum Arzt gehen, denn sie habe wahrscheinlich eine Blutvergiftung bekommen. Jetzt hätte man dem Übel noch vorbeugen können, aber meine Großmutter ging nicht zum Arzt, sondern sagte nur, daß sie am nächsten Tag dorthin gehen werde.

Da ich eine dunkle Vorahnung hatte, daß sie an diesem vergifteten Pickel sterben würde, bestürmte ich sie den ganzen Nachmittag mit Bitten, doch den Arzt aufzusuchen, aber sie ging nicht. Statt dessen wollte sie mir eine Ohrfeige geben, weil ich ihr keine Ruhe ließ.

Das Schweineschlachten war an einem Donnerstag (18. November 1921) gewesen. Am Freitag fing meine Großmutter an, arg zu fiebern. Vergeblich bat ich sie, den Arzt aufzusuchen. Sie ging nicht. Am Samstag mußte sie sich bereits ins Bett legen und hatte noch immer keinen Arzt holen lassen, obwohl ich sie ständig darum gebeten habe. Am Sonntag, dem 21. November 1921, war ihr Kinn völlig rot angeschwollen, aber sie ließ noch immer keinen Arzt rufen. Nachmittags kamen meine Vormundsleute zu meinen Großeltern auf Besuch. Jetzt bat ich meinen Vormund, sofort einen Arzt zu holen. Mein Vormund ging augenblicklich weg, um ihn aufzusuchen.

Der Arzt war auch gleich da. Er untersuchte meine Großmutter und schüttelte zwischendurch seinen Kopf. Die Sache gefiel ihm nicht. Er sagte, in solchen Fällen müsse man sofort zum Arzt gehen. Aber das Übel kam daher, daß die Leute das nicht einsehen wollten, und daß im Hintergrund die elende Geldfrage als Ursache lauerte.

Während der Arzt meine Großmutter untersuchte, ging ich hinaus in die Küche. Nach der Untersuchung begleitete mein Vormund den Arzt bis zur Hoftür. In der Küche hatten sie mich nicht wahrgenommen. Da hörte ich, wie sie miteinander redeten, und daß der Arzt zu meinem Vormund sagte, das Leben meiner Großmutter sei nicht mehr zu retten. Was ich als Kind spürte, das bestätigte nun der Arzt als Fachmann. So nahte sich uns wieder ein Unglück, und wir konnten an uns erfahren, daß das Übel nicht immer allein, sondern oft gruppenweise kommt.

Am Montag, dem 22. November 1921, nachts um 1 Uhr und 10 Minuten, fing meine Großmutter an, über Unwohlsein zu klagen. Dann erhob sie sich im Bett, fiel aber sofort auf das Kopfkissen zurück, röchelte einigemal und starb.

So besteht zwischen dem Schweineschlachten und dem Begräbnis ein ursächlicher Zusammenhang. Es war ein verhängnisvolles Schweineschlachten.

Durch den Tod meiner Großmutter lösten sich jene starken Bande, die die Familie in Ordnung zusammenhielten und nun den Weg freimachten, auf dem unsere Familie ihrem Untergang entgegenging.

Dieser Todesfall war der vierte in unserer Familie in jenem Jahr.

Der Tod meiner Großmutter mütterlicherseits hatte mir eine neue und tiefe Wunde beigebracht und gleichzeitig meinen Weg zu den großen Leiden beschleunigt. Ich spürte deutlich, daß schwere Dinge auf mich zukommen werden, aber ich ging ihnen mit Ergebung entgegen, denn ich vertraute auf die Hilfe Gottes.

Nach dem Begräbnis meiner Großmutter mütterlicherseits setzte sich die Verwandtschaft wieder zusammen, um über mein weiteres Schicksal zu verhandeln. Man wollte mich in das Waisenhaus geben, aber mein Großvater ließ mich nicht gehen, denn er hatte mich lieb, wie auch ich ihn. Er verhielt sich zu mir so: Wenn ich zu Hause war, zankte er ständig mit mir und schalt mich; wenn ich aber nicht zu Hause war, dann suchte er mich, weil ich ihm fehlte, weil er eine Sehnsucht nach mir hatte. Ich hatte mich an seine nervöse Natur schon gewöhnt, und er konnte mit mir nach Lust und Liebe streiten, ich nahm es ihm nicht übel.

Im Hintergrund tauchte auch die Frage des Familienvermögens auf. Deshalb wäre ein Großteil der Verwandtschaft für die Ablösung meines Vormundes gewesen, denn sie merkten, daß er diesem Amt nicht gewachsen sei und für mich keine Sorge trage, wenigstens nicht so, wie man es für einen Jungen im Entwicklungsalter hätte tun sollen. Sie hatten an ihm etwas beobachtet, was ihnen nicht gefiel. Weiterhin hatten sie auch in Betracht gezogen, daß mein Vormund seinen unbeugsamen und unbändigen Willen auch gegen seinen Vater durchsetzen wollte, d. h., daß er nicht bereit war, den Willen seines Vaters zu respektieren. Vor meiner Großmutter hatte mein Vormund Angst, aber vor meinem Großvater nicht. Aus diesem Grunde fing er an, mit eisernem Willen über die ganze Familie zu herrschen und duldete keinen Widerspruch. Ob dieses sein Vorgehen seinem Vater gefiel oder nicht gefiel, darum kümmerte er sich nicht. Er drückte ihn ganz in den Hintergrund und hat ihn nie um seine Meinung gefragt.

Der städtische Waisenstuhl-Vorsitzende hörte nicht auf die Bitten meiner Verwandtschaft, sondern bestand darauf, daß mein Vormund weiterhin mein Vormund bleibe. In seinem Entschluß ließ sich der Waisenstuhl-Vorsitzende nicht von der Wahrheit, sondern von den freundschaftlichen Banden leiten. Mein Interesse fiel dabei nicht ins Gewicht. Später allerdings hat sich der Waisenstuhl-Vorsitzende eines Besseren besonnen, aber er konnte damit dem Übel nicht mehr abhelfen. In diesem ungerechten Beschluß liegt die schwerwiegendste Leidenskette meines Lebens begründet. Auch wenn ich nur daran denke, lastet diese Entscheidung bleiern auf meiner Seele. Dennoch lobe ich Gott, weil ich weiß, daß Er nur diejenigen prüft, die Er liebt.

Unter schweren Leiden verstehe ich nicht Zahnweh oder dergleichen, sondern solche Qualen, die viele verrückt gemacht oder in den Selbstmord getrieben haben. Wenn jemand leiden kann – mit Gottes Kraft – dann sind die Schmerzen immer zu ertragen. Ich wußte, daß ich durch Leiden dem lieben Gott mehr darbringe als durch Beten, und deshalb betete ich durch Leiden: Diese Art von Gebet hat dem Allmächtigen vielleicht besser gefallen als das mündliche Beten. Das Gold wird im Feuer, der Mensch im Leiden geprüft. Im Leiden tun sich für die Seele prächtige Tiefen auf, und diese sind die Prüfsteine ihrer Kraft. Die in den Stürmen des Lebens hart geprüften Herzen werden im Feuerofen der Leiden schneeweiß geläutert. Wie eines jeden Herz und Seele beschaffen ist, das weiß wirklich nur Gott allein. Daher kommt es dann, daß diejenigen, die den Menschen gefallen, vielleicht Gott nicht gefallen – und daß diejenigen, die Gott lieb sind, vielleicht den Menschen nicht lieb sind. Aber Gott urteilt und hilft nicht nach den Gesichtern, sondern nach den Herzen.

Kaum einen Monat später, nachdem meine Großmutter mütterlicherseits gestorben war, starb auch ihr Bruder, mein Onkel. Bei seinem Tode horchte unser ganzer Stadtteil auf und hielt die fünf Toten nacheinander für einen Fingerzeig Gottes.

Dieser Todesfall war die fünfte und letzte Einkehr des Todes in unserer Familie im Jahre 1921.

Fünf Tote, und dazu noch Erwachsene, in einem Jahr, in einer Familie, das war ein bißchen zuviel und hätte auch Menschen mit Nerven aus Drahtseilen auf die Folter gespannt. Wir hatten also allen Grund, zu trauern, über die Schläge zu stöhnen und zu jammern. Nicht nur meine umsichtige und strenge Großmutter hatte jetzt gefehlt; auch die Ordnung im Hause hatte sich aufgelöst. Was wir unternommen haben, das war eben nur Männerarbeit, und wir scherten uns nicht darum, wie sie ausgefallen ist. Alles

ging mit linker Hand vor sich. Ab und zu haben uns die Verwandten ausgeholfen, aber diese Hilfe währte jeweils nur kurze Zeit.

Über den Winter haben wir es noch geschafft, aber dann kam der Frühling, wo man mit den Weingartenarbeiten hätte beginnen sollen; jedoch es fehlte die Frau, die neben ihrer Hausarbeit auch die Weingartenarbeiten hätte verrichten können. Diese Zwangslage hat meinen Großvater dazu bewogen, zum zweitenmal zu heiraten. Er suchte unter den Witfrauen eine Frau, aber es ging ihm dabei so wie den meisten Menschen: Jetzt, als er seinen ganzen Verstand hätte zusammennehmen sollen, versagte er. Er wählte nämlich solange unter den Frauen, bis er gründlich daneben gewählt hatte.

Die auserwählte zweite Frau seines Herzens war die Patin seines Sohnes Stefan. Diese Wahl gefiel uns nicht, und alle waren dagegen. Die Frau hatte eine spitze Zunge. Außerdem hatte sie bereits drei verheiratete Kinder mit acht Enkelkindern und zwei minderjährige Mädchen zwischen 13 und 15 Jahren, die sie in die Ehe mitbringen wollte. Dann besaß sie auch ein Haus und einen Weingarten, den man freilich bearbeiten mußte.

Die Gefahr, die diese zweite Heirat in sich barg, hatte jeder gesehen, nur mein Großvater nicht. Deshalb versuchte man mit Händen und Füßen, mit Herz und Sinn, ihn davon abzubringen, aber mein Großvater ließ von seiner Wahl nicht ab. Dagegen hätte er in Betracht ziehen müssen:

1. Daß auch er noch einen minderjährigen Sohn hat, der die VI. Klasse des Gymnasiums besucht und die Universität absolvieren möchte, wozu jedenfalls viel Geld notwendig ist, vor allem aber auch Ruhe zum Studium. Er hätte nicht einmal diesen seinen Sohn studieren lassen können, denn so viel verdient ein Maurergeselle nicht.

2. Auch ich, das elternlose und minderjährige Waisenkind, bin noch da. Für mich hätte er zwar nichts aufwenden müssen, aber ich lebte doch im Hause, nahm auch einen Platz ein, aß dort, und man mußte auch für mich waschen. Allerdings hatte mein Großvater den Gegenwert dafür bereits bekommen, dennoch bedeutete ich im vorliegenden Fall noch immer eine Last, weil ich ebenfalls studierte und deshalb in eine Handarbeit, die beide Hände vollkommen in Anspruch genommen hätte, nicht eingespannt werden konnte.

3. Nun kommen noch zwei minderjährige Mädchen hinzu, die gleichfalls gekleidet, verköstigt und schließlich verheiratet werden müssen. Dann: Wo soll er die für zwei Mädchen erforderliche Mitgift hernehmen? Auch nur eine unter die Haube zu bringen, ist schon ein Jammer, um wieviel mehr noch zwei?



4. Durch diese Heirat würden sich im Hause noch mehr Leute tummeln. Das wäre dann schon ein Heuschreckenschwarm.

5. Man wußte, daß die Sachen an den Fingern der neuen Auserkorenen leicht kleben bleiben, daß sie stiehlt wie eine Elster und alles mit sich gehen läßt. Also würde sich mein Großvater auch noch einen Hausdieb aufhalsen, der dann dafür sorgen würde, ihn kahl zu rupfen und ihn schließlich im Stich zu lassen.

Die aufgezählten Lasten könnte ein Mensch auch bei großem Verdienst unmöglich tragen. Und wenn er sie sich dennoch aufbürdet, wird er unter ihrer Last unbedingt zusammenbrechen. Das hatte jedermann eingesehen, nur mein Großvater nicht, und deshalb wollte man ihn von dieser Heirat, die sich schon im voraus als unglücklich abzeichnete, abbringen. Aber mein Großvater hörte auf niemanden, sondern ging die neue Ehe blindlings ein und nahm damit solche Lasten auf sich, die ihn zuerst grausam quälten und schließlich erdrückten.

Die Hochzeit verlief ruhig, aber um so mehr Lärm schlug man beim Einzug in das Haus meines Großvaters. Die neuen Verwandten fühlten sich sehr bald zu Hause und begannen gleich, zu dirigieren und zu befehlen. Auch ein bißchen Plunder hatten sie mitgebracht, aber nur, um ihn zur Schau zu stellen, denn sie dachten sich: „Wozu noch mehr hereintragen, wenn wir uns doch in den vollen Besitz setzen können?“

Die bei uns übliche Ordnung wurde auf den Kopf gestellt. Ungewöhnlich war das Weinen der Mädchen, denn sie plärrten besser als eine dröhnende Maschine. Wenn sie dann vom Weinen genug hatten, fingen sie an, zu lachen und zu singen. Sie waren launenhafter als das Aprilwetter.

Schon in den ersten Tagen mußten wir solche Erfahrungen machen, die bei uns früher unvorstellbar gewesen wären, und deretwegen man uns halbtotgeschlagen hätte. Es wurde deutlich, daß sowohl die Mutter als auch ihre minderjährigen Töchter über alle Maßen unsittlich waren. Besonders in der jüngsten wucherten die wollüstigen Triebe. Mutter und Töchter bewegten sich im Halse nur in mangelhafter Kleidung. Die Mädchen brachten es sogar fertig, daß sie sich im Bett ohne Decke und völlig nackt herumwälzten. Scham war für sie ein unbekannter Begriff, und sie kümmerten sich nicht viel darum, ob etwas das Schamgefühl verletzen könnte. So mußte ich zu Beginn der Flegeljahre solche Dinge hören und sehen, freilich ungewollt, wie nie zuvor.

Diese Umstände erwähne ich nur deswegen, damit man sehen soll, in welche Verhältnisse ich als Junge hineingezwungen worden und dadurch in Verruf gekommen bin. Und wer hat sich darum gekümmert?

Die neue Frau hatte meinen Großvater auf hinterlistige Weise ins Netz gezogen, und bald nach dem Ehebund erzählten die Nachbarn, daß meine arme Großmutter – wenn sie aus dem Tode erwachen könnte – mit ihren zehn Fingernägeln die Augen der neuen Frau auskratzen würde und sie samt ihrer ganzen Familie mit einem Prügel aus dem Hause triebe.

Ich war der Stieffrau von der ersten Minute an im Wege. Sie liebte mich nicht und wollte nicht, daß ich bei meinem Großvater bleibe. Ich hatte nämlich ein wachsames Auge auf sie, und sie ärgerte sich darüber. Ich habe sehr bald bemerkt, daß sie zu stehlen anfang. Daraufhin habe ich sie jedesmal zur Rede gestellt, wenn sie etwas unternommen hatte, was nicht in Ordnung war. Meine Mutter hatte mich zur Ehrlichkeit erzogen, die neue Hausfrau aber demonstrierte genau die Unmoral, besonders, wenn mein Großvater nicht zu Hause war.

Mein Großvater wollte nicht zulassen, daß ich von ihm fortgehe, denn, wenn ich von ihm weggegangen wäre, hätte er mir nach dem Anteil meiner Mutter ein Drittel seines Vermögens überlassen müssen. Daran war jedoch niemand interessiert.

Man hätte mich in ein Kriegswaisenhaus stecken können, aber sie taten es nicht.

Unser Pfarrer hätte mich gerne bei einer guten Familie als Adoptivkind untergebracht, aber mein Vormund war dagegen.

Meine Vormundsleute besaßen ein großes Haus und hätten mich ruhig zu sich nehmen können, aber das wollten sie nicht und ließen mich weiterhin bei meinem Großvater. Eigentlich wäre mein Platz bei meinem Vormund gewesen. Aber auch hier wurde falsch gespielt, denn beim städtischen Vormundsamt war ich so gemeldet, daß ich bei meinem Vormund wohne und von ihm betreut werde.

Ich befand mich in einem seltsamen Zustand: Meine Großeltern haben mich betreut, aber mein Vormund hat mir die Befehle erteilt, obschon er mich öfters Wochen hindurch nicht sah. Auch mein Großvater arbeitete auf dem Lande und kam nur sonntags nach Hause. Während er abwesend war, beschimpfte mich seine zweite Frau ständig in übelster Weise und verprügelte mich auch oft, aber warum, das wußte vielleicht sie selbst nicht. Sie ließ mich hungern und versteckte sehr oft die Eßwaren vor mir, reichte mir nicht einmal ein Stück trockenes Brot, obwohl meine Verköstigung und Betreuung bezahlt waren. Solcherweise wurde ich immer magerer und bleicher.

Eine derartige Behandlungsweise hatte ich freilich nicht verdient, denn nach dem Tode meiner armen Großmutter habe ich mich sehr zusammengenommen, damit ja keine Klagen über mich kämen. Ich war froh, wenn ich mich

in einer Ecke ruhig verhalten konnte und weit davon entfernt, dummes Zeug auszuhecken. Ich war kein schlechtes Kind, aber man hat von verschiedener Seite versucht, mich zu einem solchen zu machen. Deshalb mußte ich einen ständigen Kampf führen, um sittlich nicht zu verkommen. In meiner Seele hegte ich nämlich ständig den Wunsch, dem lieben Gott zu dienen; darum war ich bestrebt, mich anständig aufzuführen, und zwar auch dort, wo man mich nicht sah.

Wenn ich ab und zu meinem Vormund meine Lebensverhältnisse erwähnte, glaubte er nicht daran, sondern rümpfte blasiert die Nase und stellte dadurch der zweiten Frau meines Großvaters einen neuerlichen Freibrief aus, um mich weiterhin zu quälen. Jetzt trat ich der Stieffrau noch nicht entgegen, sondern ertrug wortlos ihre Behandlungsweise. Wir wissen aber, daß selbst das beste Pferd anfängt, zu toben, wenn es immer nur Prügel bekommt. So kann auch ein Kind körperlich und geistig viel aushalten, bis es von Bitterkeit übermannt wird; aber danach stellt es sich sogar der Übermacht entgegen.

Es ging sie wohl absolut nichts an, aber die Stieffrau schmerzte am meisten, daß ich in die Schule ging. Damit sie mich je eher loswerde, wollte sie es schlaun anpacken, um mich vom Besuch des Gymnasiums abzubringen und zu überreden, ein Handwerkslehrling zu werden. Kaum hatte mein Vormund diesen Versuch aufgegeben, hat ihn die Stieffrau wieder aufgenommen. Wie wenn der Teufel in sie gefahren wäre, so arbeitete sie gegen mich. Aber wer hätte sagen können, warum?

Mein Gott! Welch ein schönes und ruhiges Leben hätte ich gehabt, wenn mich meine Eltern erzogen hätten! Wie ruhig hätte ich studieren können und dazu noch, wieviel! Aber nun war mein Leben ohne sie nur eine Qual. Ein anderer Junge wäre an meiner Stelle vielleicht schon längst zum Selbstmörder geworden. Auch ich hätte den Tod nicht gefürchtet, aber zum Leben braucht man mehr Mut. In den Tod flüchten nur die Feigen und die Seelenkranken. Wer leben will, ist bereit zum Kampf. Wer aber siegen will, der kämpft hoffnungsvoll.

Unser Klassenleiter unterrichtete in der I. und VIII. Klasse Ungarisch. An einem schönen Frühlingstag veranstaltete er in beiden Klassen einen ungarischen Aufsatzwettbewerb über das Bild „Der Familienkreis“. Es war eine Bildbeschreibung.

Die Achtklässler blickten mit Hochmut auf uns herab und rieben sich schon im voraus vergnügt die Hände über den glänzenden Sieg, den sie über uns davontragen würden. Sie würden uns schon zeigen, was sie können! Beide Klassen waren in großer Aufregung, denn ein Wettbewerb hat bei den

Gymnasiasten großes Gewicht, auch dann, wenn diese nach außen eine stolze Ruhe zur Schau tragen und sich innerlich als „Große“ dünken. Ein jeder kaute an seinem Federkiel, und wir spinnen an immer schöneren Gedanken, die vom Läuten des Pedells schließlich unterbrochen wurden. Die aufgeregte Stunde war zu Ende, und jedermann wartete nun auf den Erfolg des Wettbewerbs.

Nach zwei Tagen wurde die Tür unseres Klassenzimmers aufgerissen, und unser Klassenleiter rief mir schon beim Eintreten zu: „Was hast du gemacht?“ Und danach ging er auf den Katheder und ließ das Bündel von Aufsatzheften auf den Tisch knallen.

Alles erstarrte. Ich fing fast an, zu weinen, denn ich hatte ja nichts Böses getan. Aber warum hatte mich dann der Klassenleiter so angeschrien?

Unser Lehrer wollte genau diese gespannte Stimmung schaffen, damit die folgenden Minuten sich um so angenehmer auswirken konnten. Während aber wir uns vor Angst kaum zu rühren wagten, schmunzelte unser Klassenleiter in sich, aber er konnte seine gute Laune nicht lange zurückhalten und brach in helles Lachen aus. Er lachte und freute sich über etwas dermaßen, daß ihm sogar die Tränen über die Wangen kullerten. Nur das hatte uns noch gefehlt, und auch wir lachten übers ganze Gesicht, aber wir wußten nicht, warum; immerhin: Wir lachten. Durch unser „Ha-Ha-Ha . . .“ machten wir Begleitmusik zum Lachen unseres Klassenleiters. Nachdem wir uns krummgelacht hatten, mahnte er uns zur Ruhe.

In atemloser Stille erzählte er, daß ich den Wettbewerb gewonnen hätte, und daß die Achtklässler weit hinter mir zurückgeblieben seien. Darüber habe er sich so sehr gefreut. Er sei stolz auf seine Klasse. Aber zugleich erteilte er mir den Befehl, mich in der Literatur weiterzubilden, denn ich hätte einen guten Stil, könnte im Ungarischen sehr schön konzipieren, bzw. sei schriftstellerisch sehr begabt. Und er fügte noch hinzu, daß es sehr, sehr schade wäre, wenn ich nicht zu Ende studieren würde. Genau das wollte auch ich, wenngleich meine schulische Ausbildung einen sehr schweren Anfang genommen hatte; denn, wenn schon der Anfang so schwer war, wie schwer würde wohl der Abschluß sein? Hja! Bis dorthin wird noch viel Wasser den Palatin-Kanal hinabfließen.

Mein Start im Gymnasium berechtigte zu den besten Hoffnungen, aber man muß beobachten, wie mich die stiefmütterlichen Verhältnisse zugrunde richten wollten; ich nahm jedoch den Kampf gegen die zerstörenden Kräfte auf. In diesem ständigen Ringen entwickelte sich in mir jene Selbstständigkeit und Festigkeit, die von oberflächlichen Beobachtern als Stolz

in mir gedeutet werden. Es stimmt aber nicht, daß ich stolz bin, denn der Stolz hat keinen Halt und baut auf die menschlichen Anschauungen. Töricht aber ist jener, der sein Leben auf seine Mitmenschen baut; und albern ist der, der sich auf die Menschen verläßt. Wer auf die Menschen baut, baut auf Sandgrundlage, auf der man in jedem Moment ausrutschen kann. Ich aber baue mein ganzes Leben auf Gott; daher meine Ausdauer und meine sichere Grundlage.

Nachdem sich die Zeiten nach den Revolutionen beruhigt hatten, forderte die öffentliche Meinung, daß die ungarische Regierung die Kriegsinvaliden, Kriegswitwen und Kriegswaisen durch Zuweisung von Grund und Boden entschädigen solle. Wie in anderen Gegenden Ungarns diese Zuweisung aussah, weiß ich nicht; der Nachbar-Graf, etwa acht bis zehn km von uns entfernt, löste diese Frage so, daß er seinen schlechtesten Grund fast zum dreifachen Preis unter uns aufteilen wollte, aber mein Vormund hat das mir angewiesene ein Joch Feld nicht angenommen. Nicht nur wir, auch andere haben auf das ihnen zugeteilte Feld verzichtet.

Wer wäre auch so verrückt und würde einen entlegenen Grund zum dreifachen Preis kaufen? Das wäre noch schlimmer gewesen, als wenn man gesagt hätte: „Hier hast du ein großes Nichts, halte es fest!“ – So war die soziale Fürsorge von seiten derer, die an der Macht waren zu jener Zeit. Auch dieser Umstand half mit, den Weg zu ebnen, auf dem das große Unheil über das arme Ungarn kam. Die Völker ausspielen heißt, sein eigenes Schicksal zu unterminieren.

Nachdem ich meine Schulzeit am Obergymnasium begonnen hatte, jagte ein Tag den anderen, und die erste Klasse hatten wir hinter uns (29. Juni 1922). Mit Hilfe des lieben Gottes wies mein Zeugnis lauter vorzügliche Noten auf. Als Belohnung habe ich eine größere Geldsumme erhalten. Die zweite Frau meines Großvaters wollte mir das Geld abnehmen, aber ich gab es ihr nicht, denn mit dieser Summe und mit dem Geld, das ich für Stundengebühren von anderen Jungen erhielt, wollte ich im kommenden Schuljahr meine kleineren Ausgaben bestreiten.

In die Rubrik „Anmerkungen“ meines Zeugnisses hatte mein Klassenlehrer folgendes eingetragen: „Begabt, faßt leicht auf, von offener Manier, konzipiert im Ungarischen sehr schön.“

Ich habe im Gymnasium einen Mitschüler gehabt, dessen Vater beim Stadtgrafen Kammerdiener, und dessen Mutter dort Oberköchin war. Ihr Sohn hatte Lungenspitzenkatarrh und war deshalb im Lernen etwas zurückgeblieben. Ich wurde gebeten, in den Sommerferien im Lernen nach-

zuhelfen, bzw. den bereits gelernten Stoff zu wiederholen. Ich mußte zu ihnen gehen. So gelangte ich zum erstenmal in das große Schloß des Stadtgrafen. Da tat sich mir eine neue Welt auf.

Das Schloß war ein einstöckiges, schönes Gebäude und stand inmitten eines prächtigen, 30 Joch umfassenden Parks. Im Park standen uralte Bäume. Zwischen den Bäumen erhob sich die alte Burg, die 1566 von den Türken eingenommen wurde. In zwei großen Ställen waren die Pferde untergebracht, das eine schöner als das andere, die aus einer Futterkrippe von rotem Marmor fraßen. In drei großen Glashäusern gediehen Palmen und andere herrliche Blumen und Pflanzen. Im Pomarium waren sehr viele Obstbäume, alle schön in Reih und Glied gepflanzt. Im Gallinarium tummelten sich verschiedenrassige Scharen von Hühnern, und weiß Gott, wer könnte aufzählen, was es dort noch allerhand gab, das ich noch nicht gesehen hatte. Alles hatte einen eigens dazu bestellten Wärter. Der ganze Kastellgarten war von einem hohen und starken Zaun umgeben; im eisernen Gittertor hielt ein Wächter mit Hellebarde Tag und Nacht Wache. Ein Fremder wurde nicht hineingelassen.

Auch von außen war das Kastell schön, aber um wieviel mehr noch innen! Als ich es zum erstenmal betrat, staunte ich, obwohl ich nur in das Zimmer der Angestellten gehen durfte. Wie wunderbar schön war alles! In allen Zimmern waren wertvolle Möbel und Gemälde in reicher Fülle vorhanden.

Und der Besitzer dieses mächtigen Vermögens und einiger wunderschöner Schlösser, bzw. eines Grundbesitzes von 23 000 Katastraljoch, war nur ein einziger Mann! Aber wie viele hat es gegeben, die noch viel reicher waren als er! Und wie viele Zehntausende von Menschen hat es außer ihnen noch gegeben, die nicht einmal einen fußbreiten Boden oder eine schilfbedeckte Hütte ihr Eigen nennen konnten! Riesengroß waren die gesellschaftlichen Unterschiede zwischen Ungarn und anderen Ungarn. Der eine wußte vor Wohlstand nicht, welche Vergnügen er sich ausdenken sollte, der andere aber fand keine Wege, wie er sich aus seinem bodenlosen Elend erheben konnte. Diese großen materiellen Unterschiede haben die große Katastrophe, die über Ungarn hereinbrach, beschleunigt, bzw. dazu beigetragen, daß sie desto eher hereinbrechen konnte.

Wir sehen, daß die ganze Welt nur nach dem Geld jagt, und daß derjenige, der Geld hat, auch Ehre hat; vor dem zieht man den Hut, auch dann, wenn er ehrlos ist. Der Bettler kann ein ehrlicher Mensch sein, aber niemand achtet ihn; man geht wortlos an ihm vorbei. Jedoch auch für einen Reichen

wird es an einem Tag nicht zweimal Morgenrot, und die Abenddämmerung erreicht auch ihn. Auch den Mächtigsten und Reichsten dieser Welt wird keine Freude, keine Zufriedenheit, Liebe, Ruhe, Glückseligkeit, kein süßes Selbstbewußtsein und ewiges Glück feilgeboten. All diese Dinge muß sich ein jeder selbst erwerben, sei er reich oder arm.

#### Fortsetzung der Botschaft von Fatima (II. Teil)

Die Seele entwickelt sich im Kampf.

Der Wohlstand hat schon viele junge Begabungen zu Boden geworfen, so daß nichts aus ihnen wurde.

Armut aber stachelt zur Arbeit an und stählt den Willen.

Wer aber hoffen und Vertrauen hegen kann, dem steht die Zukunft offen. Daß das wahr ist, konnte ich beim Eintritt in die II. Gymnasialklasse an mir selbst erfahren.

In jener Zeit wurden im ungarländischen Mikófalva („Mikofalwa“, etwa: Niklasdorf) zwischen den Bergen berühmte Passionsspiele veranstaltet. Aus dem ganzen Lande strömte das Volk dorthin. Auch aus unserem Gymnasium meldeten sich sieben Professoren und fünfzig Gymnasiasten. Der Weg hin und zurück kostete mit Verpflegung 1600 Kronen. Auch ich wäre gerne mitgegangen, aber mein Vormund ließ mich nicht. So mußte ich darauf verzichten, aber in tiefster Seele bat ich den lieben Gott, er möge es doch irgendwie arrangieren, daß auch ich mitgehen könne. Aber ich hatte keinerlei ermunternde Hoffnung, ja: Auch die Möglichkeit dazu schien gänzlich ausgeschlossen zu sein.

Zwei Tage vor der Abfahrt ging ich eben in den Schulhof hinaus, um den Tafellappen auszustauben, als der gerade durch das Tor des Gymnasiums eintretende Religionslehrer mir zurief: „Auch du kommst mit uns; die Unkosten trage ich.“ Ich hatte ihn nicht darum gebeten, ja: vor ihm nicht einmal erwähnt, daß auch ich nach Mikófalva mitgehen möchte, um die Passionsspiele zu sehen. Wie unser Religionslehrer auf den Gedanken kam, mich mitzunehmen, ist sein Geheimnis. Selbstverständlich freute ich mich, daß ich mitgehen durfte, und so hatte auch mein Vormund keinen Einwand mehr.

Nun also: Der Herrgott erhört nicht nur die von Herzen kommenden Bitten, sondern auch die geheimen Wünsche; man muß nur Vertrauen zu Ihm haben.

Die Reise brachte für mich unvergeßliche Erlebnisse. Es war die erste längere Reise meines Lebens. Besonders beeindruckten mich die Berge. Auch

vorher hatte ich Berge gesehen, aber nur von weitem. Vom Rande unserer Stadt konnte man die Béler und Biharer Berge sehen. Jetzt aber durfte ich sie aus nächster Nähe bestaunen. Ich liebe die Natur sehr, denn sie spricht doch so schön vom Schöpfer.

Im Frühling bzw. März 1923 war meine Lage wegen der Behandlungsweise der zweiten Frau meines Großvaters schon unerträglich geworden. Sie schalt mich stets mit den derbsten Ausdrücken. Sie wollte mir nichts zu essen geben, obschon ich im Essen nicht wählerisch und mit dem zufrieden war, was sie mir vorgesetzt hatte. Wegen der schlechten Behandlungsweise habe ich mich dann bei meinem Vormund beklagt, aber dieser hörte mir gar nicht zu, sondern fuhr mich obendrein noch wütend an.

Nachdem nun mein Vormund mich nicht angehört hatte, erzählte ich mein Schicksal meinem Klassenlehrer und bat ihn, mir doch zu menschenwürdigen Umständen zu verhelfen: Wo ich so leben könnte, wie ein Kind im Entwicklungsalter leben muß, und wo ich ruhig lernen könnte, denn ich lernte gerne; wo man mich nicht schilt, nicht schlägt, nicht hungern läßt, sondern mich unter anderem auch mit reiner Wäsche versorgt, und wo ich vor allem nicht das viele schmutzige Gerede und Fluchen anhören müsse; schließlich, wo mir auch ein bißchen Liebe zuteil werden würde, denn was für die Pflanze der Mairegen bedeutet, das bedeutet für einen Jungen im Entwicklungsalter die Liebe. Außerdem sollte dort auch ein bißchen religiöses Leben gepflegt werden, wohin ich kommen würde, denn im Hause meines Großvaters gab es jetzt alles, nur keine Religiosität. Wenn sich der Teufel auf dieser Erde eine Herberge gesucht hätte, hätte er sich sicherlich bei uns eingemietet.

Mein Klassenleiter hörte sich mit Verständnis meine Klage an und versprach, mit dem Gymnasialdirektor Mittel und Wege zu suchen, damit ich desto schneller in einem Kriegswaisenhaus unterkomme.

Danach ging er zur Pfarrei und erzählte dort auch dem Pfarrer mein Los. Der Pfarrer kam mir vorerst in der Art und Weise zu Hilfe, daß ich mittags und abends in der Küche der Pfarrei zu essen bekam, bis man mich irgendwo unterbrachte. Nun stellte sich folgende komische Situation ein: Anderswo wohnte ich, anderswo befahl man mir, anderswo aß ich, aber niemand kleidete mich. Eigentlich war ich nirgends zu Hause. Für meine Reinwäsche wurde nur selten gesorgt und auch dann mal da, mal dort. Inzwischen ging ich immer zerrissener und zerschlissener durch den Tag, denn niemand kümmerte sich darum, daß ich neue Kleider bekam. Jene, die beim Tode meiner Mutter deren Kleider wegschleppten und versprachen, daß sie als Ersatz für die genommenen Sachen für meine Bekleidung sorgen wür-

den, wenn ich es nötig hätte, wollten jetzt nichts mehr davon wissen. Nun war meine Lage viel schlimmer geworden, als es ein Kind ertragen kann, aber ich ertrug es dennoch, denn ein Waise muß viel, sehr viel ertragen und schlucken, wenn er leben will.

Bald konnten es auch die Verwandten nicht mehr wortlos hinnehmen, wie die zweite Frau meines Großvaters mit mir umging, denn sie merkten, wie abgemagert, bleich und vernachlässigt ich war, und deshalb schleuderten sie ihr dann und wann die Wahrheit ins Gesicht, nämlich: Wenn ihr das Vermögen des Kindes recht ist, so muß ihr auch das Kind gefällig sein; wenn man es schon nicht leiden mag, dann sollte man wenigstens sein Schicksal menschlicher gestalten, aber es nicht quälen und gesundheitlich zugrunde richten.

Den Verwandten wagte die Stieffrau nicht zu widersprechen, aber um so mehr verspritzte sie im geheimen ihr Gift gegen mich, und zusammen mit meinem Vormund schimpfte und verspottete sie mich wegen der „Pfaffenkost“. Wenn sie auch sonst nie einig gewesen waren, wenn es darum ging, mich zu belästigen, zu schimpfen oder zu schlagen, dann waren sie einig. Ja, sie verstand es, mit falschen Tränen in den Augen meinen Vormund gründlich gegen mich aufzuhetzen, sich unschuldig zu stellen, und mein Vormund hat auf sie gehört. Lieber glaubte er seiner Taufpatin als mir; obschon sie ihm nie die Wahrheit gesagt hat.

Wenn ich meiner Stiefgroßmutter aber handgreiflich nachwies, daß ich recht hatte, dann schreckte sie trotz garstiger Ausdrücke auch davor nicht zurück, gegen mich den Fluch: „Daß dich der Herrgott mit deiner verendeten Mutter hole!“ auszustoßen. Durch diese, auch einen Mann beschämenden Flüche und abscheulichen Ausdrücke versuchte sie, wider ihre frauliche Würde, ihre Lügen notdürftig und kurzlebig zu verdecken, obwohl ich weder ihr noch meinem Vormund Schaden zufügte, im Gegenteil: Ich duckte mich noch mehr und sah wortlos zu, wie die zweite Frau meines Großvaters diejenigen Kleider meiner Mutter benützte und sich aneignete, die für mich zurückbehalten worden waren. Sie sorgte dafür, daß die Motten die Kleider nicht fraßen, indem sie diese einfach davontrug.

Die Motte hat die Gewohnheit, stets an etwas zu nagen.

Auch ich war wie eine Motte, denn Kummer und Gram nagten ständig an meinem Herzen. Ich liebte es, über den gelernten Stoff nachzudenken. Es war meine Gewohnheit, unterwegs, auf dem Wege ins Gymnasium, die aufgegebene Lektion nochmals durchzunehmen. Aus diesem Grunde ging ich meistens alleine. Es war mir besonders lieb, über die Aussprüche der

Heiligen nachzudenken. Die Gleichnisse und Beispiele gefielen mir sehr. Besonders fühlte ich mich von dem Gleichnis über die Heilige Dreifaltigkeit angesprochen.

Der hl. Bernhard sagt: „Das Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit zu ergründen suchen, ist Verwegenheit, daran zu glauben, ist Frömmigkeit und sie zu besitzen, bedeutet die ewige Glückseligkeit.“

Anfang Mai 1923 war in Religion die Stelle von der Heiligen Dreifaltigkeit als Aufgabe aufgegeben worden. Es war ein schöner, sonnenklarer Morgen, als ich ins Gymnasium ging, Unterwegs dachte ich über die Aufgabe nach, hatte aber alsbald eingesehen, daß mein Verstand zu schwach ist, um das Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit zu begreifen. So in Gedanken versunken, gelangte ich zur Synagoge auf dem Ludwig-Kossuth („Koschut“)-Platz. Da hörte ich eine klare Stimme, aber ich sah niemanden.

*„Sag', würdest du es gerne hinnehmen, wenn der liebe Gott dein Waisenleben außerordentlich erschweren würde?“*

Ohne darüber auch nur im geringsten nachzudenken, antwortete ich: „Ja!“

Darauf hörte ich wieder die Stimme:

*„Siehe, das wirst du durchkämpfen müssen!“*

Darauffin rollten vor meinen Augen wie in einer Kinovorstellung die wichtigsten Ereignisse meines Lebens bis Mai 1928 ab. Auf den Bildern spielte ich meine Rolle wie die Darsteller auf der Kinoleinwand. Alles geschah so, wie es später tatsächlich eintrat. Die Bilder röllten schnell vorbei, und ich konnte sie nur einige Sekunden oder höchstens eine halbe Minute anblicken, aber trotzdem schauderte ich am Leibe und in der Seele vor dem zusammen, was ich sah. Ich hatte ohnehin schon Angst vor meinem Vormund, aber jetzt noch mehr, weil ich schon im voraus all die Grausamkeiten gesehen hatte, die er, die Stiefgroßmutter und andere an mir begehen würden.

Da hörte ich in meiner Angst wieder die Stimme:

*„Fürchte dich nicht! Diese Grausamkeiten werden ans Tageslicht kommen, und die deiner Ehre zugefügten Scharten werden wieder ausgewetzt werden.“*

Obwohl mir schwindelte und grauste vor den Dingen, die ich sah und hörte, so brannte doch das Herz in mir aus Liebe zu Gott, und ich wog meine kindlichen Kräfte nicht ab, sondern bat den Allmächtigen darum, meine Leiden noch dadurch zu steigern, daß die Menschen mir zur Zeit der im voraus gezeigten Grausamkeiten keinen Glauben schenken mögen. Darum habe ich gebeten, weil ich aus Liebe zu Gott viel leiden wollte.

Diese Bitte war meinerseits ein großes Wagnis, denn, was meine Ehre anbelangt, bin ich sehr empfindlich und zweitens, weil ich im voraus nicht spürte, welche schweren Prüfungen ich noch zu ertragen haben würde.

Nach dieser meiner Bitte sagte wieder die Stimme:

*„Sag', was würdest du der Jungfrau Mutter aus Liebe zu ihr zum Opfer bringen?“*

Da dachte ich einige Momente nach, denn beim Tode meiner Mutter hatte ich all mein Hab und Gut dem lieben Gott aufgeopfert. Ich wollte nichts mehr besitzen und hatte Ihn nur darum gebeten, mir zu Seiner Ehre die Gnade zu verleihen, daß ich alle meine kommenden Studien ohne Unterbrechung vollenden und sie bis zum Schluß leicht und gut abschließen könne. Das fiel mir jetzt ein, und aus Liebe zur Heiligen Jungfrau verzichtete ich auch darauf. Auf die von der Stimme gestellten Frage gab ich deshalb zur Antwort:

*„Ich nehme das Schicksal eines schwächeren Schülers auf mich und die Lernumstände, mögen sie noch so schwer sein.“*

(Und das hat viel bedeutet, denn ich wollte immer ein guter Schüler sein und viel wissen.)

Da hörte ich wieder die Stimme:

*„Das hast du gut gemacht, daß du auf diese Gnade verzichtest. Denn wisse wohl, wenn du in deinem Studium auch weiterhin in der Richtung fortgefahren wärst wie damals, als du in das Gymnasium eintratest, wäre aus dir ein großer und gelehrter Priester geworden, aber ein Apostat.“*

Damit endete der Dialog. Ich maß dem ganzen Vorgang keine große Bedeutung bei und hielt ihn eher für ein Spiel der Phantasie als für eine Wirklichkeit. Immerhin zog ich aus dem ganzen Zwiegespräch die Lehre: in meinem ganzen Leben lieber die graue, aber ehrliche Namenlosigkeit zu wählen als eine berühmte Karriere, die ehrlos endet. Ich wollte kein Abtrünniger werden.

Ich bitte, all das nach dem zu betrachten, welche krummen Wege ich in meinem Leben gegangen bin, und wie der Herr dieses wirre Durcheinander dennoch wieder in eine gerade Linie gebracht hat. Warum der Herr mich ungerade Wege gehen ließ, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß das kein Zufall ist, und daß Er mit mir damit Seine Ziele verfolgt. Treffend heißt es in einem deutschen Sprichwort: „Der Herrgott kann auch auf krummen Zeilen gerade schreiben.“

Wer Leiden auf sich nimmt, hat Gnade, die der Herr denjenigen gewährt, die den geheimnisvollen Sinn der anderen Welt, der Welt der Seele, schön

begreifen können; die zu der Einsicht gelangen, daß man sich nur durch freiwillig auf sich genomme Leiden jene sonderbaren Kräfte erwerben kann, wodurch die Kranken und die seelisch Leidenden genesen, und wovon man sich Kraft holen kann nicht nur im seelischen Kampf, sondern auch im Ringen gegen die Gelüste des Leibes, ja sogar gegen die Angriffe des Satans.

Das Leiden ist die geheimnisvollste Erscheinung hier auf Erden. Es hat mit dem Leib wenig zu tun, sondern ist vielmehr das lebendige Zeugnis vom Leben der Seele.

Mir ging es inzwischen schlimmer als einem Hund, den man von daheim vertrieben hat. Die zweite Frau meines Großvaters ließ mich immer mehr und mehr Hunger leiden. Meine Wäsche wusch sie nicht. Oft hat sie mich ausgescholten, so daß ich halbe Nächte auf der Gasse, zwischen Tür und Angel sitzend, durchschlafen mußte. Die abscheulichen Streitigkeiten nahmen Tag für Tag ihren Fortgang. Ihre beiden in den Flegeljahren befindlichen Töchter benahmen sich so, daß einem das Blut ins Gesicht schoß. Auch mein Vormund überhäufte mich ständig mit Flüchen, und so wurde mein Leben eine Hölle. „Das halte ich nicht aus!“, dachte ich mir, aber wohin auch immer ich meinen Blick wandte, es gab keinen Ausweg, obschon ich Priester werden wollte. Jedoch unter solchen Lebensumständen kann ein Junge nicht einmal ein ehrsamer Bürger werden, geschweige denn ein Priester! Ein ruheloses Leben kann kaum einen ruhigen Fortgang haben. Ich zweifelte zwar nicht an der Hilfe Gottes, aber mich dünkte es, als ob der Himmel sich über mir geschlossen, niemand mich erhört und mir Beistand gewährt hätte. Deshalb entschloß ich mich, von meinem Großvater zu fliehen. Ich würde mich irgendwohin in die Fremde begeben, wo mich niemand kennt, wo es bessere Leute gibt, und wo mir auch ein bißchen Liebe zuteil wird. Ich dachte dabei: Eine schlimmere Wendung kann mein Schicksal sowieso nicht mehr nehmen, und ich hätte wegen der Unmenschlichkeit der zweiten Frau meines Großvaters und wegen der Unsittlichkeit ihrer Töchter wenigstens nicht so viel zu leiden. Unsittlichkeit quält mich sehr, aber ich glaube, auch andere. Ich schaudere davor zurück.

Mein Plan war also fertig, von meinem Großvater zu fliehen. Ich wollte spurlos und ohne Abschied verschwinden. Aber die Gräber meiner verstorbenen Eltern wollte ich nicht ohne Abschiedsgruß verlassen. Deshalb ging ich am 13. Mai 1923 abends hinaus auf den Josefsstädter Friedhof zum Grabe meiner Mutter, um wenigstens noch einmal den Grabhügel zu sehen, der sie bedeckt, bevor ich mich von meinem Großvater davonmachen wollte. Draußen auf dem Friedhof übermannte mich noch mehr die Bitternis: Ich warf mich auf das Grab meiner Mutter und weinte schmerzlich. Fast zer-

brach mir das Herz. In einem fort bat ich sie: „Hilf mir! Hilf mir! Ich kann dieses Leben nicht mehr ertragen!“ Aber obschon ich noch so sehr darum flehte, der Grabhügel bewegte sich nicht, es drang kein Wort heraus, und es kam keine Hilfe. Hier auf Erden konnte mir meine Mutter nicht mehr helfen, aber wer weiß, was sie im Himmel für mich getan hat?

Als es bereits zu dämmern anfang, ging ich kümmervoll nach Hause. Ich wollte früh zu Bett gehen, weil ich bereits vor Tagesanbruch entfliehen wollte, damit niemand mich bemerke, wenn ich von meinen Großeltern losziehe. Vor dem ungewissen Weg hätte ich mich noch gerne ein bißchen ausgeruht, aber meine Augen wollten nicht zufallen.

In meiner Seele spielte sich ein entsetzlicher Kampf ab: Mich schauderte es vor der Gegenwart, und ich hatte Angst vor der Zukunft, und es gab niemanden, dem ich mein inneres Ringen hätte erzählen können. Da fing ich an, zu beten und bat sehr inbrünstig die Heilige Jungfrau, die himmlische Mutter der Waisen, für mich bei Gott Fürsprache einzulegen. Während des Betens schlummerte ich ein und sah folgendes:

Der Himmel war über mir vollkommen unbewölkt und blau. Die Sonne schien prächtig, und es war warm. Kein Lüftchen bewegte die Bäume. Auf unserer Straße konnte ich niemanden sehen. Es hatte den Anschein, als ob sämtliche Einwohner in unserer Umgebung verschwunden wären, so ausgestorben waren die Gassen. Nur am Strandbad herrschte reges Leben. Ich stand an jenem Teil des Palatin-Kanals, der unsere Gasse kreuzquer durchschnitt und sich auf unsere Seite erstreckte. Von dort betrachtete ich mit Abscheu, wie einige inmitten eines ausgelassenen Lärms bei den „Zwei Stauden“ völlig nackt badeten und auch Unzucht trieben. Einsam stand ich da, und während ich so in die Ferne schaute, wurde ich darauf aufmerksam, daß sich vom Himmel etwas auf mich zu bewegte. Schön langsam kam es abwärts, aber solange es noch hoch oben war, konnte ich nicht erkennen, was es darstellte. Aber als es schon näher war, sah ich zu meiner nicht geringen Überraschung, daß die Heilige Jungfrau in einem Armstuhl saß und in ihrem Schoß das etwa dreijährige Jesuskind hielt.

Die Heilige Jungfrau sah wie eine Zwanzigjährige aus. Sie war von wunderbarer jugendlicher Frische, völlig in ein gelblich-weißes Kleid gekleidet. Das Gewand war am Hals nur so weit, daß man mit dem Kopf hineinschlüpfen konnte. Die beiden Arme der Heiligen Jungfrau waren bis zum Handgelenk mit weiten Ärmeln bedeckt, ihre Füße aber waren vom Kleid ganz verhüllt. Das Kleid war durch einen Gürtel um die Hüften gehalten. Auf ihrem Haupt trug sie ein gelblich-weißes Tuch, das hinter ihrem Kopf am Rücken herunterhing.



Der kleine Jesus war ebenfalls mit einem gelblich-weißen Kleid bekleidet, so wie Seine Mutter. Es war am Hals auch nur so weit, daß Er mit dem Kopf hindurchschlüpfen konnte. Die weiten Ärmel bedeckten Seine Arme bis zum Handgelenk, das Kleid aber reichte nur bis etwas unter die Knie, so daß man Seine Füße sehen konnte. Er war barfuß. Sein Kleid war ebenfalls mit einem kleinen dünnen Gürtel um die Hüften gehalten. Auf dem Kopf trug Er nichts. Sein Haar war blond und ein bißchen kraus. Es war ein sehr reizendes und liebliches Kind.

Der Armstuhl mit der darin sitzenden Heiligen Jungfrau und dem Jesuskind ließ sich sanft auf die Erde herab. Es geschah auf dem Spielplatz an der Ecke unserer Straße. Die Erscheinung war von einem herrlich strahlenden Licht umgeben.

Als ich das sah, erschrak ich und lief von der Brücke weg. Ich rannte vor das Haus Nr. 17 der Nachbarfamilie, warf mich dort zwischen dem Gebüsch zu Boden und verdeckte mein Gesicht, damit ich nichts sehe. Aber kaum hatte ich mich zu Boden geworfen, stand schon der kleine Jesus neben mir, faßte mich am Arm und hob mich vom Boden auf. Danach faßte Er mit Seiner linken Hand meine rechte und führte mich über die Brücke. Wir blieben am Ufer vor der Heiligen Jungfrau stehen.

Da standen wir nun mit dem Gesicht zu den Badenden gewandt. Die völlig nackt Badenden sprangen und lärmten im Wasser. Einige unter ihnen trieben auch jetzt noch Unzucht. Da wollte ich einen Augenblick auf den kleinen Jesus schauen, aber da tauchte in mir der Gedanke auf, was Er wohl mit mir vorhabe; dann schämte ich mich auch dessen, was die anderen Menschen verübten und wollte Ihn deshalb um Verzeihung bitten. Ich wandte meinen Kopf zu Ihm, aber da sah ich voll Verwunderung, daß nicht mehr der kleine Jesus neben mir stand, sondern der erwachsene, unser Herr Jesus Christus, der beträchtlich größer war als ich. Auf Seinem Haupt trug Er eine Dornenkrone, und Sein gelblich-weißes Kleid reichte hinunter bis zu den Fersen. Es war mit einem strickartigen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Die Ärmel des Kleides waren weit und reichten Ihm bis zum Handgelenk. Seine Schultern waren von einem dunkelroten Mantel umschlungen, der so lang war wie Sein Kleid und vorne vom Hals bis hinunter zu den Füßen ganz offen war. Das Haar des Herrn Jesus Christus war jetzt dunkelbraun. Sein Blick war sehr betrübt wie der Blick eines solchen Menschen, der einen großen Kummer hat. Der Herr war auch jetzt barfuß.

Als ich Ihn anschaute, verfingen sich unsere Blicke. Aber da verschwand das traurige und kummervolle Gesicht des Herrn, und Er wurde von heili-

gem Zorn gepackt, hob Seine rechte Hand, zeigte damit zu den Badenden hin und sprach:

*„Sag' es ihnen: Wenn das Volk mit seinen unzüchtigen Treibereien nicht aufhört und sich nicht bessert, werde ich es mit einem dem elektrischen Strom ähnlichen Feuer von der Erde vernichten!“* —

Nach Seinen Worten zeigte der Herr, wie Er die Menschheit von der Erde vertilgen werde, wenn sie von ihren unzüchtigen Treibereien nicht abläßt und sich nicht bessert. Von den unzüchtigen Badenden hob Er einen aus dem Wasser und hielt ihn gegen ein Feuer, das einem elektrischen Strom gleich. In diesem Moment verbrannte der Mensch zu Asche, so daß nichts mehr von ihm übrigblieb. Nur einen schwärzlichen Rauch wie nach einem Zug aus einer Zigarette konnte man aufwärts steigen sehen. Alles geschah unglaublich schnell. Erstarrt schaute ich all dem bis zum Ende zu. Auch mein Atem stockte.

Dann zeigte der Herr wieder auf das Volk und befahl mir, an seiner Bekehrung zu arbeiten.

Im nächsten Moment stand nicht mehr unser dornengekrönter Herr Jesus Christus, sondern wiederum der kleine Jesus neben mir. Er faßte mich erneut am linken Arm und führte mich zu Seiner tiefbetrübten Jungfrau Mutter, die auf dem mit Rasen bewachsenen Teil unseres Spielplatzes im Armstuhl saß. In ihrer linken Hand hielt sie zwei größere, zusammengerollte Schriftstücke. Davon entrollte sie nun das erste Schriftstück, hielt es mir mit beiden Händen auseinandergezogen hin und sagte:

**„Da die Menschheit auf meine Botschaft von Fatima nicht gehört hat: Lies! Und was du gelesen hast: Verkünde es Ungarn, der ganzen Welt und dem Haupt der Kirche!“**

Und ich las.

## Das erste Schriftstück

Im ersten Schriftstück war von drei Dingen die Rede. Davon bezog sich:

Der 1. Teil auf die Kirche.

Der 2. Teil auf den Kommunismus.

Der 3. Teil auf Jesus.

### 1. In dem Teil, der sich auf die Kirche bezog, stand folgendes:

„Die letzten Zeiten der Kirche sind angerückt. In diesen letzten Zeiten wird die Kirche von ihren Feinden immer mehr bedrängt werden, aber man wird sie von der Erde nicht wegfegen können, sondern sie wird bis zum Ende der Welt bestehen bleiben. Die Helfershelfer Luzifers werden den Klerus immer grausamer und grausamer verfolgen, und es werden ihnen viele zum Opfer fallen, aber man darf sich nicht fürchten, denn der Herr wird mit seinen Getreuen sein.“

„Das Kirchenvermögen wird man auf der ganzen Welt nach und nach einziehen.“

„In Ungarn wird man das Kirchenvermögen völlig beschlagnahmen und es sogar auf die Namen der neuen Besttzer grundbuchlich übertragen.“

„Das Ende der anrückenden Zeit ist ganz nahe. Vor dem Ende der Welt werden auf dem ganzen Erdkreis außerordentliche und ungewöhnliche Zeichen in der Natur sichtbar und greifbar werden. Unter den Zeichen, die das Ende der Welt ankündigen werden, wird eines der am deutlichsten-erkennbaren Merkmale darin bestehen, daß der jüdische Staat in 25 Jahren wieder entstehen wird.“

(Ankündigung am 13. Mai 1923 — Entstehung am 14. Mai 1948).

„Man möge mit der Seelenrettung auf der ganzen Welt beginnen. Klerus und Laien sollen zusammenhalten und mit vereinten Kräften an die Rettung der Seelen herangehen.“

„Der reine Geist des Evangeliums soll überall und in allem herrschen.“

„Der gesamte Klerus soll nach dem Geiste Christi leben und arbeiten. Er soll nicht nach den materiellen, sondern nach den jenseitigen Gütern streben. Der

gesamte Klerus soll in engem Zusammenhalt und in inniger Liebe miteinander leben und sich gegenseitig stützen.“

„Die Menschen mögen auf der ganzen Welt in brüderlicher Liebe und in Frieden leben.“

### 2. In dem Teil, der sich auf den Kommunismus bezog, hieß es:

„Luzifer wird in zehn Jahren aus der Hölle fahren, damit er die ganze Welt peinige, die ganze Menschheit quäle, die Christen in Versuchung führe, ihre Standhaftigkeit ins Wanken bringe und ihre Treue zerstöre. Er wird die auf der ganzen Welt umherirrenden bösen Geister zu einer Gruppe zusammenfassen, damit er mit vereinter Kraft seine teuflischen Pläne verwirklichen, unter den Seelen ein schreckliches Verderben anrichten und die ganze Welt dem Untergang weihen könne.“

(Ankündigung am 13. Mai 1923 — der Hölle entwichen am 13. Mai 1933).

„Er wird als Geißel Gottes die ganze Menschheit und die ganze Welt durchpeitschen.“

„Der Kommunismus wird sich auf der ganzen Welt ausbreiten, man wird ihn nicht abschaffen können, und er wird bis zum Ende der Tage bleiben. Die Bezeichnung ‚Kommunismus‘ könnte sich zwar ändern, aber der kommunistische Geist wird sich bis zum Ende der Zeiten auswirken. Die Ausbreitung des Kommunismus ist ein weiteres, sicheres Zeichen des rasch herannahenden Weltendes.“

„Unter dem Deckmantel des idealen Kommunismus werden sich all diejenigen Menschen sammeln, die die Kirche von der Erdoberfläche wegfegen und die ganze Welt für ihre Zwecke in ein Chaos stürzen möchten. Diese Menschen werden mit der Not der armen Leute zu ihrem eigenen Nutzen ihre Geschäfte machen.“

„Die Regenten der Länder sollen dafür Sorge tragen, daß den Armen geholfen wird, denn das Elend ist eine Brutstatt der Sünden. Die Reichen sollen aus ihrem Überfluß mit mitfühlendem Herzen den Armen geben, denn in Bälde wird sowieso alles zugrunde gehen.“

### 3. In dem auf Jesus bezüglichen Teil stand folgendes zu lesen:

„Das heilige Herz Jesu schmerzt über alle Maßen die Bosheit der Menschen, ihre Grausamkeit gegeneinander, ihre Gottlosigkeit, ihre maßlosen Unzuchtigkeiten, ihre ungeheuer vielen Sündenbegehungen, die zum Himmel schreien, ihre Undankbarkeit gegen Gott und ihre große Lieblosigkeit.“

„Die Menschen sollen Buße tun, denn der Jüngste Tag naht geschwind.“

*„Die Menschen sollen dem Herrn Sühne leisten, damit die Greuel der letzten Zeiten sich mildern.“*

*„Die Menschen sollen für ihre Sünden Buße tun, damit sie beim Herrn Barmherzigkeit erlangen.“*

*„Tag und Nacht sollen die Menschen den Herrn anbeten und bitten, damit Er ihnen im Kampf gegen die Unterminierarbeit Luzifers und anderer böser Geister beistehe.“*

*„Das Fluchen soll auf der Erde aufhören, dafür aber sollen die Menschen den Namen des Herrn preisen, damit Sein Friede die Herzen und die ganze Welt erfülle. Solcherart werden die Bewohner der Erde der Zweiten Ankunft Christi zum Gericht ruhiger entgegensehen können.“*

Nachdem ich das erste Schriftstück gelesen hatte, hielt mir die Heilige Jungfrau das zweite hin, damit ich es mir einprägen konnte.

### Das zweite Schriftstück

Der Text des zweiten Schriftstücks bezog sich ganz auf mich, und darauf stand zu lesen:

*„Du gehörst ganz Gott, einem anderen kannst du nicht gehören.“*

*„Du hast eine Mission, und diese mußt du treu erfüllen. Du mußt die ganze Welt auf die Gefahren der letzten Zeiten aufmerksam machen. Bereite die Menschen auf die letzten Tage vor.“*

*„Mit einem schweren Waisenschicksal hat dich der Herr bedacht, damit Er dir und der ganzen Welt zeige, daß Er der Fürsorger ist. Du wirst viel leiden, aber in diesen Trübsalen und Schmerzen wird sich dein Charakter herausbilden.“*

*„Der Herr wird dich sehr auf die Probe stellen, damit du deine Treue Ihm gegenüber unter Beweis stellen kannst.“*

*„Verlaß dich ganz auf den Herrn! Er weiß, was dir zum Wohle gereicht, und wozu Er sich deiner als Mittel bedienen will. Er wird dir solche Wege weisen, wie Er will und nicht, die du gehen möchtest.“*

*„Nimm dich in acht, damit böse Menschen dich nicht vernichten können! Jedoch: Fürchte dich nicht vor dem Kämpfen, denn der Herr ist mit dir, du kannst nicht verlorengehen!“*

*„Trotz der ungeheuer vielen Kämpfe sollst du nicht verzagen, sondern aushalten, denn du wirst siegen, aber nicht mit menschlicher Hilfe.“*

*„Lebe in Liebe, Armut, in einfachen Verhältnissen und folge treu dem göttlichen Meister nach, du armer Handwerksgehilfe!“*

(Daher der Titel meines Werkes. — Das Wort „Handwerksgehilfe“ war eine Voraussagung, wie wir später noch sehen werden.)

*„Schließlich merke es dir gut: Und dein Name ist Peter II.“*

Als ich diesen letzten Satz gelesen hatte, sagte ich sofort der Heiligen Jungfrau:

„Heilige Jungfrau! Ich verstehe das nicht: Wie kann mein Name Peter II. sein, wo ich doch nicht Peter heiße?“

Darauf antwortete die Heilige Jungfrau:

„Du wirst zur rechten Zeit alles verstehen, aber bis dorthin viel leiden müssen, und dennoch wirst du glücklich werden, mein Sohn.“

Nach diesen Worten entschwand alles vor meinen Augen, eine Finsternis umgab mich, und ich erwachte. Die gesehenen und gehörten Dinge erfüllten mich mit einem noch nie dagewesenen Gefühl. Während ich darüber nachdachte, fiel ich in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen wachte ich spät auf, und ich hatte nicht mehr den Mut, zu entweichen. Der tiefe Kummer meiner Seele hatte nämlich nachgelassen, und deshalb entschloß ich mich, weiterhin zu dulden. Das Gesehene und Gehörte gab mir neue Kraft zum Ertragen der Qualen.

Den Inhalt der zwei Schriftstücke hat mir die Heilige Jungfrau wahrscheinlich deshalb auf dem Papier mitgeteilt, weil sie weiß, daß ich diejenigen Dinge, die ich sehe, mir besser merken kann, als die, die ich nur höre. Was ich einmal gesehen habe, das kann ich lange nicht und nur schwer vergessen.

Der Text der zwei Schriftstücke war mit gedruckten Buchstaben geschrieben.

Wir wissen, daß in bestimmten Augenblicken des menschlichen Lebens — besonders, wenn uns Finsternis oder Trübsal umfängt, wenn wir vor Begierde brennen, wenn wir in höheren Regionen schweifen, oder wenn unser armes Herz von der geheimnisvollen Zukunft gequält wird — es manchmal so ist, daß wir unsere Blicke instinktmäßig zum Himmel erheben. Und dann glauben wir, eine geheimnisvolle Stimme spräche zu uns und würde uns fragen: Was suchst du dort? Was willst du hier? Was ich dort suche, und was ich von dort möchte? — Licht, Ruhe und auch ein bißchen Glück in meiner Unsicherheit, Ruhelosigkeit und Verlassenheit. Diese Dinge kann mir die Erde nicht geben, und deshalb ist es mir so, als ob ich die Worte des göttlichen Wanderers höre: „Komm und sieh!“

Und ich sah und hörte. Dieses geistige Sehen und Hören wird als Erinnerung in meiner Seele bleiben, wenngleich sie nicht imstande ist, jene Vorgänge in ihrer ganzen Breite und Tiefe in Begriffen wiederzugeben. Man kann göttliche Dinge durch menschliche Worte nicht voll und ganz zum Ausdruck bringen.

Übrigens ist es unmöglich, daß wir während des Traumes an den Traum oder während der Erscheinung an die Erscheinung herankommen.

Wie wir durch eine Bleistiftzeichnung die farbenprächtige Schönheit, Kolorierung und Natürlichkeit einer Landschaft nicht zum Ausdruck bringen können, ebenso sind auch unsere natürlichen Anlagen nicht imstande, die seelischen Schönheiten in ihrem ursprünglichen Zustand wiederzugeben, weil wir der Vorstellungs- und Empfindungskraft ermangeln, um das Himmlische zu begreifen. Visionen sind Schattenbilder der ewigen Farbenpracht, aber wer es versucht, sich in sie seelisch zu vertiefen, der kann viel begreifen ... und errahnen ...

Hier möchte ich bemerken:

Was ich in diesem Kapitel erzählt habe, ist der zweite Teil der Botschaft von Fatima, die Fortsetzung und der Schluß des ersten Teiles.

Ich habe bereits in der Einleitung meines Werkes erwähnt, daß in Fatima, wo auch ich bei den Erscheinungen anwesend war, ein Aufruf zur Bekehrung und Seelenrettung ergangen ist. Die Bedingungszeit dauerte sechs Jahre. Die Zeit zur Bekehrung wurde an der Kürze der noch übriggebliebenen Zeit gemessen. Die ersten Erscheinungen und Mitteilungen in Fatima hat die Heilige Jungfrau durch Wunder bekräftigt, und diese kennt die ganze Welt. Der zweite Teil der Botschaft von Fatima wurde nach Ablauf der bedingungsweise gewährten Zeit von der Heiligen Jungfrau nur mir mitgeteilt, und zwar am 13. Mai 1923 in meiner Vaterstadt in Ungarn. Diese Mitteilungen werden erst jetzt der Welt zur Kenntnis gebracht. Sie sind schon klare Entscheidungen, die durch Wunder zwar nicht bekräftigt wurden, aber um so aufmerksamer zu betrachten und um so ernster zu nehmen sind. Der zweite Teil braucht weder durch Zeugen noch durch Wunder bestätigt zu werden, denn die eintretenden Ereignisse werden die Beweiskraft liefern.

Obwohl ich schon am 13. Mai 1923 den Auftrag erhalten habe, den zweiten Teil der Botschaft von Fatima der Welt mitzuteilen, kam ich erst jetzt in die Lage, diesen Auftrag auszuführen und an die Öffentlichkeit zu bringen. Schreckliche Stürme, unglaubliche Verwicklungen und Verlästerungen haben immer und überall meine bestmögliche und reinste Absicht durchkreuzt, wenn ich daranging, den erteilten Auftrag durchzuführen. Unglaubliche Hindernisse haben mir überall den Weg versperrt. Aber ich bin davon überzeugt, daß eben dieser große Sturm um mich den schlagkräftigsten Beweis dafür liefert, daß ich nicht lüge. Ich weiß nämlich, daß die Stürme die Luft reinigen, und daß die Kämpfe der Wahrheit das Gewicht verleihen.

Das Leben beweist am besten, daß alles Übernatürliche vom Natürlichen bezweifelt und solange nicht geglaubt wird, bis alle Vernichtungsversuche daran Schiffbruch erlitten haben. Dann allerdings hält man es doch für wahr, aber es ist möglich, daß zu jener Zeit schon alles zu spät ist.

Jedermann kann über diese Mitteilungen denken, wie er will. Nach menschlicher Berechnung ist es für mich absolut unmöglich, daß ich der letzte Papst sein werde. Sollte der Herrgott dennoch irgendwelche Pläne mit mir haben, so wird das die Zukunft schon zeigen.

#### Ich habe einen Blick in die kommenden schauerhaftesten Zeiten getan

In bezug auf das Weltende lehrt die Mutterkirche, daß jenes sowohl das Ende des ganzen Menschengeschlechts als auch der irdischen Welt bedeute, aber nicht, daß beide aufhören, zu existieren, sondern nur, daß sie ihr durch einen ewigen Ratschluß Gottes vorgestecktes Ziel erreicht haben, und daß unsere Erde anstelle ihrer gegenwärtigen Gestalt und ihres gegenwärtigen Aufbaues ein Gepräge annehmen werde, das dem erneuerten Menschengeschlecht entspricht. Der hl. Cyrill schreibt folgendes: „Die Welt wird einmal ein Ende nehmen, aber sie wird nicht zugrunde gehen, sondern sich nur verwandeln. Diese Welt wird vergehen, damit sie einer schöneren Platz mache.“ Genauso lehren es die Theologen, und nirgends behaupten sie, daß das Weltall zugrunde gehe, sondern nur, daß sowohl der Mensch als auch seine Welt sich verwandeln und erneuern werden, d. h., aus dem leiblichen Menschen wird ein verklärter Mensch; dementsprechend wird sich auch seine Welt verändern. Mit einem Wort also: Die neue Welt wird eine glücklichere Welt sein, und der neue Mensch wird in eine höhere Lebensstufe eintreten.

Der hl. Petrus schreibt in seinem 2. Brief, Vers 12–13: „Der Himmel löst sich dann in Feuer auf; die Elemente schmelzen in der Gluthitze dahin, und wir erwarten, so wie Er es verheißen hat, einen neuen Himmel und eine neue Erde, wo die Gerechtigkeit wohnt.“

Wenn der Allmächtige in der Geschichte Warnungszeichen erscheinen ließ, um einzelne Städte und Völker zu retten, und wenn auf diese Warnungszeichen Katastrophen gefolgt sind, dann müssen wir uns zwei Dinge sehr zu Herzen nehmen:

1. Was sind das für Zeichen, wovon in der Heiligen Schrift die Rede ist?
- und 2. Wie werden sie in Erfüllung gehen?

Wenn die Menschen diese Zeichen mehr achten und mit größerer Aufmerksamkeit verfolgen würden, könnten sie viel materiellem und seelischem Schaden entrinnen.

Beim Durchlesen der zwei Schriften der Jungfrau Mutter erfuhr ich mehrere Dinge aus der Zeit der schrecklichsten Schrecknisse. Diese Zeit erfüllt uns mit Furcht, aber wenn wir in ihre wichtigeren Ereignisse schon im vor-

aus einen Blick werfen dürfen, dann können wir uns den Gefahren gegenüber rüsten, und die kommende Wirklichkeit wird nicht mehr so schrecklich sein. Die zukünftigen wichtigeren Ereignisse möchte ich nun in großen Umrissen erzählen, denn ich möchte helfen, und es ist dies auch meine Gewissenspflicht.

Der Antichrist ist 1957 von einer leichtlebigen Dame, die einen zweifelhaften Ruhm genießt, geboren worden und stammt aus dem Geschlechte Dans. Sein Vater ist nicht eine wirkliche, sondern eine falsche kirchliche Person. Der Geburt des Antichrists sind außerordentliche Ereignisse vorausgegangen.

In den letzten Zeiten werden die Berge und die ganze Natur auf den ersten blitzenden und blinkenden Schwertstreich Gottes vor Furcht zusammenfahren, weil die Bosheit der Menschen die strafende Geißel Gottes herausgefordert hat.

Paris wird dann in Flammen aufgehen.

Marseille wird zugrunde gehen.

Mehrere große Städte werden durch Erdbeben verschwinden.

Der Zweiten Ankunft Christi werden große Veränderungen in der Natur vorausgehen. Nach der Geburt des Antichrists werden im Laufe der Zeit als Vorzeichen gewisse Störungen in den Jahreszeiten auftreten, so z. B. in der Fruchtbarkeit der Erde und im Wandel der Sterne\*. Es werden mehrere große Erdbeben vorkommen, und diese werden viele Opfer fordern. Die gelblich-weiße Farbe des Mondes wird sich in eine furchterregende blutrote Farbe verändern, und sein Licht wird um die Hälfte abnehmen.

Nicht der Vatikan-Staat, sondern die Stadt Rom wird ihren Glauben verlieren und im Bunde mit mehreren größeren Städten die Trabantenhauptstadt des Antichrists werden.

Die Hauptresidenz des Antichrists wird Jerusalem sein.

Der Antichrist wird in den letzten Zeiten der mächtigste Diktator der Welt werden. Aus verschiedenen größeren Städten wird er seine Anhänger persönlich lenken und leiten. Mit einem schnellbeweglichen Luftfahrzeug wird er sich von der einen Stadt zur anderen begeben; so wird er in die Lage versetzt werden, durch seine Brandreden gewaltige Massen in Erregung zu halten. Der Antichrist wird ein Werkzeug des Fanatismus und der satanischen Rache sein.

Wegen seiner rachedürstigen und antikirchlichen Unterminierarbeit wird der Papst gezwungen werden, sich zu verbergen. Um 1986 wird der Papst nicht mehr in Europa sein.

\* Siehe Anhang Seite 334

Die Juden werden den Antichrist als Messias verehren, und sie werden sich, von einem inneren Instinkt geleitet, in Jerusalem versammeln.

Die Propheten Elias und Henoch werden um 1985 auf der Erde erscheinen. Die letzte große und grausame Verfolgung der Kirche wird in den Zeiten zwischen 1985 – 1988 ausbrechen.

In den Endzeiten werden viele ihrem Glauben untreu werden. Es wird abtrünnige Priester, Mönche, ja sogar Bischöfe geben. Leider wird die Zahl der abtrünnigen Priester hoch sein.

Wegen der Unmenge der Sünden der Menschheit wird es der Herr zulassen, daß der Antichrist mit einer unendlichen Brutalität über die ganze Erde herrscht.

Der Antichrist wird auf der Erde die größten Reichtümer, die größte Macht und das höchste Ansehen usurpieren. Grausam wird er herrschen. Er wird die Menschen in entsetzlicher Weise verführen und mit Hilfe des Satans zum Ruhme seiner eigenen Person so große Wunderzeichen und Wunder vollbringen, um dadurch auch die Gerechten auf Irrwege zu führen, aber das wird ihm nicht gelingen.

Unser Herr Jesus Christus hat den bittersten Tod erlitten, damit Er den Menschen die ewigen Freuden bereite und sie vor der Hölle bewahre. Dagegen wird der Antichrist alle sündhaften irdischen Freuden in höchstem Maße genießen, an alle Menschen appellieren, den Genüssen zu frönen, um dadurch ihre Aufmerksamkeit von den ewigen Gütern abzulenken. Die sich ihm entgegenstellen werden, wird er auf jede nur erdenkbare Weise quälen, peinigen und millionenfach töten lassen. Christus, unser Herr wurde geißelt und getötet, obschon Er sich die größte Achtung und Liebe erworben hatte; dem Antichrist dagegen, der jeder nur denkbaren Strafe und tiefster Verachtung würdig ist, wird man solche Ehrungen, Machtstellungen und Hingabe erweisen, wie niemandem seit der Erschaffung der Welt.

Der Antichrist wird in allem das Gegenteil von unserem Herrn Jesus Christus sein.

Der Antichrist ist nicht etwa der Vertreter einer geistigen Richtung, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut, der an der Spitze aller Gottlosen stehen wird. Er wird sich zum Gott erheben lassen und im Tempel des Herrn seinen Regierungssitz aufschlagen. Er wird sich anbeten lassen und wird all diejenigen verfolgen, die sich weigern werden, das zu tun.

Der Antichrist wird in engster Zusammenarbeit mit dem Satan gegen die Kirche Christi und ihre Gläubigen vorgehen; dabei wird er Satans blindes

Werkzeug sein. Also wird im Antichrist der boshafte Geist des Teufels wüten. Die Ankunft des Antichrists wird mit Hilfe Luzifers von wunderbaren Kräften, Zeichen, falschen Wundern und Verführungen begleitet sein. Diese falschen Wunder werden so auffallend und so verblenderisch sein, daß auch die gerechten Seelen von ihnen verführt würden, wenn der Herr sie nicht beschützen würde. Der Teufel hat nämlich mehr Verstand als ein gewöhnlicher Mensch; er ist auch von bewundernswerter Geschicklichkeit. Er kennt alle Kräfte der Natur und ist imstande, mit Hilfe der Elektrizität, der Stimme, des Lichts und der Luft wundersame Dinge zu vollbringen. Wenn jemand vor tausend Jahren das Geheimnis der Television, des Radios, des Telefons, der Elektrizität, des Dampfes usw. gekannt hätte, hätte man ihn wahrscheinlich für einen Wundertäter gehalten. Der Satan aber hat all diese Kräfte schon damals gekannt. Er ist imstande, die Kräfte der Natur in der Weise in Funktion zu setzen, daß er dadurch die Menschen zur Bewunderung hinreißt. Aber die Guten werden sich nicht irreführen lassen, denn sie werden die falschen Wunder und Täuschungen des Teufels von den wirklichen Wundern unterscheiden können. Gott wird die Seinen auch dann nicht verlassen.

Der Antichrist wird alle Völker mit Krieg überziehen und sie mit Hilfe Luzifers unterjochen. Der Kommunismus ist ein Werkzeug des Satans und bereitet dem Antichrist die Wege vor.

Der Antichrist wird um 1986 die „gelbe Gefahr“ auf Europa loslassen, d. h., die europäischen Völker durch die Mongolen, Chinesen und Japaner verheeren lassen. Wehe dann Europa!

In diesem Kampf wird man sich mit wilder Kraft besonders gegen Italien wenden, denn der Antichrist möchte sich an Rom für Christus, unseren Herrn rächen. Es wird schrecklich aussehen, was sich dort abspielen wird um 1986. Die St. Peter Basilika und der Vatikan werden in Trümmer sinken. Die Steinbrocken der St. Peter Basilika werden viele Italiener erschlagen, und das Blut wird dort in Strömen fließen.

Der Antichrist wird seinen Anhängern großen Reichtum, viel Ehre und viel Genuß verschaffen, denn der Satan weiß, wo sich Gold und andere Schätze in der Erde und im Meer befinden. Er wird diese für den Antichrist herbeschaffen. Da nun der größte Teil der Menschheit dorthin stürmt, wo Reichtum, Macht, Ehre und Genuß die Herrschaft führen, wird sich fast die ganze Welt dem Antichrist anschließen. Andere wiederum werden sich ihm aus Furcht unterwerfen.

Die Hauptresidenz des Antichrists wird Jerusalem sein. Diese Stadt wird sich über den Pomp der übrigen Städte erheben. Die schönste und glän-

zendste Kirche wird dort stehen. Der Antichrist wird sie am Ende der Zeiten für die Juden erbauen lassen. In dieser weltberühmten Kirche wird er seinen Thron errichten. Aber das wird dem Judentum nicht gefallen und ein Anlaß sein, seine Bekehrung in Gang zu setzen. Dann wird sich das Judentum zur Kirche unseres Herrn Jesus Christus bekehren, besser gesagt: sich der Kirche unseres Herrn Jesus Christus anschließen.

Der hl. Evangelist Johannes nennt den Antichrist ein wildes Tier ob dessen Wollust und Grausamkeit. Dieses wilde Tier wird alle Kirchen vom Gottesdienst entblößen und sie zu Stätten der Teufelsverehrung und aller Scheußlichkeiten herabwürdigen. Einen jeden Priester, der ihm in die Hände fällt, wird es töten. Heilige Messen wird man nur an versteckten Plätzen dem Herrn darbringen können.

Nachdem der Antichrist einen Teil des Klerus hat hinrichten lassen, möchte er alle Gläubigen dazu zwingen, ihrem Glauben abtrünnig zu werden; die aber dies nicht tun werden, wird er töten lassen.

Die bösen Geister werden sich mit vereinter Kraft auf die Kirche stürzen.

Trotz seiner kurzen Herrschaft wird es dem Antichrist leicht fallen, große Eroberungen zu machen, denn es werden ihm die schnellen Luft- und Landverkehrsmittel, die Televisionsapparate, die Radios, die Funktelegrafie und auch die anderen modernsten Verkehrs- und Nachrichtenmittel zur Verfügung stehen.

Die Schreckensherrschaft des Antichrists wird 1290 Tage, die Zeit der Propheten Elias und Henoch 1260 Tage dauern. Der Antichrist wird im Ganzen die beiden Propheten nur um 30 Tage überleben.

Die Propheten Elias und Henoch werden mit einer solchen wundertätigen Macht ausgestattet sein wie seinerzeit Moses. Der Antichrist wird vor allen Menschen als Lügner und Betrüger gebrandmarkt und entlarvt werden. Durch die Überführung des Antichrists werden sehr viele verführte Gläubige zur Kirche zurückkehren, sehr viele werden das Martyrium auf sich nehmen. Die Christen werden in wunderbarer Weise ihre Gemeinschaft festigen.

Der Antichrist wird nach 1260 Tagen die Propheten Elias und Henoch 1988 mit eigener Hand töten. Die Leichen der aus Rache ermordeten beiden Propheten werden auf den Straßen Jerusalems unbestattet herumliegen, und die Anhänger des Antichrists werden vor Freude wie Verrückte um die Leichname der beiden Propheten johlen. Aber dieser Freudenrausch wird im Greuel ersticken, denn der Himmel wird sich verfinstern, und eine Finsternis von drei Tagen wird eintreten. Während der Dunkelheit wird Schrecken herrschen auf der ganzen Welt, denn es werden ungewöhnliche Dinge geschehen.



Der Antichrist wird jetzt auf dem Gipfel seiner Macht stehen, denn niemand wird mehr gegen ihn ankämpfen. Er wird auf der ganzen Welt verkünden, daß er die beiden Propheten mit eigener Hand getötet habe. Deshalb wird man überall Feiern veranstalten. Nach dem Ende der Finsternis werden jedoch die Propheten Elias und Henoch, dreieinhalb Tage nach ihrer Ermordung, vor den Augen der Festteilnehmer in Jerusalem vom Tode auferstehen und zum Entsetzen aller Anhänger des Antichrists in den Himmel auffahren.

Der Antichrist wird dann wiederum beschämt dastehen, und die Guten, die schon wankten, werden wieder bestärkt werden. Der Antichrist wird jetzt vor der ganzen Welt entlarvt sein, und zwar als der größte Übeltäter aller Zeiten und muß jetzt wollend oder nicht wollend versprechen, in den Himmel hinaufzusteigen, um von dort die beiden Propheten herunterzuholen.

Der Antichrist erhebt sich nun im Beisein von vielem Volk in die Luft, aber das bewerkstelligt er nicht aus eigener Kraft, sondern mit Hilfe Luzifers. Während er sich so schön langsam gegen den Himmel erhebt, wird er von den Völkern unter Gebrüll gepriesen. Aber er wird sich nicht über eine Turmhöhe emporbewegen können, denn der Erzengel Michael wird erscheinen, auf beide mit einem zuckenden Blitz einschlagen und sie, den Luzifer und den Antichrist, sofort in die Hölle stoßen, und zwar 30 Tage nach der Ermordung der Propheten Elias und Henoch. Dann wird ein furchtbarer Donnerschlag dahinrollen, denn die Erde wird sich an mehreren Stellen in der Länge spalten, das herausströmende Gas wird sich entzünden und die Welt versengen.

Wegen der großen Erschütterung wird die Erde ins Wanken geraten, und sämtliche Berge auf unserem bebenden Globus werden schwanken. Die Völker werden sich danach sehnen, daß die herabstürzenden Berge sie begraben mögen; infolge der mächtigen Erdstöße werden viele Häuser einstürzen. Die Erschütterung der Erde wird drei Tage und drei Nächte dauern.

Jener Berg, von dem der Antichrist in den Himmel fahren will, wird von einer Wolke umgeben sein, die einen entsetzlichen Gestank um sich verbreiten wird. Dieser Gestank wird viele Menschen dazu anleiten, ihre Irrtümer einzusehen.

Der letzte Papst und sein Sekretär – der ein hochgeschossener und magerer Priester sein wird – werden dem Aufstieg in den Himmel und dem Absturz des Antichrists nicht weit entfernt aus einem Versteck bis zum Ende zusehen. Beide werden in Übereinstimmung mit den örtlichen Verhältnissen mit einem einfachen und völlig weißen Kleid einhergehen. Niemand würde von ihnen ahnen, wer sie sind, und zwar solange, bis ein Patriarch aus Neid sie verrät.

Die Russen werden um 1986 in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückkehren.

Der russische Patriarch wird ein geheimer Anhänger des Antichrists sein; zugleich wird er auch ein Rivale des letzten Papstes sein, weil er der Leiter der Kirche sein möchte. Aus diesem Grunde wird er den letzten Papst den fanatischen Anhängern des Antichrists verraten, die zu jener Zeit noch eine leitende Machtstellung innehaben werden.

Der letzte Papst wird in den Zeiten nach 1986 nicht in Rom, sondern im Osten in einem ebenerdigen Haus wohnen. In diesem Hause wird sich auch eine einfache Kapelle befinden, worin er regelmäßig die hl. Messe lesen wird. Das Haus wird sehr armselig eingerichtet sein und nur über wenige Räumlichkeiten verfügen. Es wird nicht ausgemalt sein, sondern nur weiß getüncht. Das Haus wird ein flaches Dach haben und am Rande des Daches von einer mannshohen Steinmauer umgeben sein, damit man von der Straße nicht sehen kann, was auf dem Flachdach des Hauses geschieht.

Das Haus des letzten Papstes beachten die Menschen kaum und kümmern sich auch nicht darum, denn sie haben sich an den alten Hausherrn, der hier zusammen mit einem großen und mageren, etwas jüngeren Menschen wohnt, bereits gewöhnt. Der Hausherr wird für einen alten, pensionierten Herrn gehalten, bei dem auch sein „jüngerer Verwandter“ lebt. Beide sind immer zusammen, sei es, daß sie auf den Feldern und Fluren der Umgebung spazieren gehen, sei es, daß sie ausreiten oder auf dem flachen Dach ihres Hauses sitzen und Radio hören.

Die wenigen Bewohner in der Umgebung haben keine Ahnung davon, wozu das Flachdach des Hauses dient. Hier wird jene Maschine versteckt sein – ein kombinierter Fernschreiber –, über die die zwei Bewohner des Hauses mit den in irgendeinem Teil der Welt wohnenden Kardinälen und anderen kirchlichen Personen werden sprechen können. Es wird sich um eine interessante Maschine handeln, denn die Sprecher werden einander nicht nur sehen und ihre Gespräche gegenseitig hören können, sondern die Maschine wird den Text der Rede sogleich auch auf ein Stück Papier schreiben.

Nach dem Höllensturz des Antichrists wird der letzte Papst die Kardinäle, Erzbischöfe und die Generaloberen der Mönchsorden zu einer Beratung in sein Haus zusammenrufen. Zur festgesetzten Frist werden alle erscheinen, die geladen wurden, außer dem neidischen Patriarchen; dieser wird nicht kommen und sich unter irgendeinem Vorwand zu entschuldigen versuchen. Seine Ausrede wird aber der Wahrheit nicht entsprechen, denn er möchte selbst Papst werden.

Am Vorabend der Beratung wird der Sekretär des letzten Papstes über die Maschinerie auf dem Hausdach mit dem neidischen Patriarchen sprechen, und dabei wird dessen Verrat offenkundig werden. Dann wird das ganze Haus von einem großen Schrecken ergriffen werden, und nachts werden die versammelten Kirchenväter in große Angst versetzt sein. Das Haus wird sich bis zum Bersten mit Menschen füllen, und den meisten wird keine Liegestatt mehr zuteil werden. Deshalb werden sie teils auf dem Boden im Flur, teils auf dem flachen Dach des Hauses die Nacht verbringen.

Am darauffolgenden Tag wird die Beratung stattfinden. Zuvor wird der letzte Papst eine hl. Messe lesen, und zwar vor dem ausgesetzten Allerheiligsten Altarsakrament. In der hl. Messe werden zwei große und magere Priester ministrieren.

Die Kapelle sieht einfach aus: Die Decke ist gediebt und von einem Tragbalken durchzogen, die Wände sind weiß getüncht, die Fenster aus gelblichem, farbigem Glas, damit man von außen nicht hineinschauen kann. Der Fußboden wird nicht gediebt, sondern nur mit Lehm ausgeschmiert sein. Der Altar wird in sehr einfacher Holzausführung hergestellt sein. Die Bänke in der Kapelle werden gleichfalls aus Holz sein und in genauso einfacher Ausführung.

Am Morgen des Tages, an dem beraten werden soll, wird der letzte Papst vor den Altar seiner Hauskapelle treten, um dem Herrn sein letztes heiliges Meßopfer darzubringen. Barhäutig, im braunen, bußfertigen Habit der Franziskaner und barfuß, jedoch in Sandalen, wird er sich zum Altar begeben. Die Kapelle wird sich mit den zur Beratung einberufenen Kirchenfürsten und mit den Bewohnern der umliegenden Häuser füllen. Die Parteigänger des Antichrists, die trotz dessen Höllensturz ihm treu geblieben sind, werden durch den Verrat des neidischen Patriarchen erfahren, wo und wann der letzte Papst die hl. Messe vor der Beratung beginnen wird. Die Parteigänger des Antichrists fassen dann den Plan, die Umgebung des angegebenen Ortes während der hl. Messe völlig zu zerbomben und die Leiter der Kirche bis zum letzten Mann auszurotten. Deshalb werden sie viele Flugzeuge mit Bomben beladen und gegen den genannten Ort in Marsch setzen, um ihren teuflischen Plan noch vor Beginn der hl. Messe durchführen zu können.

Jetzt aber wird sich die göttliche Vorsehung einschalten, und der letzte Papst wird seine letzte hl. Messe um eine Stunde früher beginnen, als ursprünglich geplant war. Er wird gerade am Ende der hl. Messe angelangt sein, wenn die ersten bombenbeladenen Flugzeuge auftauchen wer-

den. Diese werden nicht sofort mit der Bombardierung beginnen, sondern sie werden noch warten, bis die anderen Flugzeuge angekommen sein werden. Bis zur Ankunft der übrigen Bombenflugzeuge werden sie hoch über dem Ort fliegen. Dann werden alle einen Angriff in Form eines Bombenteppichs führen.

Noch bevor die Bombenflugzeuge über dem Ort erscheinen werden, wird ein Mann in die Kapelle des letzten Papstes hineinstürmen und zu Tode erschrocken melden, daß der Platz an die Parteigänger des Antichrists verraten worden sei, und diese den Plan gefaßt hätten, die ganze Umgebung zu zerbomben. Daraufhin wird eine atemlose Stille in der Kapelle eintreten, der Gesang wird verstummen, und auf allen Gesichtern wird sich die Todesangst breitmachen. Niemand wagt, sich von der Stelle zu bewegen; alle werden von einer Todesangst befallen.

Der letzte Papst aber wird sich nicht fürchten, sondern sich sofort zu rechtfertigen und einen Erlaß herausgeben, demzufolge sich alle auf eine Prozession vorzubereiten haben. Danach wird man ein Sakramentslied intonieren, und die Prozession wird sich aus der Kapelle ins Freie in Bewegung setzen. Draußen wird die Sonne nur einen matten Schein geben. Sie wird kaum die Kraft aufbringen, durchzudringen, und die Luft wird eine gelblich-rötliche, matte Farbe haben. Die Natur wird schon im Sterben liegen.

Nachdem alle die Kapelle verlassen haben, wird der Papst das Sanctissimum vom Altarthuron herunternehmen. Dann werden sich alle anschicken, mit ihm zusammen singend in den Tod zu gehen. Diejenigen, die in der Kapelle waren, werden außerhalb des Hauses auf ihn warten. Wenn der letzte Papst an der Haustür angelangt sein wird, wird er sich mit dem Sanctissimum an die Spitze der Prozession stellen, und die übrigen werden ihm folgen. Geistliche und Weltliche werden zusammen das letzte Sakramentslied singen. Dieser Gesang wird ein Gesang des Glaubensbekenntnisses und des Martyriums sein. Der letzte Papst wird mit niedergeschlagenen Augen, seinen Blick auf den Boden geheftet, einherschreiten. Das Brummen der hoch fliegenden Bombenflugzeuge wird die Luft erschüttern. Die singenden Prozessionsteilnehmer sind in jeder Minute auf den Tod gefaßt. Auch das Herz des letzten Papstes wird die Todesangst beschleichen, und damit er Kraft schöpfe, um den unmittelbar bevorstehenden Tod zu erleiden, wird er einen sehnsüchtigen Blick auf die Monstranz werfen, aber diese wird zu seiner größten Überraschung leer sein; das Sanctissimum wird daraus verschwunden sein. Durch die Monstranz wird er aber sehen können, wie der Erlöser mit großer Macht und Würde und mit der Dornenkrone auf dem Haupt barfuß auf

ihn zukommt, angetan mit einem weißen Kleid und mit einem Purpurmantel. Neben Ihm und nach Ihm kommt sein Gefolge. Also nicht der Tod, sondern JESUS schreitet auf sie zu ins Gericht, um Seine irdische Tätigkeit dort endgültig zu beschließen, wo Er sie einst begonnen hatte. Und wenn der letzte Papst einen kurzen Seitenblick tun wird, dann wird er gewahren, daß von der Erde alles verschwunden ist, und daß die alte Welt sich in ein graues Bußgewand gehüllt hat.

Am Ende der Zeiten werden noch Gerechte leben, die mit der Welt nicht in Asche sinken werden, sondern lebendig die Zweite Ankunft des Herrn schauen und Sein Urteil vernehmen. Der hl. Thomas von Aquin lehrt, daß diese Behauptung kein Irrtum ist und dem Glauben nicht widerspreche.

Darüber hinaus schreibt der hl. Paulus im ersten Korintherbrief, Kapitel 15, Vers 51–52: „Seht! Ich sage euch ein Geheimnis. Wir werden zwar nicht alle entschlafen sein, doch werden wir alle verwandelt werden und dieses plötzlich, in einem Augenblick, beim letzten Posaunenschall. Die Posaune wird ertönen, und die Toten werden alsdann unverweslich auferweckt, und wir werden verwandelt werden.“

## Die Vorzeichen der großen Katastrophe

Die Heilige Schrift berichtet nirgends über die genaue Zeit vom Ende der Welt.

Jesus selbst sagte über das Ende der Welt folgendes: „Von jenem Tag aber und von jener Stunde weiß niemand etwas, nicht einmal die Engel im Himmel, sondern allein der Vater“ (Mt 24,36). Der Erlöser spricht also nur von Tag und Stunde, nicht aber von einem Jahr oder einer annähernd genauen Zeit. Auch darüber ist nirgends die Rede, daß der Allmächtige die ungefähre Zeit niemandem mitteilen würde. Die Seinen können von Ihm als dem Gebieter und Leiter der ganzen Welt mit Recht erwarten, daß Er sie in den schwersten Zeiten nicht in Unsicherheit und auf sich allein gestellt läßt. Wenn schon der Herr einzelnen Völkern oder Ländern Zeichen gibt, um sie an die bevorstehenden großen Gefahren zu ermahnen, um wieviel mehr gerecht ist die Mitteilung von Zeichen dann, wenn der ganzen Welt und der Kirche die größte Gefahr droht! Es ist unmöglich, auch nur daran zu denken, hat doch der Heiland selbst gesagt: „Seht, Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Wer aber mit uns ist, der wacht über uns, ermahnt uns, ganz besonders, wenn die größte Gefahr droht.

Das Ende der Welt hat die Menschen schon immer in Aufregung gehalten und beschäftigt. Die letzten Zeiten haben auch die Apostel des Herrn interessiert, aber der Erlöser sagte ihnen: „Es ist nicht euere Sache, die Zeiten und Augenblicke zu erfahren, die der Vater in Seiner Machtvollkommenheit festgesetzt hat“ (Apg 1,7). Daß der Herr den damaligen Aposteln die letzten Zeiten nicht ans Herz gelegt hat, ist verständlich, denn sie waren nicht dazu berufen, das Ende mitzuteilen, sondern dazu, um neue Sitten, neuen Glauben und 2000 Jahre hindurch einen neuen Geist zu verbreiten. „So gehet hin und predigt: Das Himmelreich ist nahe . . .“ (Mt 10,7), sagte der Erlöser zu ihnen; aber die Verkündigung des Weltendes hat er ihnen nicht anvertraut, sondern anderen überlassen.

Die Kirche hat es 1512 auf dem V. allgemeinen Lateranischen Konzil streng verboten, daß irgend jemand sich erkühne (nequaquam praesumat), für das Ende der Welt eine festgesetzte Zeit zu verkünden. Dagegen aber stellt sich die Frage, was derjenige tun soll, dem der Himmel oder ein

Himmelsbote aufgetragen hat, die Ankunft der letzten Zeiten bekanntzumachen. Es ist klar, daß er einen solchen Befehl nicht taub über sich ergehen lassen kann. Er möge sich trotzdem dem Lehramt der Kirche anvertrauen, denn das Lehramt der Kirche repräsentiert hier auf Erden den Herrn, und ihr Wort entscheidet.

Aufgrund der entschiedenen Aussage unseres Herrn Jesus Christus und des Verbotes der Kirche können wir nicht wissen, wann, an welchem Tag oder in welcher Stunde das Ende der Welt eintreten wird.

Jedoch werden nach den Worten des Erlösers dem Weltende gewisse unbestreitbare Ereignisse vorausgehen. Wir nennen sie die Vorzeichen vom Weltende. Solange diese Vorzeichen nicht erscheinen, kann das Weltende nicht eintreten.

Ich möchte auf 15 solche Vorzeichen hinweisen. Diese werden z. T. von der Heiligen Schrift ausgesprochen, z. T. aber sind es Zeichen, die durch die Himmlischen im voraus angezeigt bzw. angesagt wurden. Sehen wir sie nun der Reihe nach an.

1. Vor dem großen Krieg um das Jahr 1986 werden die Vorläufer des Antichrists herrschen und gegen die guten Menschen sowie auch gegen die Kirche alles Schlechte, wie sie es nur können, unternehmen. Aber ihre Herrschaft wird begrenzt bleiben.

Vor dem Beginn des letzten großen Krieges um 1986 wird jener große Herrscher regieren, mit dem die Völker nicht gerechnet haben. Seine Herrschaft wird bis zum Auftreten des Antichrists dauern.

2. Um 1985 wird der Antichrist auftreten. Er wird durch einen politischen Streich an die Oberfläche kommen, und 1986 wird schon der dritte Weltkrieg ausbrechen. Es wird der letzte Krieg auf dieser Erde sein. Zuvor werden auf der ganzen Welt kleinere Kriege geführt werden.

3. Die Verkündigung des Evangeliums auf der ganzen Welt.

„In der ganzen Welt wird dieses Evangelium vom Reiche Gottes verkündet werden, zum Zeugnisse für alle Völker, und dann erst kommt das Ende“ (Mt 24,14). Weiterhin: „Doch muß zuvor allen Völkern das Evangelium verkündet werden“ (Mk 13,10).

In diesen beiden Zitaten aus dem Evangelium ist nur von der Verkündigung der Frohen Botschaft die Rede und nicht von seiner Annahme. Davon ist darin keine Rede, daß es keine Irrgläubigen oder Heiden mehr geben werde, sondern nur das wird betont, daß es auf der Erde kein Land mehr geben werde, in dem man das Evangelium nicht verkünden würde.

Heute wird das Evangelium auch über das Radio und das Fernsehen auf der ganzen Welt verkündet, und diejenigen, die dafür Interesse haben, können es in einem jeden beliebigen Teil der Welt hören.

Weiterhin: Die Missionen wirken überall. Heute kann man auf der ganzen Welt schon in mehr als 825 Sprachen die Heilige Schrift lesen. Es gibt niemanden mehr, der von der Heiligen Schrift keine Kenntnis hätte. Es gibt niemanden mehr, der die Lehren der Heiligen Schrift nicht befolgen könnte, wenn er wollte. Die Völker aller fünf Erdteile haben von dem Evangelium Kunde vernommen. In den letzten Zeiten wird der Herr durch Sein Evangelium in allen möglichen Sprachen sprechen, und niemand wird sagen können, daß man in seiner Sprache nicht gesprochen habe.

4. Das Judenland oder die Entstehung des Staates Israel.

Das Judenland oder, genauer ausgedrückt, der Staat Israel ist am 14. Mai 1948 – 2000 Jahre seit seiner Vernichtung – wiedererstanden. So hat sich an den Juden erfüllt, was der Prophet Ezechiel über sie im 37. Teil seines Buches, Vers 21, geschrieben hat: „Siehe, ich hole die Söhne Israels aus den Heiden, unter die sie gegangen sind, und sammle sie von überall her und bringe sie in ihre Heimat zurück.“ Wenngleich das sehr schwierig war und lange gedauert hat, so ist es doch geschehen. „Was Israel erstrebte, das hat es nicht erreicht. Nur der auserwählte Restteil hat es erreicht“ (Röm 11,7).

„Ich sammle sie von überall her . . .“, d. h., von den fünf Erdteilen. Diese Sammlung wurde gefördert durch die zionistische Bewegung und durch Unterdrückung, Verfolgung und Ausweisung in verschiedenen Ländern.

5. Die Ausbreitung des Kommunismus auf der ganzen Welt.

Der Kommunismus bereitet ganz und gar den Boden des Antichrists vor. Er wäre nicht so gefährlich, wenn diejenigen, die an der Macht sind, sowie die Reichen, das Elend und das Jammerwort der Unterdrückten und Armen vernehmen würden. Der unterdrückte Mensch sitzt gerne leeren Verlockungen auf, die ihn aber meistens in eine noch größere Sklaverei stürzen und grausam werden lassen in dem Moment, wo er dessen gewahr wird. Das Elend überschüttet die Seele mit quälenden Sorgen und gestattet ihr nicht, sich ganz Gott zu weihen. Die Not macht die Menschen sehr leicht kleinstütig, mürrisch und unzufrieden. Andauerndes und übermenschliches Elend macht eine menschenwürdige Existenz unmöglich. Sowohl die Unterdrückung als auch das Elend bereiten nur den Weg des Antichrists vor.

6. Rußland und England werden sich um 1986 bekehren.

Im dritten „schrecklichen Weltkrieg“ wird die Kirche nach einer entsetzlichen Prüfung mit Gottes Hilfe einen solchen Sieg davontragen, daß ganze Nationen in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren werden.

In diesem Krieg wird eine Art Finsternis eintreten, und eine ansteckende Krankheit von schneller Wirkung wird binnen drei Tagen in erster Linie die Feinde der Religion und die Ungläubigen vertilgen. Zu Beginn der Schlacht wird man nur wenige Atombomben einsetzen.

Die Luft wird voll schrecklicher Erscheinungen sein, die von den Explosionen der Atombomben herrühren werden.

In der Finsternis, die in diesem Krieg eintreten wird, werden die bösen Geister der Unterwelt frei werden und auf der Welt schreckliche Dinge vollbringen. Welchen Lärm oder welche fremden Stimmen auch immer die Menschen dann hören werden, sie sollen weder zum Fenster noch zur Türe hinausschauen, sonst werden sie eines plötzlichen Todes sterben oder wegen des Geschauten wahnsinnig werden. Die Menschen sollen sich dagegen streng einschließen, beten, denn die Verbreiter der ansteckenden Krankheiten können nur den Feinden der Religion, den Ungläubigen und den Neugierigen schaden und niemand anderem. In dieser Finsternis wird nur die geweihte Kerze Licht spenden. Andere Leuchtkörper werden in der Dunkelheit kein Licht von sich geben. Wenn es wiederum hell geworden ist, werden infolge der Säuberungsarbeit des Herrn Millionen von Leichen die Erde bedecken.

Das wird die erste Finsternis sein.

7. Außerordentliche Naturerscheinungen und Zeichen werden auf der ganzen Welt zu beobachten sein.

Die ungewöhnlichen Naturerscheinungen gehören zu den Vorzeichen der letzten Zeiten. Die interessanteste Naturerscheinung wird wohl darin bestehen, daß am Nord- und Südpol die Sonne scheinen, und der dortige Schnee und das Eis schmelzen wird.

„Sogleich nach der Trübsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden“ (Mt 24,29).

„Und gewaltige Erdbeben, Pest und Hunger wird es an vielen Orten geben. Schreckliche Erscheinungen und fürchterliche Zeichen werden am Himmel erscheinen“ (Lk 21,11).

„Es werden Zeichen sein an Sonne, Mond und Sternen; und auf Erden Verwirrung und Bestürzung bei den Völkern ob des Tosens und Brausens

der Meereswogen. Die Menschen werden fast erstarren vor banger Erwartung dessen, was über den Erdkreis kommen soll. Die das Weltall umfassenden Kräfte werden erschüttert werden“ (Lk 21,25–26).

Das sagt die Heilige Schrift.

Ich habe dazu noch folgende Dinge erfahren:

In den Zeiten vor dem Weltende werden sich die Jahreszeiten verändern\*. In verschiedenen Teilen der Welt werden außerordentliche und auffallende Naturerscheinungen auftreten. In den meisten Teilen der Erde wird nur schlechtes Obst wachsen. Die Sterne werden nicht mehr auf ihren bisherigen regulären Bahnen ziehen. Die Sonne wird nur mehr einen matten Schein von sich geben. Die gewaltigen Wasseradern im Innern der Erde werden jene Erdschicht durchstoßen, die sie von der Feuerschicht trennt. Das auf das Feuer sich ergießende Wasser wird in der Erde einen Dampf von riesengroßer Spannung erzeugen, der wiederum ein solch schreckliches Erdbeben verursachen wird, daß die Erde um 1980 Berge und Städte verschlingen wird. Unglaubliche Wolkenbrüche werden niedergehen, und die Tiere werden einen Kampf auf Leben und Tod führen. Von Blitzen werden Städte in Flammen aufgehen.

In der Luft werden schreckliche Stimmen zu hören sein. Die Teufel werden scheinbar wunderliche Dinge vollbringen, wovon viele in ihrem Glauben wankend werden, aber Gott wird für Seine Diener und für die Menschen, die guten Willens sind, sorgen.

Auch die Mohammedaner werden sich bekehren und unter dem Pontifikat des Papstes mit dem „Halbmond“ in die Kirche Christi eintreten.

Nicht der Vatikan-Staat, sondern nur die Stadt Rom wird ihrem Glauben untreu und der Nebensitz des Antichrists werden.

In Europa wird vor allem Österreich einer schönen Zukunft entgegensehen. Dieses Land wird eine große Stütze des Papsttums sein und wird solange bestehen, bis der Antichrist Europa um 1986 durch die „gelbe Gefahr“ zugrunde richtet.

Vor dem Ende der Welt wird es im Winter 1987/1988 eine solch grimmige Kälte geben wie noch nie seit der Erschaffung der Erde. Alles wird bis auf die Knochen erstarren.

8. Der Antichrist wird um 1985 öffentlich auftreten.

Im Zusammenhang mit den Vorzeichen der Zweiten Ankunft Christi lesen wir bei dem heiligen Paulus folgendes: „Was die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus betrifft und unsere Vereinigung mit ihm, so bitten wir euch, Brüder, laßt euch nicht aus der Fassung bringen und euch nicht Furcht ein-

\* Siehe Anhang Seite 394

jagen, weder durch eine seelische Offenbarung noch durch einen angeblich von uns stammenden Ausspruch oder Brief, als ob der Tag des Herrn schon an der Türschwelle wäre. Laßt euch von niemandem und auf keine Weise irremachen! Zuerst muß ja der Abfall kommen, und dann muß sich der Mensch der Sünde offenbaren, der Mensch des Verderbens, der Widersacher, der sich über alles erhebt, was Gott heißt und heilig ist. Ja, er wird sich sogar in den Tempel Gottes setzen und sich für einen Gott ausgeben“ (2 Thess 2,1–4).

Das hat der heilige Paulus vor fast 2000 Jahren gesagt, und nun ist jene Zeit da, in der seine Worte Wirklichkeit werden sollen. Was damals eine Vision war, steht heute vor der Erfüllung. All das wird sich um 1987 ereignen, wann der Antichrist im Haupttempel zu Jerusalem seinen Thron errichten und sich als Gott anbeten lassen wird.

Diese Selbstanbetung wird beim Judentum die Bekehrung hervorrufen. Das Judentum wird sich in den allerletzten Zeiten bekehren.

Der Antichrist ist eine lebende Person, ein wirklicher Mensch. Er stammt aus dem Geschlechte Dan und ist der Sohn eines Weibes von zweifelhaftem Ruf. Sein Vater ist von unbekannter Herkunft und ein falscher Angehöriger des Klerus. An einem versteckten Ort wächst er auf. Durch seine vielen sündhaften Taten wird er immer tiefer und tiefer sinken; schließlich wird er ganz vom Teufel besessen sein. Er wird die leibhaftige Bosheit sein. Das wirkliche Übel: Er ist von einem satanischen Hochmut besessen; Sinnlichkeit und Grausamkeit werden seine Hauptcharakterzüge sein. Er wird sich einen großen Reichtum aufhäufen und durch seinen Reichtum viele an sich ziehen. Durch seine hervorragende Begabung wird er die ganze Welt in Staunen versetzen und seine sündhaften Pläne und Handlungen der Beobachtung durch die Menschheit geschickt entziehen können. Durch seine mit Hilfe des Satans bewirkten falschen Wunder wird er die Menschen betören. Die Krönung seines Werkes wird Gewaltanwendung sein.

Der Antichrist wird sich als Messias der Juden ausgeben. Nach mehreren siegreichen Schlachten wird er mit Hilfe seiner Parteigänger die Weltherrschaft erlangen. Hinterrücks wird er an die Oberfläche kommen. Das Volk, das seine Ziele unterstützt, und seine Parteigänger werden über ein riesiges Geldkapital verfügen.

Der Antichrist wird um 1985 auftreten. Zur Zeit seines Erscheinens wird es ein gewaltiges Erdbeben geben, das große Erdsenkungen und Meeresüberschwemmungen zur Folge haben wird. Daß ganze Küstenstriche versinken, ist nicht unmöglich, denn einst sind auch Lemuria und Atlantis untergegangen. Wo sich heute das Mittelländische Meer ausbreitet, war einst ein

kultiviertes Festland unserer Erde. Sowohl an der griechischen als auch an der afrikanischen Küste fand man auf dem Meeresboden Unterwasserstädte mit Steinmauern.

Die Zeit vor dem Auftreten des Antichrists wird die letzte Probezeit der Menschheit sein, während der jedermann unter Beweis stellen kann, was er taugt. In jenem Wohlstand werden einige zu Seelenmenschen heranreifen, andere wiederum auf eine tierische Stufe herabsinken. Dadurch wird sich die Notwendigkeit ergeben, die Guten von den Bösen zu trennen. So werden sich unter den Menschen zwei große Lager herausbilden: Das eine Lager wird dem Herrgott anhängen und durch Rom oder genauer gesagt durch das Papsttum repräsentiert werden; das andere Lager wird dem Satan folgen und später durch den Antichrist und seinem Anhang repräsentiert werden.

Zu den Gefolgsleuten des Antichrists werden auch die farbigen Rassen gehören, besonders aber die asiatischen Völker: die Japaner, Chinesen und Hindus. Mit diesen wird sich der Antichrist verbünden und sie um 1986 auf die christlichen Völker Europas loslassen. Die Entscheidungsschlacht wird in der Umgebung des Berges Megiddo, hebräisch Harmegiddo (Harmagedon), südlich von der Ebene Ezdrelon, geschlagen werden. Sein jetziger Name lautet: Tell-el-Muteszellim. Hier werden die Kriegsheere zum letzten Kampf aufeinandertreffen. Die Schlacht wird der Antichrist mit Hilfe des Satans gewinnen, und danach wird er über die ganze Welt herrschen. Das Restvolk Christi wird in den Untergrund verschwinden müssen und ständigen Verfolgungen durch den Antichrist ausgesetzt sein.

In der Entscheidungsschlacht wird man nicht nur Atom- und Hydrogenbomben sowie Raketengeschosse, sondern auch „Todesstrahlen“ einsetzen. Die eintretende Verwüstung und Zerstörung wird alle menschliche Vorstellungskraft übersteigen. Die Begriffe „entsetzlich“, „schrecklich“ und „furchtbar“ vermögen die wirkliche Verwüstung bei weitem nicht auszudrücken.

Nachdem der Antichrist die Weltherrschaft erlangt hat, wird er Jerusalem zu seinem Hauptsitz machen. Zuvor aber wird er Aufwiegler und Propagandisten in die Welt hinausschicken, die seinen Kult vorbereiten sollen. Unter diesen wird der gefährlichste Pseudoprophet ein abtrünniger Bischof sein. Der Antichrist wird zahlreiche irreführende Mitglieder des Klerus zu seinen Jüngern zählen. Wegen der Verfolgung der katholischen Kirche werden sich die Gläubigen versteckt halten, und der Klerus wird – seinen Rang verbergend – einhergehen. Jedoch der Herr wird Seinen Nachfolgern Mut einflößen, damit sie der Lage gewachsen sind.

Während der Herrschaft des Antichrists wird ein solch großes Elend entstehen wie noch nie auf dieser Welt. Daraufhin wird der Satan seine im Meer und unter der Erde verborgenen Schätze hervorholen lassen, um damit die Völker an sich zu locken.

Der Antichrist wird seine Tätigkeit auf politischem Gebiet ausüben, denn sein Endziel ist, die ganze Welt unter die Herrschaft des Satans zu zwingen.

Sein zweites Ziel ist, die Kirche, die Gläubigen und die Familien zu vernichten.

Nach dem großen Herrscher wird der Antichrist der Präsident der Vereinigten Staaten von Europa sein; anschließend wird er Weltherrscher werden und aus sich eine „göttliche Majestät“ machen.

Die Christus nachfolgenden Gläubigen werden von den Propheten Elias und Henoch angeführt werden.

#### 9. Der Aufbau des Haupttempels zu Jerusalem.

Der Antichrist wird den Haupttempel zu Jerusalem für das Judentum aufbauen lassen, damit er sich ihnen dadurch gefällig erweise. In diesem Haupttempel wird er 1987 mit Gewalt seinen eigenen Thron errichten. Das wird aber den überzeugten Juden nicht gefallen. Von diesem Zeitpunkt an wird die Bekehrung der Juden beginnen.

#### 10. Die Auffindung der Bundeslade.

In den letzten Zeiten werden die Juden die Bundeslade auffinden und sie mit einem Pomp, der Weltberühmtheit erlangen wird, in den neuen Haupttempel überführen, der aber jetzt nicht mehr der Tempel des wahren Gottes, sondern der Tempel des Antichrists sein wird.

#### 11. Die große Kirchenverfolgung.

Die große Kirchenverfolgung wird um 1985–1988 eintreten. In dieser Zeit werden sich nicht nur Laien, sondern auch Mitglieder des Klerus vom wahren Glauben abwenden und Anhänger des Antichrists werden. Gleichzeitig wird es auch viele falsche Wunder geben. Schlechte Bücher und schlechte Zeitungen werden allseits den Glauben untergraben und Lehren verbreiten, die dem Glauben an Christus widersprechen.

#### 12. Die Ermordung der Propheten Elias und Henoch in Jerusalem um 1988.

Der Antichrist wird um 1988 auf dem Gipfel seiner Macht die Propheten Elias und Henoch töten. Ihre Leichname werden dreieinhalb Tage lang unbestattet auf den Straßen Jerusalems herumliegen, und während dieser Zeit wird auf der ganzen Welt eine Finsternis herrschen. Das wird schon die zweite große Finsternis sein.

#### 13. Der große Weltbrand.

Wenn der Antichrist in die Hölle gestoßen sein wird, wird sich die Erde kreuz und quer spalten, und die hervorbrechenden Erdgase werden die ganze Welt in Brand setzen.

#### 14. Die Auferstehung aller Toten.

Nachdem alles auf der Welt verbrannt und nur mehr Staub und Asche sein wird, werden alle Toten auferstehen. Dann wird es keine kranken, verstümmelten oder verkrüppelten Menschen mehr geben, sondern alle Körper werden nach der Schöpfungsvorstellung des Herrgotts unversehrt sein. Der hl. Evangelist Johannes sagt: „Die Stunde kommt, da alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Gottessohnes hören werden. Dann werden diejenigen, die Gutes getan, auferstehen zur Auferstehung für das Leben, und die Böses getan haben, zur Auferstehung für die Verdammnis“ (Jo 5,28–29).

Beim hl. Apostel Paulus heißt es: „Und wie es für den Menschen bestimmt ist, nur ein einziges Mal zu sterben, worauf dann das Gericht erfolgen soll, so hat sich auch Christus nur einmal geopfert, um die Sünden vieler wegzunehmen. Das zweite Mal wird er nicht wegen der Sünde erscheinen, sondern zum Heile derer, die auf ihn harren“ (Heb 9,27–28).

#### 15. Die Zweite Ankunft Christi zum Gericht.

Wie der Herr am dritten Tag von Seinem Tode auferstanden ist, so wird Er vor dem dritten Jahrtausend zum Gericht erscheinen. Unser Herr Jesus Christus ist nach Seiner Kreuzigung nachmittags um drei Uhr gestorben; also ist der erste Tag eigentlich nur ein halber Tag gewesen. Sein zweiter Totentag war ein voller Tag. In der Morgendämmerung des dritten Tages ist Er auferstanden, und an diesem Tag war Er höchstens vier bis fünf Stunden tot, so daß wir nur einen Vierteltag berechnen dürfen. Alles in allem gerechnet, sind es nicht einmal zwei volle Tage. Der Erlöser ist eigentlich von Seinem Tode auferstanden, bevor zwei volle Tage zu Ende gegangen waren.

Der Tod und die Auferstehung des Erlösers waren das Vorbild für Seine Wiederkunft. Der Herr war nicht zwei volle Tage tot, und die Welt wird, von der Geburt Jesu gerechnet, nicht zwei volle Jahrtausende bestehen bleiben. Der Erlöser ist am dritten Tag vor Tagesanbruch von Seinem Tode auferstanden, und beim zweiten Mal wird Er deshalb vor dem dritten Jahrtausend, d. h. also, am Ende des zweiten Jahrtausends erscheinen, um die Lebenden und Toten zu richten. Aber bevor der Herr zum zweitenmal erscheint, muß die alte Welt zugrunde gehen, damit sie einer neuen Welt Platz machen kann.



Im Zusammenhang mit der Zweiten Anknft Christi lesen wir beim hl. Evangelisten Matthäus folgendes: „Sogleich nach der Drangsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen, und die das Weltall tragenden Kräfte werden erschüttert werden. Dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Völker der Erde wehklagen, wenn sie den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen werden mit großer Macht und Herrlichkeit. Dann wird Er Seine Engel aussenden mit gewaltigem Posaunenschall, und diese werden Seine Auserwählten von allen Richtungen sammeln, von einem Ende des Himmels bis zum anderen“ (Mt 24,29-31).

Der Prophet Joel schreibt im II. Kapitel seines Buches in Vers 31 folgendes: „Die Sonne wird sich in Finsternis und der Mond in Blut verwandeln, bevor der große und furchtbare Tag des Herrn kommt.“ Daß es solche Finsternisse schon gegeben hat, bezeugt Moses im 10. Teil seines zweiten Buches, Vers 21–25, wonach er auf das Wort des Herrn hin seine Hände ausgestreckt hat, und drei Tage lang tiefe Finsternis im Lande Ägypten herrschte. Während dieser Zeit konnten sich die Menschen gegenseitig nicht sehen, aber an dem Ort, wo sich die Söhne Israels aufhielten, war Licht. Im 17. Teil des Buches der Weisheit lesen wir, daß die Bewohner von Ägypten durch düstere Gespenster, Feuerscheine und Lärm in Schrecken gehalten wurden, so daß sie keine Ruhe fanden. Auch die Finsternis der letzten Zeiten wird dieser ähnlich und nicht nur eine Sonnenfinsternis sein.

Über das Erscheinen des Kreuzes am Himmel sind uns mehrere Aufzeichnungen bekannt.

Im Laufe der Kirchengeschichte ist das Kreuzzeichen öfter am Himmel erschienen. Zum erstenmal ist es am 18. September 313 Kaiser Konstantin dem Großen mit der Aufschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen“ gezeigt worden.

Weiterhin erzählt der hl. Cyrill, daß ebenfalls zur Zeit Konstantins des Großen in Jerusalem ein riesengroßes Kreuzzeichen erschienen sei. Dieses Kreuz soll sich vom Berg Kalvaria bis zum Ölberg hingezogen haben. Es war von einem wunderschönen Regenbogen umgeben und glänzte mehrere Stunden hindurch.

In der Poitiers nicht weit entfernt liegenden Stadt Migné ist im Dezember 1826 ein etwa 70 m langes Kreuz erschienen. Das Kreuz leuchtete in Silberfarbe und matt rosarot. Es wurde von der gesamten Bewohnerschaft der Stadt gesehen. Das Kreuz war am späten Abend erschienen und fiel

um so mehr auf und machte um so mehr Eindruck, als im Hintergrund dieses schönen und großen Kreuzes Sterne leuchteten.

Ich aber habe es so gesehen, daß beim jüngsten Gericht das Kreuz der einzige Leuchtkörper sein wird. Nach der Heiligen Schrift wird dann weder die Sonne scheinen, noch wird der Mond einen Schein von sich geben, ja nicht einmal die Sterne werden glänzen (Mt 24,29).

In bezug auf den Ort des jüngsten Gerichts heißt es beim Propheten Joel u. a.: „Denn siehe, in jenen Tagen und in jener Zeit, wenn ich das Schicksal Judas und Jerusalems wende, da werde ich alle Völker versammeln und sie hinabführen ins Tal Josaphat (Joel 3,1–2). Zehn Verse weiter schreibt er dann: „Aufbrechen sollen die Völker und heranziehen ins Tal Josaphat, denn dort werde ich zum Gerichte sitzen über alle Völker ringsherum“ (Joel 3,12).

Das Tal Josaphat liegt zwischen Jerusalem und dem Ölberg.

Nach dem hl. Hieronymus und dem hl. Thomas von Aquin wird das jüngste Gericht wirklich im Tale Josaphat stattfinden, denn Christus, unser Herr hat an diesem Ort gelitten und ist ebenda gestorben. Es ist also würdig und recht, daß der Erlöser dort verherrlicht werde, wo er gedemütigt wurde. Weiterhin ist der Erlöser von dem über dem Tale Josaphat sich erhebenden Ölberg in den Himmel aufgefahren. Es ist also angebracht, daß er hier wiederum erscheine. Als er in den Himmel auffuhr, sagten die Engel zu den erstaunten Aposteln: „Ihr Galiläer! Was steht ihr da und schaut zum Himmel hinauf? Dieser Jesus, der aus eurer Mitte in den Himmel aufgenommen wurde, wird in derselben Weise wiederkommen, wie ihr ihn in den Himmel habt auffahren sehen“ (Apg 1,11).

Christus, unser Herr wird nicht alleine zum Gericht erscheinen, sondern Er wird Begleiter haben. Das habe ich unzweideutig gesehen. Mit Ihm werden kommen: die Jungfrau Mutter, Seine Apostel, der Erzengel Michael und andere größere Heilige.

Auf der Erde wird jetzt lautlose Stille herrschen, die Berge werden in sich zusammengestürzt sein und die Täler eingeebnet; die ganze Erdoberfläche wird glatt sein, und die Spuren eines alles verbrennenden großen Brandes werden überall sichtbar sein. Über die ganze Erde wird sich eine graue Asche ausbreiten. Die Farbe der Buße und Reue wird beim jüngsten Gericht die ganze Welt überziehen.

Die Sonne, der Mond und die Sterne werden an ihrer Stelle verbleiben; keiner wird vom Himmel fallen, nur werden sie keinen Schein von sich geben, solange das jüngste Gericht abgehalten wird. Zur Zeit des Welt-

gerichts wird der Herr den Schein der Himmelskörper verdecken, und erst nach dem jüngsten Gericht werden sie wieder leuchten – in einer neuen Welt, und zwar in einem viel schöneren Glanz als zuvor.

Das wird die dritte Finsternis sein.

Beim jüngsten Gericht wird auf der ganzen Welt Totenstille herrschen. Eine drückende Finsternis wird sich über die ganze Welt ergießen, und nur am Gipfel Golgothas wird das Kreuz des Erlösers leuchten, und zwar viel glänzender als die Sonne. Auch die kleinsten Partikel des heiligen Kreuzes werden sich von der ganzen Welt sammeln, und das heilige Kreuz wird in seiner ursprünglichen Form dort stehen, nur der Erlöser wird daran fehlen. Das Licht des Kreuzes wird die besondere Eigenschaft haben, daß es den reinen Seelen in herrlichem Glanze leuchten und die Quelle ihres Frohlockens sein wird. Die sündigen Seelen aber werden höllische Qualen ausstehen beim Anblick des Kreuzes, und es wird als Ankläger ihrer ewigen Verdammnis dort stehen.

Der letzte Papst wird Petrus II. sein. Diesen Namen wird er auf himmlischen Befehl annehmen. Naturanlage und Charakter des letzten Papstes werden gemäß den letzten Zeiten durch die göttliche Vorsehung geformt werden. In seiner Zeit wird Christus zum zweitenmal kommen, um über alle Menschen das jüngste Gericht zu halten. Mit Petrus II. erlischt das Papsttum, denn der Herr selbst wird Seine Herde übernehmen.

## SCHLUSSWORT DES HERAUSGEBERS

Mit der Beschreibung des Weltgerichts und dem Anbruch einer neuen, glücklichen Zeit, dem Paradies, endet der erste Band unseres Werkes „Der Handwerksgelehrte“.

Sicher haben besonders die auf den letzten Seiten dieses Buches beschriebenen kommenden Geschehnisse einen gewaltigen, wenn nicht sogar aufwühlenden Eindruck bei den Lesern hinterlassen. Viele werden ihre sonstige Ruhe abgelegt haben und nervös geworden sein.

Wie schrieb doch der Seher in seiner Einleitung: „Wer ernsthafte Sachen nicht ruhig lesen kann, der soll dieses Buch nicht in die Hand nehmen!“ Trotzdem werden es Menschen aller Gemütsarten gelesen haben – und nicht wenige ihren Kopf zerbrechen, ob man nicht doch eine „Lücke“ finden kann, um das unglaublich Scheinende zu entkräften oder zumindest abzuschwächen. Fragen tauchen auf und wollen beantwortet sein.

An dieser Stelle möchte ich allen raten, die erste Erregung einmal abklingen zu lassen und nicht sofort in hitzige Diskussionen zu verfallen. Vieles wird sich noch klären oder zum allgemeinen Verständnis ergänzt werden. Deshalb gilt es zunächst, abzuwarten. Noch stehen drei Bände aus – ein dermaßen umfassendes Schriftmaterial, daß ein endgültiges Urteil im Moment gar nicht möglich ist!

Wichtig erscheint mir: Der Tag des Herrn naht. Bereiten wir uns darum auf das Kommen unseres Heilandes vor! Greifen wir wieder alle zu jenem Buch, das uns den Weg weist, um auch den zukünftigen Zeiten mit ruhigem Blick entgegensehen zu können: dem „Neuen Testament“.

Lesen und überdenken wir dort das mahnende Gleichnis Jesu von den fünf klugen und törichten Jungfrauen (Mt 25,1–13).

Schlagen wir auch die „Geheime Offenbarung“ des Johannes auf. Hier werden wir alles wiederfinden, was uns gerade eben in so erschütternder Weise plastisch vor Augen geführt wurde.

Noch ein letztes Wort: Der Streit um das Für und Wider, um die Echtheit oder Unechtheit des „Handwerksgelehrten“ erscheint mir zwecklos: Den endgültigen Beweis wird erst die Zukunft bringen!

Josef Künzli  
VERLEGER

## ANHANG

Auf den folgenden Seiten erscheinen Auszüge aus Veröffentlichungen, die – unabhängig vom „Handwerksgesellen“ – dem Leser zur weiteren Orientierung dienen sollen und dem Großteil der Menschen bisher unbekannt waren.

### Die Papstweissagungen des Malachias

Nach den berühmten Malachiasweissagungen sollen nach Papst Paul VI. (Flos Florum – Blume der Blumen) noch vier Päpste regieren. Diese wären:

1. *De Medietate Lunae* – Vom halben Mond
2. *De Labore Solis* – Von der Verfinsterung der Sonne
3. *De Gloria Olivae* – Von der Glorie des Ölbaums
4. *Petrus Romanus* – Petrus der Römer.

Zur Amtszeit des letzten Papstes ist folgendes erwähnt:

„In der letzten Verfolgung der heiligen römischen Kirche wird Petrus aus Rom regieren und seine Schafe weiden in vielen Drangsalen. Wenn diese vorbei sind, wird die Siebenhügelstadt zerstört, und der schreckliche Richter wird Sein Volk richten.“

(Auszug aus Widler: „Buch der Weissagungen“, im Miriam-Verlag erhältlich.)

### Auszug aus der Osteransprache von Papst Pius XII. 1957

„Herr, sende Deinen Engel und bewirke, daß unsere Nacht sich erhelle wie der Tag. Wie viele Herzen verzehren sich, um den Tag zu beschleunigen, an dem Du allein leben und herrschen wirst in den Herzen. Es gibt so manche Zeichen, daß Dein Kommen nicht mehr ferne ist. Maranatha. Komm, Herr Jesus!“

### Botschaften der Muttergottes an den Seher Clemente Dominguez von Palmar de Troya (Spanien)

28. Mai 1970:

„Ich werde die Vorläuferin der Zweiten Ankunft Christi, eures Heilandes, sein. Er ist bereit, zu kommen; viele von euch werden Ihn kennenlernen. Ihr werdet Ihn kommen sehen mit herrlichem Antlitz, und die ganze

Menschheit wird das Knie vor Ihm beugen. Von Engeln umgeben, wird Er kommen und begleitet von Elias und Henoah, die schon vor Ihm eine andere Ankunft haben werden, da es jene zwei sind, welche die Menschen zur Buße aufrufen und wiederum von ihnen verlangen werden, sich in Säcke zu hüllen und sich für die herrliche Ankunft des Richters zu bereiten. Ich lege euch nahe, daß die Ankunft meines göttlichen Sohnes Jesus vor dem Jahre 1990 und nach 1980 erfolgen wird ...

Es naht die Ankunft des Antichristen. Er wird sich als Sohn Gottes ausgeben, doch glaubt es nicht, denn ehe nicht das große Kreuz am Himmel sichtbar wird, ist die Stunde der Ankunft des Gottessohnes nicht gekommen. Der Antichrist wird sich mit der Herrschaft Satans verbünden, der Throne, Staaten, Fürstentümer, Republiken und alle Arten von Regierungen besetzen wird, denn in dieser Zeit wird die Welt unter der Gewalt der satanischen Lehre des Marxismus stehen ...“

24. Februar 1971:

„Mein Sohn, deine Aufgabe hier (in Barcelona, wo sich der Seher im Auftrag der Muttergottes einige Tage aufhielt) ist beendet. Jetzt mußt du dich in die ewige Stadt begeben, um den Verantwortlichen von Rom folgende Botschaft zu bringen:

*O Rom, deine Tage sind gezählt! Die schreckliche Verwüstung kommt über diese Stadt. Rom kommt in Aufruhr. Rom wird vom Feinde zertreten, der Vatikan wird zerstört. Die Kirchen werden geplündert und entweiht. Es gibt eine Menge Leichen, unter ihnen Bischöfe, Priester und Schwestern; denn Rom wurde mehr als genug gewarnt. Doch die Laster, der Hochmut, die Eitelkeit und die Machtgier haben die Stadt verdorben.*

*Der Marxismus bemächtigt sich mit siegreicher Fahne der Stadt Rom. Wehe Rom! Gott will jedoch Seine Barmherzigkeit walten lassen und ruft euch zum Gebet und zur Buße. So könnt ihr großes Unheil von der Ewigen Stadt abwenden. Mein göttlicher Sohn erinnert euch daran, daß Er bis zum Ende der Zeiten bei Seiner Kirche sein wird. Das will besagen, daß die Zerstörung von Rom nicht zugleich die Zerstörung der Kirche bedeutet, welche bis zum Ende der Zeiten bestehen wird.*

Ihr Kardinäle, Bischöfe und Priester, die ihr in Rom wohnt, tut Buße! Eure Mutter warnt euch. Ich schenke euch allen die Möglichkeit, unter meinem Mantel sichere Zuflucht zu finden. Eilt zu mir in euren Gebeten, und ich werde den Arm meines Sohnes, der bereits zuschlagen will, aufhalten. Der menschliche Stolz zerstört ja die Seelen der Guten mit seinen revolutionären Ideen.

O ihr Söhne R o m s , der Stadt, die Jesus Christus so sehr geliebt hat, und die Zeugin des Todes so vieler Märtyrer, so vieler Verteidiger der Heiligen Kirche war. Meinè Kinder, mich schickt mein göttlicher Sohn zu euch, um euch zu sagen, daß ihr *das Haus Meines Vaters in eine Räuberhöhle verwandelt habt*. Aber Er sagt mir auch, daß ich euch zur Buße aufrufen soll, und daß Er an euch Seine Barmherzigkeit erweisen will.

*Mein Sohn Jesus sagt, daß Er aus Liebe zu den Kardinälen, Priestern und Ordensschwwestern, die sich noch in Rom befinden und sich für die Rettung der Kirche anbieten, die Strafen über die Stadt R o m mildern wird. In dieser Stadt leben noch gute und heilige Kardinäle, Bischöfe und Priester. Diesen übertrage ich den Kreuzzug der Buße.*

Meine Kinder! Jesus übt Barmherzigkeit an euch. Tuet Buße! Euch, die ihr die Verantwortlichen dieser Stadt seid, fällt die Aufgabe zu, die Gläubigen zum Gebet und zur Buße aufzufordern.

Ich segne euch alle, ihr Söhne von R o m , und bedecke euch mit meinem heiligen Mantel."

(Diese Botschaft wurde durch den Seher am 27. Februar 1971 dem Sekretariat des Kardinal Ottaviani übermittelt. In einem Brief, den der Kardinal am 8. März 1971 an den Seher richtete, bestätigt er den Empfang der „Botschaft“ und teilt ihm mit, daß er dieselbe an die höchste Stelle weitergeleitet hat.)

#### **Botschaft von Jesus Christus an denselben Seher**

**13. April 1971:**

„Die Kirche wird mit jedem Augenblick, der verstreicht, mehr und mehr verdunkelt, und zahlreich sind jene, die Meine Zeichen verachten. Aber der Antichrist wird auch mit seinen Zeichen kommen, und man wird ihm glauben. Doch der Antichrist und seine Anhänger werden am Ende besiegt werden.

Das Jahr 1972 wird chaotisch sein, es wird eine schreckliche Warnung bringen für die Menschheit, die aufgerufen wird, das Ende der Zeiten und Mein nahe Kommen vorzubereiten.

Den Priestern und Laien sage, sie sollen sich über das dritte Geheimnis von Fatima nicht lustig machen.

Am Ende werde Ich für die einen als Richter und für die andern als Vater kommen.

Nehmt eure Zuflucht zu Meiner heiligen Mutter. Sie ist der göttliche ‚Hirt‘, jene, die beauftragt ist, euch auf den guten Weg zu führen.

Die Züchtigungen werden kommen, aber die Warnungen und die Wunder werden weiter andauern und nicht fehlen.

Den Bischöfen Spaniens, ebenso jenen Frankreichs, Italiens und Venezuelas sage, sie sollen auf die Stimme Gottes durch die Vermittlung Seiner Seher hören. Ich verspreche, ihnen die notwendigen Beweise zu geben, damit sie glauben, wenn sie demütig bitten."

#### **Botschaften der Muttergottes an den Seher Vicente**

**18. Februar 1971:**

„Meine geliebten Söhne von Italien, Frankreich und Spanien!

Ich komme wie ein Arzt, um eure geistigen Übel zu heilen. Hier erwarte ich euch mit offenen Armen. Jesus schickt mich, um euch zu sagen, daß *die Zukunft Europas in eurer Hand liegt, entsprechend eurem Gebet und Opfer*. Es nähern sich böse Tage für Italien, Frankreich und Spanien. Der Marxismus bedrängt euch und bietet euch Süßigkeiten an, damit ihr die geistigen Güter, die euch zu Gott führen, im Stiche laßt."

**3. März 1971 (gegeben im Heiligtum der Wundertätigen Medaille in Paris):**

„*Schaut nicht auf Paris, es ist eine Beute der Flammen! Es wird kein Stein auf dem anderen bleiben*. Meine Söhne! Ich danke euch, daß ihr meinen Wunsch erfüllt habt und zu diesem Heiligtum der Wundertätigen Medaille gekommen seid. Verbreitet in Frankreich und ganz Europa folgende Botschaft:

Ihr Söhne Frankreichs, viele von euren Städten werden zerstört werden, vor allem diese Stadt Paris wird der völligen Zerstörung anheimfallen. Jesus ist sehr erzürnt über diese Stadt Paris, wo Er so sehr beleidigt wird durch die Sünden der Unzucht, des Stolzes, der Eitelkeit, des Mangels an Liebe zu dem, der am Kreuze gestorben ist.

*Viele Städte anderer Nationen von Europa werden dieselbe Strafe erleiden.*

*Meine Kinder, verbreitet die Andacht zu meiner Wundertätigen Medaille! Sie wird ein guter Schutz sein wider die Feinde, tragt sie an eurem Rosenkranz, und ruft mich mit diesem süßen Namen an! Ich tue für euch sogar Dinge, die ihr für unmöglich haltet. Ich bin die Wundertätige. Wundert euch nicht, wenn ich eine verdorbene Stadt rette, falls sie betet und Buße tut.*

*Europa, dir droht der große Krieg! Das Atom wird viele eurer Nationen vernichten, denn ihr habt die Wahrheit gehabt und habt sie nicht praktiziert. Diese Strafen werden sich auf andere Nationen der Welt ausdehnen. New York geht unter, ebenso Washington und viele andere Städte der Vereinigten Staaten, wegen ihrer Unsittlichkeit, ihres Stolzes und ihrer großen Reichtümer, während ihre Brüder Hungers sterben.*

Sagt der Welt, daß ich die Wundertätige bin. Wenn ihr mich darum bittet mit wahrem Vertrauen, werde ich bei der Hl. Dreifaltigkeit erlangen, daß alle diese Strafen verringert werden. Betet, und tut Buße!

Spanien, auch du wirst Strafen erleiden, denn du gehorchst der Stimme Gottes nicht. Jedoch wird Spanien durch die Gnade Gottes weniger leiden, da unter den Spaniern viele mich verehren, und diese werde ich nicht im Stiche lassen.

*Meine Kinder, hütet euch vor dem Kommunismus.* Er dringt in alle Nationen ein, um ihnen den Todesstoß zu versetzen. *Hütet euch vor der Freimaurerei,* die schon in allen Lagern Europas herrscht. Leider hat sie sich auch in Spanien eingeschlichen.

Meine Kinder, betet ständig, und tut Buße, denn ihr werdet nur mehr wenige Warnungen bekommen. Der himmlische Vater ist daran, Seinen heiligen Zorn über der undankbaren Menschheit zu entladen. — Es ist mein Wunsch, daß diese Botschaft überall verbreitet und in *alle europäischen Sprachen übersetzt* wird. Ich segne euch.“

### Das Geheimnis der Jacinta

*(Auszüge aus dem Brief der Mutter Godinho an Papst Pius XII.)*

*Ich bin die Pflegemutter von Jacinta Marto, der Seherin von Fatima, die mir folgendes Geheimnis mitgeteilt hat, das ich seit vielen Jahren ehrfürchtig behütet habe, jetzt jedoch, wo ich den Tod nahen fühle, will ich es Eurer Heiligkeit mitteilen. Unter Eid bürge ich dafür, daß diese meine Darlegung rein und einfach den Wortlaut enthält, den ich von ihr gehört habe, und der mein Geheimnis bildet. Er lautet: Pflegemutter, sagen Sie dem Heiligen Vater, daß die Welt geschüttelt wird, und daß Unsere Liebe Frau den Arm Ihres geliebten Sohnes nicht mehr zurückhalten kann, der durch die Sünden sehr beleidigt wurde, die man in der Welt begeht. Wenn die Welt sich jedoch entschließen würde, noch Buße zu tun, so würde ihr Unsere Liebe Frau noch zu Hilfe kommen. Im entgegengesetzten Fall jedoch würde das Strafgericht unfehlbar über sie kommen, weil man es an Gehorsam gegenüber dem Heiligen Vater hat fehlen lassen.*

*Sie bat mich ferner, ich solle dem Heiligen Vater und Seiner Exzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Leiria, sagen, daß das Haus, das ich in Fatima besitze, sich „Haus Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz in Fatima“ nennen müßte, und daß die Schwestern dieses Ordens nach der Gutheißung den Beinamen „Schwestern Klarissen, Madre Maria do Lado“ haben, und daß sie mit dem Vatikan vereint stehen müßten, um sich für das Jahr 1972 vorzubereiten, weil die Sünde der Unkeuschheit, der Eitelkeit und des zu großen Luxus solche Strafgerichte der Welt bringen würden, daß sie große Leiden dem Heiligen Vater verursachen würden, der Arme!“, sagte sie. Ich glaubte damals nicht viel an diese Dinge, sie jedoch bestand darauf, indem sie fortfuhr: Pflegemutter, sagen Sie dem Heiligen Vater, daß Unsere Liebe Frau will, dieses Werk möge das von Seiner Heiligkeit geliebte sein; schauen Sie mal, ob Sie es ihm nicht sagen könnten; und sie sagte ferner: Unsere Liebe Frau will, daß man in der Cova da Iria ein Haus für Sie (die Gottesmutter) habe, und daß die Schwestern, die nachher kommen würden, dort ihre Tugenden nachahmen und die Sünden sühnen sollten, die man in anderen Ordenshäusern begeht. Weiters sagte Unsere Liebe Frau zur Seherin: In diesem Haus wird das Stillschweigen streng sein, man wird nur das unbedingt Notwendige sprechen und nicht mehr; es wird nichts gemacht werden ohne Erlaubnis Seiner Heiligkeit; und die Ordensfrauen, die unter diesem Dach Unserer Lieben Frau leben würden, müßten die Tugenden der himmlischen Mutter nachahmen, sie dürften keinen Verkehr mit der Welt haben, sie sollten sehr zurückgezogen leben und sie müßten besonders für den Heiligen Vater beten, indem sie alle Bußübungen mit dem Vatikan vereinigten, in der Meinung von ... (hier folgt die Erwähnung von vier Ländern, deren Namen für den gegenwärtigen Zeitpunkt zu verschweigen wir vorziehen).*

*Ich Franziskusschwester — Maria da Purificacao Godinho —, der die Seherin „Jacinta“ diese vertraulichen Mitteilungen gemacht hatte, habe nichts davon verstanden, es scheint mir jedoch, sie wollte sagen, daß der Krieg in der Welt erst dann aufhören würde, wenn die Menschen auch geendet hätten.*

Zu diesem Zeitpunkt sagte ich Jacinta, daß der Heilige Vater wohl wüßte, was er zu tun hätte, und daß unser Herr und unsere heiligste Mutter ihn inspirieren würden, so daß es unnötig wäre, daß ich ihm sage, was sie, die Seherin, mir übermittelte. Aber sie fuhr fort, zu sprechen und sagte mir, daß der Triumph unseres Herrn noch kommen muß, daß aber vorher viele Tränen fließen werden, weil man in der Welt Seinen heiligen Willen nicht erfülle, und sie sagte mir ferner, es täte ihr sehr leid, sich nicht besser auszudrücken zu wissen, daß sie es aber versuchen wolle: *Es gibt ein Geheimnis des Himmels und ein anderes der Erde, dieses ist furchtbar, es wird schon das Ende der Welt scheinen, und in diesem Kataklysmus (= Vernichtung, Erdumwälzung) wird*

*alles vom Himmel isoliert sein, der weiß wie der Schnee werden wird.* Unsere Liebe Frau sagte ferner, daß wir viel beten und viele „Opfer der Sinne“ machen (auf vieles verzichten) sollten, weil das unserem Herrn sehr wohlgefällig sei, daß wir unsern Herrn aus ganzem Herzen lieben und vor den Priestern Ehrfurcht haben sollten, weil sie das Salz der Erde sind und dazu dienen, um den Seelen den Weg zum Himmel zu verweisen. Sie empfahl auch oft der Seherin, daß ich nichts ohne Erlaubnis des Heiligen Vaters und des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Leiria unternehmen sollte und sie (Jacinta) bat mich ferner, ich sollte Eurer Heiligkeit sagen, daß Unsere Liebe Frau mir hier im Waisenhaus mehr als einmal erschienen sei und daß sie ihr, der Seherin, auch erschienen sei, bevor sie in das Krankenhaus da Estefânia kam, und daß sie in diesem Augenblick eine solche Harmonie fühlte, daß es ihr schien, als stünde sie schon in der Gegenwart Gottes und genieße die ewige Herrlichkeit für alle Ewigkeit.

Diese meine lange, aber ehrliche Darlegung beendet, wirft sich vor Eurer Heiligkeit nieder, indem sie ehrfurchtsvoll ihm den Ring küßt, die Geringste Eurer Mägde.

Madre Maria da Purificacao Godinho 25. IV. 1954

(Entnommen aus: „Bote von Fatima“, Nr. 1, 13. Januar 1972, mit Genehmigung der Schriftleitung.)

### **Schwester Lucia über den Rosenkranz.**

(Auszüge aus einem Brief des Seherkindes Lucia vom 4. April 1970 an einen ihr verwandten Priester)

„... möge dieses Dein Apostolat wie das aller unserer Brüder und Schwestern im Missionsdienst für die Seelen das Licht des Glaubens sein, das sie auf dem Weg der Wahrheit, der Hoffnung und der Liebe leitet, jenes Licht, von dem uns der Herr in Seinem Evangelium spricht: „Ihr seid das Licht der Welt und das Salz der Erde!“ Dazu ist es nötig, daß man sich nicht mitreißen läßt von den Lehren der Widersprecher, die die Orientierung verloren haben ... die Kampagne ist teuflisch, wir müssen ihr Widerstand leisten, wobei wir aber Zusammenstöße vermeiden sollen. Wir müssen den Seelen klarmachen, daß wir jetzt mehr als für uns und für die, die gegen uns sind, beten müssen! *Wir müssen jeden Tag den Rosenkranz beten, er ist das Gebet, das unsere Liebe Frau in besonderer Weise empfahl, gleichsam als wollte sie uns für diese Tage der diabolischen Kampagne dagegen vorbereiten!* Der Widersacher weiß, daß wir uns durch das Gebet retten müs-

sen, und daher kämpft er dagegen, um uns zu verderben. Jetzt, da der Monat Mai beginnt, bete mit dem Volk den Rosenkranz alle Tage, *scheue dich nicht, das Allerheiligste auszusetzen und in seiner Gegenwart den Rosenkranz zu beten.* Es ist falsch, wenn man behauptet, er sei nicht liturgisch!

Alle Gebete des Rosenkranzes sind Teil der hl. Liturgie, und wenn sie Gott nicht mißfallen, wenn wir sie bei der Feier des hl. Opfers beten, so mißfallen sie Ihm auch nicht, wenn wir sie in Seiner Gegenwart beten, wenn Er zu unserer Anbetung ausgesetzt ist; im Gegenteil!

Es ist das Gebet, das Ihm am meisten gefällt, denn es ist jenes, womit wir Ihn am besten loben – „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist...“; es ist das Gebet, das der Vater den Engeln eingab, damit sie bei der Krippe des fleischgewordenen Wortes „Ehre sei Gott...“ sängen.

„Vater unser im Himmel...“: es ist das von Jesus Christus der Menschheit gelehrt Gebet. Wenn ihr beten wollt, so sprecht: „Vater unser im Himmel...“

Und was ist das „Gegrüßet seist Du, Maria...“ anderes als ein Lob und eine Bitte, die an Gott gerichtet sind? „Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir!“ – gleichsam als sagten wir: Ich grüße Dich, Maria, nicht Deinetwegen (letztlich), sondern wegen des Herrn, der mit Dir ist, wegen des Herrn, der in Dir wohnt und Dich zum lebendigen Tabernakel erwählt hat, in den Er Sein Wort eingeschlossen hat, den wahren Gott und Menschen! Ich knie mich in Deiner Gegenwart nieder, denn *Du bist der erste, von der heiligsten Dreifaltigkeit bewohnte Tempel!* Gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, denn diese Frucht ist Jesus, der Sohn Gottes; ich bete Ihn in Dir wie im Tabernakel an. Ich preise Ihn (in Seiner Menschengestalt genauso) wie in der Hostie, für die Du die Monstranz bist – und weil Du eben eine lebendige Monstranz bist, Mutter Gottes und unsere Mutter, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. *Welches schönere eucharistischere Gebet könnten wir beten, falls wir ihm den wahren Sinn geben?*

Das Rosenkranzgebet ist kein Beten einfachhin drauflos, auch ist es nicht vergebens, dieselben Worte zu wiederholen. Der Evangelist sagt uns, daß Jesus Christus im Ölgarten 3 Stunden zum Vater betete, indem Er immer dieselben Worte wiederholte: „Abba, Vater, alles ist Dir möglich. Laß diesen Kelch an Mir vorübergeben. Doch nicht was Ich will, sondern was Du willst.“ Nun, beim Rosenkranzgebet wiederholen wir keine 3 Stunden hindurch dieselben Worte. Und schließlich hat doch Gott selber, der höchste Schöpfer von allem, was existiert, angeordnet, daß alles geschaffene Sein sich

mittels einer ununterbrochenen Wiederholung derselben Akte, Bewegungen und Laute erhält; die Gestirne kreisen immer in derselben Weise, die Erde um dieselbe Achse, die Sonne sendet ihr Licht und ihre Strahlen immer auf die gleiche Weise, die Pflanzen sprießen hervor, blühen und bringen Frucht, jede nach ihrer Art und alle Jahre auf die gleiche Art usw., und so alle anderen Dinge, die existieren. Wir selber leben, atmen ein und aus, indem wir immer dieselbe organische Tätigkeit wiederholen, und so ist es auch, wenn wir Nahrung zu uns nehmen usw. Dennoch ist noch keiner auf den Gedanken gekommen, zu behaupten, das sei eine veraltete Lebensweise! Warum nun sollte der Rosenkranz veraltet sein, den uns Gott gelehrt und so sehr ans Herz gelegt hat? Leicht kann man hier die List des Teufels und seiner Gefolgsleute entdecken, die die Seelen von Gott entfernen wollen, indem sie sie vom Gebet wegwenden. Im Gebet begegnen die Seelen Gott, und in diesem Begegnen schenkt sich Gott den Seelen, indem Er ihnen Seine Gnaden mitteilt, Seine Erleuchtungen und Seine Gaben. Daher kämpfen jene so sehr gegen das Gebet an. Laß Dich nicht täuschen, kläre die Seelen auf, die Dir anvertraut sind, und bete mit ihnen alle Tage den Rosenkranz, bete ihn in der Kirche, auf den Straßen, Wegen und Plätzen; wenn es Dir möglich ist, gehe mit dem Volk die Straßen entlang und bete und singe mit ihm dabei den Rosenkranz und beende ihn in der Kirche mit dem eucharistischen Segen. Das, im Geist des Gebetes und der Buße, um den Frieden für die Kirche . . . und für die Welt zu erbitten.

Ich bin sicher, daß, wenn man in diesem Sinn die Seelen aufrufen würde, sie darauf eingehen und guten Willens folgen werden; denn die Schafe folgen ihrem Hirten, wenn er es versteht, sie zu lenken und auf dem guten Weg zu führen. Schwester Lucia vom Unbefleckten Herzen."

(Entnommen aus: „Bote von Fatima“, Nr. 10, 13. Oktober 1970, mit Genehmigung der Schriftleitung.)

### Das Schriften-Apostolat der „Rosenkranz-Aktion“

Im Zusammenhang mit dem Brief Lucias, der die Bedeutung und Wirksamkeit des Rosenkranz-Gebetes so tiefgründig behandelt, sei den Marienverehrer unter den Lesern der Hinweis gegeben, daß vor einigen Jahren die „Rosenkranz-Aktion“ gegründet wurde, die von Anfang an mit viel Erfolg wirkt.

Ihr Ziel ist es, sich für die Vertiefung des religiösen Lebens im Geiste Jesu Christi und Seiner jungfräulichen Mutter Maria einzusetzen.

Vor allem durch die Kleinschrift „Ein Geschenk wie Gold: der Rosenkranz“ mit zwei geweihten Ringrosenkränzen wurde die „Rosenkranz-Aktion“ in weiten Kreisen bekannt. Die genannte Kleinschrift enthält eine Anleitung über das Beten des Rosenkranzes. Sie hat bereits viele Menschen zum Rosenkranzgebet angeregt und von seinem Wert überzeugt.

Die wertvolle Kleinschrift wird kostenlos zur Verfügung gestellt. Zur Deckung der Unkosten kann jedoch durch eine freiwillige Spende beigetragen werden.

Die Schrift eignet sich zur Verbreitung an Verwandte und Bekannte: Jedermann, ob arm oder reich, hat hier die Möglichkeit, im katholischen Schriften-Apostolat mitzuwirken.

Die Anschrift der „Rosenkranz-Aktion“ lautet:

Rosenkranz-Aktion e. V.

D-7893 Jestetten



## Die Wettersensation von 1971

### „Haarscharf an der Katastrophe vorbei“

„Was ist bloß mit dem Wetter los?“ Diese Frage stellten sich zum Jahresende nicht nur Millionen Bundesbürger. Auch die gelehrten Wetterfrösche kamen aus dem Staunen kaum noch heraus.

Das Jahr 1971 brachte meteorologisch eine Sensation nach der anderen. Es begann mit einem der kältesten Neujahrstage seit Beginn der Wetterbeobachtung im 17. Jahrhundert: -15 Grad. Noch im März fiel das Barometer in Süddeutschland auf -20 Grad: das hatte es seit 300 Jahren nicht gegeben.

Der April brachte eine „Trockenzeit“ von drei Wochen und strafte damit alle Regeln vom wetterwendischen April Lügen. Auch der Mai präsentierte sich mit zehn Sonnentagen und über 25 Grad als meteorologisches Unikum.

Nur der durchweg verregnete Juni bewahrte uns vor einer totalen Wasserverknappung wie in den Dürrejahren 1911 und 1959.

Dennoch fehlten in diesem „Jahrhundertsommer“ rund 30 Prozent des sonst üblichen Niederschlages. Rund 2000 Sonnenstunden wie 1971 hat es seit 1900 erst viermal gegeben. Daß im Herbst da und dort das Wasser knapp wurde, war kein Wunder.

Diplom-Meteorologe A. C a p p e l vom Deutschen Wetterdienst: „Wir sind haarscharf an einer Katastrophe vorbeigeschlittert. Ohne die Niederschläge im Juni hätte es in Mitteleuropa eine Mißernte gegeben wie nie zuvor.“

Lange Worte über den absonderlich warmen Dezember zu verlieren, erübrigt sich, da wir uns alle genug gewundert haben. Wann je gab es zu Weihnachten österliche Temperaturen in Deutschland!

Laien denken bei der Frage „Was ist bloß mit unserem Wetter los?“ noch immer gerne an Atombombenversuche, neuerdings auch an die Luftverschmutzung. Die Experten hingegen, obwohl auch zerstritten, sprechen überwiegend von kosmischen Vorgängen und Veränderungen auf der Sonne, die langfristig unser Wetter verändern.

Konrad Kurz

Entnommen aus: „neue bildpost“ Nr. 4, 23. Januar 1972.

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<b>VORWORT</b>	9
<b>EINLEITUNG</b>	13
Die zweite Ankunft des Christus	21
Geheimnisvolle Erscheinungen	31
Meine Urheimat	39
Meine Ahnen	45
Der mysteriöse Fremde	53
Ich habe den geheimnisvollen Fremden getroffen	61
Meine Seele entfaltet sich	65
Ein schwieriger Anfang	79
Klatschende Ohrfeigen	85
Geläuterte Seele	93
Gott spricht zu den Menschen	100
<b>Der erste Teil der Botschaft von Fatima und die Engelsunterweisungen</b>	105
Die Engelsunterweisungen	112
Die erste Vorbereitung durch den Engel	121
Die zweite Vorbereitung durch den Engel	123
Die dritte Vorbereitung durch den Engel	126
<b>Die Erscheinungen der Seligen Jungfrau</b>	133
Das erste Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Mai 1917	140
Das zweite Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Juni 1917	146
Das dritte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Juli 1917	150
Das erste Geheimnis	153
Das zweite Geheimnis	158
Das dritte Geheimnis	161
Das vierte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 19. August 1917	166
Das fünfte Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. September 1917	179
Das sechste Erscheinen der Seligen Jungfrau am 13. Oktober 1917	188
Mein Schutzengel befahl mir das Schweigen	202
Schlange in der Krypta	215
Der Tod schreitet durch die Straße	238
Eine aufsteigende dunkle Schattensäule	252
Ein Fingerzeig Gottes	269

<b>Fortsetzung der Botschaft von Fatima. II. Teil</b>	294
Das erste Schriftstück	294
Das zweite Schriftstück	297
Ich habe einen Blick in die kommenden schäuderhaftesten Zeiten getan	301
Die Vorzeichen der großen Katastrophe	311
<b>SCHLUSSWORT DES HERAUSGEBERS</b>	323
<b>ANHANG</b>	324
Die Papstweissagungen des Malachias	324
Auszug aus der Osteransprache von Papst Pius XII. 1957	324
Botschaften der Muttergottes an den Seher Clemente	324
Botschaften von Jesus Christus an denselben Seher	326
Botschaften der Muttergottes an den Seher Vicente	327
Das Geheimnis der Jacinta	328*
Schwester Lucia über den Rosenkranz	330
Das Schriften-Apostolat der „Rosenkranz-Aktion“	332
Die Weltsensation von 1971	334
<b>INHALTSVERZEICHNIS</b>	335

Doch diese Zeitspanne verstrich, ohne daß eine ernstgemeinte Bekehrung der Menschen erfolgte.

Jetzt sollte das vierte Seherkind seine Aufgabe erhalten: die Verkündung des schon als „definitiv“ zu betrachtenden II. Teils der Botschaft von Fatima an die ganze Welt!

Das vierte Seherkind war ein ungarischer Handwerkerbub.

Er ist der Autor dieses Buches, das er unter dem Pseudonym „Dr. Julius Tischler“ geschrieben hat.

Der Verfasser war nicht nur bei allen Muttergotteserscheinungen des Jahres 1917 (vom 13. Mai bis 13. Oktober) dabei, sondern er ist gleichzeitig auch der einzige Überbringer des II. Teils der Botschaft von Fatima, gegeben am 13. Mai 1923 in Gyula (Ungarn)!

Vielen Menschen ist bekannt, daß bei der Muttergotteserscheinung vom 13. Juli 1917 drei Geheimnisse den Seherkindern mitgeteilt wurden. Die ersten beiden Geheimnisse wurden schon bald nach Ablauf der Erscheinungen der interessierten Öffentlichkeit bekanntgegeben.

Über das dritte Geheimnis aber wurde Stillschweigen bewahrt und nur soviel mitgeteilt, daß es nicht vor 1960 geöffnet werden dürfe. Längst ist dieses Jahr verflossen, und noch immer warten Hunderttausende von aufrichtigen Fatima-Anhängern auf seine Veröffentlichung.

Doch jetzt ist auch diese Zeit des Wartens abgelaufen.

Unser Autor, das vierte Seherkind, war Zeuge des dritten Geheimnisses und beschreibt es im Zusammenhang mit dem II. Teil der Botschaft von Fatima in einem besonderen Kapitel. Er gab ihm die Überschrift: „Ich habe einen Blick in die kommenden schauderhaftesten Zeiten getan.“